# KRIEG UND KRIEGER

HERAUSGEGEBEN VON ERNST JÜNGER

Krieg und Krieger / Herausgegeben von Ernst Jünger

# Krieg und Krieger

Herausgegeben von

Ernst Jünger

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin 1930

[Rare]
D
515
J83
1930

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1930 by Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin.
Einband- und Umschlagzeichnung von Rudolf Schlichter.

Druck der Hofbuchdruckerei von C. Dünnhaupt, G. m. b. H., Dessau

# Vorwort.

Bücher über den Krieg sind in den letzten Jahren in großer Anzahl erschienen. Es ist vorauszusehen, daß auch die nächsten Jahre noch sehr viele Erscheinungen dieser Art bringen werden. Mit Recht, denn der Krieg ist das Ereignis, das unserer Zeit das Gesicht gegeben hat.

Der innere Zusammenhang, der den in diesem Buche gesammelten Aufsätzen zugrunde liegt, ist der des deutschen Nationalismus, dessen Kennzeichen es ist, daß er den Anteil sowohl am Idealismus der Großväter als auch am Rationalismus der Väter verloren hat. Seine Haltung ist vielmehr die eines heroischen Realismus, und das, was er zu begreifen wünscht, ist jene Substanz, jene Schicht einer unbedingten Wirklichkeit, von der sowohl die Ideen wie die verstandesmäßigen Schlüsse nur die Äußerungen sind. Daher ist diese Haltung zugleich eine symbolistische, insofern sie jede Tat, jeden Gedanken und jedes Gefühl als das Symbol eines einheitlichen und unveränderlichen Seins begreift, dem es unmöglich ist, sich seiner eigenen Gesetzmäßigkeit zu entziehen.

Dieses Buch ist nicht etwa als eine Auseinandersetzung mit dem Liberalismus gedacht, denn die Zeit, in welcher der Nationalismus aus derartigen Diskussionen lernen konnte, ist vorbei. Es ist vielmehr ausschließlich für jene deutsche Jugend berechnet, die sowohl ihre Verantwortung kennt als auch die Pflicht, diesem Gefühl der Verantwortung eine Position zu schaffen, die das deutsche Leben bestimmt. Daher beschäftigt es sich nicht mehr mit der Frage, ob Rüstung notwendig ist oder nicht, sondern mit dem Raum, aus dem sich die neue Rüstung zu entfalten hat. Da dieser Raum anerkannt wird, konnte auf einen Ausgleich der Widersprüche, an denen es innerhalb dieser Sammlung von Stimmen naturgemäß nicht mangelt, verzichtet werden, denn es kommt nicht darauf an, daß eine Haltung widerspruchslos, sondern daß sie fruchtbar ist.

Wir legen dieses Buch also in die Hand all derer, die noch ein Vaterland kennen, das Deutschland heißt, als einen Beitrag zu jener Arbeit, die heute wie im Gesamtbewußtsein der Nation, so auch im Bewußtsein jedes Einzelnen vollzogen werden muß.

Ernst Jünger.

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . 5

Ernſt Jünger,
Die totale Mobilmachung . . . . . 9

Wilhelm v. Schramm,
Schöpferiſche Kritik des Krieges . . . . . 31

Friedrich Georg Jünger,
Krieg und Krieger . . . . . 51

Albrecht Erich Günther,
Die Intelligenz und der Krieg . . . . . 69

Ernſt v. Salomon,
Der verlorene Haufe . . . . . 101

Friedrich Hielſcher,
Die große Verwandlung . . . . . 127

Werner Beſt,
Der Krieg und das Recht . . . . . 135

Gerhard Günther,
Die Bändigung des Krieges durch den Staat . 163

Ernst Jünger

# Die totale Mobilmachung

## I.

Es widerstrebt dem heroischen Geist, das Bild des Krieges in einer Schicht zu suchen, die durch menschliches Handeln bestimmt werden kann. Wohl aber bieten ihm die mannigfaltigen Verwandlungen und Verhüllungen, die die reine Gestalt des Krieges im Wechsel menschlicher Zeiten und Räume erleidet, ein fesselndes Schauspiel dar. Dieses Schauspiel erinnert an die Vulkane, in denen stets dasselbe innerste Erdfeuer zum Ausbruch kommt, und die doch in sehr verschiedenen Landschaften an der Arbeit sind. So bedeutet, an einem Kriege teilgenommen zu haben, etwas Ähnliches, wie im Bannkreise eines dieser feuerspeienden Berge gewesen zu sein, — aber zwischen dem isländischen Hekla und dem Vesuv am Golfe von Neapel besteht ein großer Unterschied. Man kann freilich sagen, daß die Verschiedenheit der Landschaften im gleichen Maße schwindet, in dem man sich dem glühenden Rachen des Kraters nähert, und daß dort, wo die eigentliche kriegerische Leidenschaft zum Durchbruch kommt, also vor allem im nackten, unmittelbaren Kampf auf Leben und Tod, es eine nebensächliche Rolle spielt, in welchem Jahrhundert, für welche Ideen und mit welchen Waffen gefochten wird, — doch nicht davon soll im Folgenden die Rede sein.

Wir werden uns vielmehr bemühen, einige Daten zu sammeln, die den letzten Krieg, unseren Krieg, das größte und wirksamste Erlebnis dieser Zeit unterscheiden von anderen Kriegen, deren Geschichte uns überliefert ist.

## II.

Vielleicht wird die Eigenart dieser großen Katastrophe am besten durch die Angabe angedeutet, daß sich in ihr der Genius des Krieges mit dem Geiste des Fortschrittes durchdrang. Dies gilt nicht nur für den Kampf der Länder untereinander; es gilt auch für den Bürgerkrieg, der in vielen dieser Länder eine zweite, reichliche Ernte hielt. Diese beiden Erscheinungen, der Weltkrieg und die Weltrevolution, sind weit enger miteinander verflochten, als es dem ersten Blicke scheint; sie sind zwei Seiten eines Ereignisses von kosmischer Art, in vielen Beziehungen voneinander abhängig, sowohl was ihre Entstehung als was ihren Ausbruch anbetrifft.

Es ist wahrscheinlich, daß unserem Denken noch seltsame Entdeckungen bevorstehen über die Erscheinung, die sich hinter dem

etwas vagen und flimmernden Begriffe „Fortschritt“ verbirgt. Ohne Zweifel bewegt sich die Art, in der wir heute geneigt sind, uns über sie lustig zu machen, auf einer zu billigen Ebene. Zwar kann man sich, was diese Abneigung betrifft, auf jeden wirklich bedeutenden Geist des 19. Jahrhunderts berufen, — aber bei allem Ekel vor der Plattheit und Einförmigkeit der Gebilde, denen man sich gegenübersieht, taucht doch der Verdacht auf, ob nicht der Raum, dem diese Gebilde entstammen, weitaus bedeutender ist. Schließlich hängt selbst die Tätigkeit der Verdauung von den Kräften eines wunderbaren und durchaus unerklärlichen Lebens ab. Es läßt sich heute freilich mit guten Gründen belegen, daß der Fortschritt kein Fortschritt ist, aber wichtiger als diese Feststellung ist vielleicht die Frage, ob seine eigentliche Bedeutung nicht eine geheimere, ganz andersartige ist, die sich der scheinbar so übersichtlichen Maske der Vernunft als eines ausgezeichneten Versteckes bedient.

Gerade die Sicherheit, mit der typisch fortschrittliche Bewegungen zu Ergebnissen führen, die ihren eigenen Tendenzen entgegengesetzt sind, legt die Vermutung nahe, daß hier, — wie überall im Leben, — weniger die Tendenzen, als andere, verborgenere Antriebe entscheidend sind. Mit Recht hat der Geist vielfach in der Verachtung der hölzernen Marionetten des Fortschritts geschwelgt, — aber die feinen Drähte, die ihre Bewegungen vollziehen, sind unsichtbar.

Wünscht man sich über die Struktur der Marionetten zu unterrichten, so kann man sich keinen vergnüglicheren Leitfaden wählen als Flauberts Roman „Bouvard und Pécuchet“. Wünscht man sich aber mit den Möglichkeiten der geheimeren Bewegung, die immer mehr zu ahnen als nachzuweisen ist, zu beschäftigen, so wird man schon bei Pascal und Hamann eine Fülle aufschlußreicher Stellen entdecken.

„Unterdessen stehen auch unsere Phantasien, Illusionen, fallaciae opticae und Trugschlüsse unter Gottes Gebiet.“ Sätze dieser Art sind bei Hamann häufig zu finden, sie drücken eine Gesinnung aus, die die Anstrengungen der Chemie in das Gebiet der Alchymie einzubeziehen strebt. Lassen wir es dahingestellt sein, welch Geistes Gebiet es ist, unter dem die optische Täuschung des Fortschrittes steht, denn wir schreiben an einem Essay für Leser des 20. Jahrhunderts, nicht aber an einer Dämonologie. Soviel ist jedoch sicher, daß nur eine Kraft von kultischer Art, nur ein Glaube auf

die Kühnheit verfallen konnte, die Perspektive der Zweckmäßigkeit bis ins Unendliche auszuziehen.

Und wer möchte denn auch bezweifeln, daß der Fortschritt die große Volkskirche des 19. Jahrhunderts ist, — die einzige, die sich wirklicher Autorität und kritikloſen Glaubens zu erfreuen hat?

## III.

Bei einem Kriege, der in einer solchen Atmosphäre zum Ausbruch kam, mußte das Verhältnis, in dem die einzelnen Partner zum Fortschritt standen, eine entscheidende Rolle spielen. Und wirklich ist hier der eigentliche moralische Faktor dieser Zeit zu suchen, dessen feinen, unwägbaren Ausstrahlungen selbst die stärksten, mit den letzten Vernichtungswaffen des Maschinenzeitalters ausgerüsteten Armeen nicht gewachsen sind, ja, der seine Truppen selbst in den Heerlagern des Gegners zu werben vermag.

Um diesen Vorgang anschaulich zu machen, sei hier der Begriff der *totalen Mobilmachung* eingeführt: Die Zeiten sind längst vorüber, in denen es genügte, hunderttausend angeworbene Subjekte unter zuverlässiger Führung auf die Schlachtfelder zu schicken, wie es etwa in Voltaires Candide geschildert wird, und in denen, wenn Seine Majestät eine Bataille verloren hatte, Ruhe als die erste Bürgerpflicht gefordert werden konnte. Aber noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten durch konservative Kabinette Kriege vorbereitet, geführt und gewonnen werden, denen die Volksvertretungen gleichgültig oder selbst ablehnend gegenüberstanden. Freilich setzte dies ein ganz besonderes Verhältnis zwischen der Krone und der Armee voraus, ein Verhältnis, das durch das einer dynamischeren Lebensauffassung entsprungene System der allgemeinen Wehrpflicht nur eine oberflächliche Veränderung erfahren hatte und in seinem Kerne noch der patriarchalischen Welt angehörte. Es setzte dies ferner eine gewisse Berechenbarkeit des Umfanges der Rüstungen und Kosten voraus, die den Krieg zwar als eine außerordentliche, doch keineswegs grenzenlose Ausgabe aus den vorhandenen Kräften und Mitteln erscheinen ließ. In diesem Sinne haftete der Mobilmachung der Charakter einer *partiellen* Maßnahme an.

Es läßt sich nun verfolgen, wie die wachsende Umsetzung des Lebens in Energie, der zugunsten der Beweglichkeit flüchtiger und flüchtiger werdende Gehalt aller Bindungen, dem Begriff der Mobilmachung, die zu verfügen noch bei Kriegsausbruch in manchen

Ländern das ausschließliche und von keiner Gegenzeichnung abhängige Recht der Krone war, einen immer einschneidenderen Charakter verleiht. Die Erscheinungen, die das bedingen, sind mannigfaltiger Art. So schwindet mit der Verwischung der Stände und der Beschneidung der Privilegien des Adels zugleich der Begriff der Kriegerkaste dahin; die bewaffnete Vertretung des Landes ist nicht mehr die Pflicht und das Vorrecht des Berufssoldaten allein, sondern sie wird zur Aufgabe aller Waffenfähigen überhaupt. So macht es die ungeheure Vermehrung der Kosten unmöglich, die Führung des Krieges aus einem festen Kriegsschatze zu bestreiten, es ist vielmehr die Anspannung aller Kredite, die Erfassung auch des letzten Sparpfennigs notwendig, um die Maschinerie des Krieges im Gange zu erhalten. So fließt auch das Bild des Krieges als einer bewaffneten Handlung immer mehr in das weitergespannte Bild eines gigantischen Arbeitsprozesses ein. Neben den Heeren, die sich auf den Schlachtfeldern begegnen, entstehen die neuartigen Heere des Verkehrs, der Ernährung, der Rüstungsindustrie, — das Heer der Arbeit überhaupt. In der letzten, schon gegen Ende dieses Krieges angedeuteten Phase, geschieht keine Bewegung, und sei es die einer Heimarbeiterin an ihrer Nähmaschine, mehr, der nicht eine zum mindesten indirekte kriegerische Leistung innewohnt. In dieser absoluten Erfassung der potentiellen Energie, die die kriegführenden Industriestaaten in vulkanische Schmiedewerkstätten verwandelt, deutet sich der Anbruch des Zeitalters des vierten Standes vielleicht am sinnfälligsten an, — sie macht den Weltkrieg zu einer historischen Erscheinung, die an Bedeutung der französischen Revolution zum mindesten ebenbürtig ist. Um Energieen von solchen Ausmaßen zu entfalten, genügt es nicht mehr, den Schwertarm zu rüsten, — es ist eine Rüstung bis ins innerste Mark, bis in den feinsten Lebensnerv erforderlich. Sie zu verwirklichen, ist die Aufgabe der totalen Mobilmachung, eines Aktes, durch den das weit verzweigte und vielfach differenzierte Stromnetz des modernen Lebens durch einen einzigen Griff am Schaltbrett dem großen Strome der kriegerischen Energie zugeleitet wird.

Eine Mobilisation von diesem Umfange hatte der menschliche Verstand zu Beginn des Weltkrieges noch nicht vorgesehen. Sie deutete sich jedoch bereits in einzelnen Maßnahmen, etwa im starken Einsatz der Kriegsfreiwilligen und Ersatzreservisten gleich zu Anfang des Krieges, in Ausfuhrverboten, in Zensurbestimmungen,

in Veränderungen der Geldwährung an. Im Laufe des Krieges verdichtete sich dieser Prozeß, die Rationierung der Rohstoffe und Lebensmittel, die Überführung des Arbeitsverhältnisses in das Militärverhältnis, die Zwildienstpflicht, die Bewaffnung der Handelsschiffe, die ungeahnte Ausdehnung der Befugnisse der Generalstäbe, das „Hindenburgprogramm", der Kampf Ludendorffs um die Identität von militärischer und politischer Führung seien als Beispiele genannt.

Dennoch wurden, trotz der ebenso grandiosen wie furchtbaren Schauspiele der späten Materialschlachten, in denen das menschliche Organisationstalent seine blutigen Triumphe feierte, die letzten Möglichkeiten noch nicht erreicht. Sie sind, selbst wenn man sich auf die Betrachtung der rein technischen Seite dieses Prozesses beschränkt, auch nur zu erreichen, wenn das Bild des kriegerischen Vorganges schon in die Ordnung des friedlichen Zustandes vorgezeichnet ist. So sehen wir, wie in vielen Staaten der Nachkriegszeit die neuen Methoden der Rüstung bereits auf die totale Mobilmachung zugeschnitten sind. Hier können Erscheinungen angeführt werden wie die radikale Vernichtung des freilich von jeher fragwürdigen Begriffes der „individuellen Freiheit" in Staaten wie Rußland und Italien, deren Tendenz dahin zielt, daß es nichts geben soll, was n i c h t als eine Funktion des Staates zu begreifen ist, ferner die in Frankreich entstandene Wertung der energie potentielle, ebenso die bereits im Frieden angebahnte Zusammenarbeit zwischen dem amerikanischen Generalstab mit der Industrie, ja, der noch weit seltsamere und anonymere Versuch, durch den die deutsche Kriegsliteratur das Allgemeinbewußtsein zu scheinbar nachträglichen, in Wirklichkeit jedoch höchst aktuellen Entscheidungen über kriegerische Dinge zwingt, — allein es genügt, dieses unser Leben selbst in seiner vollen Entfesselung und in seiner unbarmherzigen Disziplin, mit seinen rauchenden und glühenden Revieren, mit der Physik und Metaphysik seines Verkehrs, seinen Motoren, Flugzeugen und Millionenstädten zu betrachten, um mit einem mit Lust gemischten Gefühl des Entsetzens zu ahnen, daß es hier kein Atom gibt, das nicht in Arbeit ist, und daß wir selbst diesem rasenden Prozesse im Tiefsten verschrieben sind. Die totale Mobilmachung wird weit weniger vollzogen, als sie sich selbst vollzieht, sie ist in Krieg und Frieden der Ausdruck des geheimnisvollen und zwingenden Anspruches, dem dieses Leben im Zeitalter der Massen und Maschinen

uns unterwirft. So kommt es, daß jedes einzelne Leben immer eindeutiger zum Leben eines Arbeiters wird, und so kommt es, daß auf die Kriege der Ritter, der Könige und Bürger die Kriege der Arbeiter folgen, — Kriege, von deren rationeller Struktur und deren hohem Grade von Unbarmherzigkeit uns bereits die erste große Auseinandersetzung des 20. Jahrhunderts eine Ahnung gegeben hat.

IV.

Wir streiften die technische Seite der totalen Mobilmachung, deren Vervollkommnung von den ersten Aushebungen der Konventsregierung, von der Scharnhorstschen Armeereorganisation an zu verfolgen ist bis zu den großen dynamischen Rüstungsprogrammen der letzten Weltkriegsjahre, in denen sich die Länder in riesige Fabriken verwandelten, die Armeen am rollenden Bande produzierten, um sie bei Tag und Nacht auf die Schlachtfelder zu entsenden, wo ein ebenfalls sehr mechanisch gewordener blutiger Verzehr die Rolle des Konsumenten übernahm. So peinlich die Monotonie dieses Anblickes, der an den präzisen Arbeitsgang einer mit Blut gespeisten Turbine erinnert, gerade das heroische Gemüt berührt, so kann doch über das hohe Maß an symbolischem Gehalt, das ihm innewohnt, kein Zweifel sein. Hier offenbart sich eine strenge Konsequenz, der harte Abdruck einer Zeit im kriegerischen Medium.

Diese technische Seite der totalen Mobilmachung ist indessen nicht die entscheidende. Ihre Voraussetzung liegt vielmehr, wie die Voraussetzung jeder Technik, tiefer: wir wollen sie hier als die Bereitschaft zur Mobilmachung bezeichnen. Diese Bereitschaft war in allen Ländern vorhanden; der Weltkrieg ist einer der populärsten Kriege gewesen, die die Geschichte kennt. Er war es schon deswegen, weil er in eine Zeit fiel, die andere als populäre Kriege von vornherein ausgeschlossen erscheinen ließ. Auch hatten die Völker, abgesehen von kleinen Raub- und Kolonialkriegen, sich einer verhältnismäßig langen Friedensperiode zu erfreuen gehabt. Wir versprachen jedoch zu Beginn dieser Untersuchung, zunächst von der Schilderung der elementaren Schicht, von jener Mischung wilder und erhabener Leidenschaften abzusehen, die dem Menschen innewohnt und ihn zu allen Zeiten dem kriegerischen Appell zugänglich macht. Wir wollen vielmehr das Konzert der mannigfaltigen Signale zu entwirren versuchen, die diese besondere Auseinandersetzung einleiteten und in ihrem Verlaufe begleiteten.

Wo uns Anstrengungen von solchem Ausmaß entgegentreten, mögen sie in mächtigen Bauten wie in Pyramiden und Domen, mögen sie in Kriegen, die den letzten Lebensnerv zum Schwingen bringen, ihren Ausdruck finden, — Anstrengungen, denen das besondere Merkmal der Zwecklosigkeit anhaftet, die man in unserer Zeit gern mit „Sinnlosigkeit" gleichzusetzen pflegt, da kommen wir mit wirtschaftlichen Erklärungen, und mögen sie noch so einleuchtend sein, nicht aus. Dies ist auch der Grund, aus dem die Schule des historischen Materialismus nur die Oberfläche des kriegerischen Vorganges zu streifen vermag. Bei Anstrengungen dieser Art muß der erste Verdacht vielmehr auf eine Erscheinung von kultischem Range gerichtet sein, die hier zutage tritt.

Mit der Bemerkung, daß wir den Fortschritt für die große Volkskirche des 19. Jahrhunderts halten, deuteten wir bereits an, in welcher Schicht wir den wirksamen kultischen Appell vermuten, mit dessen Hilfe der entscheidende, nämlich der glaubensmäßige Teil der totalen Mobilmachung an den riesigen Massen, die für die Teilnahme am letzten Kriege gewonnen werden mußten, allein zu vollziehen war. Ein Ausweichen war diesen Massen um so weniger möglich, je mehr ihre wirkliche Überzeugung in Anspruch genommen wurde, je reiner also die Tendenz der großen Parolen, durch die sie in Bewegung gesetzt wurden, einen fortschrittlichen Gehalt zum Ausdruck brachten. Mögen diese Parolen auch vielfach eine rohe und grelle Färbung tragen, an ihrer Wirksamkeit kann kein Zweifel sein; sie erinnern an die bunten Lappen, mit denen dem Wild bei der Treibjagd die Richtung auf die Gewehre gegeben wird.

Schon dem ersten, oberflächlichen Blick, der eine rein geographische Einteilung der beteiligten Kräfte in Sieger und Besiegte vorzunehmen sucht, kann die Bevorzugung der „fortgeschrittenen" Länder nicht entgehen, — eine Bevorzugung, bei der eine Art von Automatismus im Sinne der Darwinschen Theorien von der Auslese der Tüchtigsten zu walten scheint. Dieser Automatismus wird in besonderem Maße sinnfällig gemacht durch die Erscheinung, daß selbst der Siegergruppe angehörende Länder wie Rußland und Italien einer umfassenden Zerstörung ihres staatlichen Gefüges nicht zu entgehen vermochten. In diesem Lichte erscheint der Krieg als ein unbestechlicher Prüfstein, der seine Wertung nach strengen und eigenen Gesetzen vollzieht, — als eine Erderschütterung, die alle Gebäude in ihren Grundfesten erprobt.

Ferner stellt es sich heraus, daß in der Spätzeit des Glaubens an

die allgemeinen Menschenrechte die monarchischen Gebilde den Zerstörungen des Krieges gegenüber von besonderer Hinfälligkeit sind. Neben zahllosen kleinen Kronen rollen die deutsche, die preußische, die russische, die österreichische und die türkische in den Staub. Der Staat, in dem die mittelalterliche Formenwelt noch wie auf einer Insel, die einer vergangenen Erdperiode angehört, ein schemenhaftes Dasein führt, Österreich-Ungarn, bricht auseinander wie ein Haus, das durch eine Explosion in die Höhe geworfen wird. Die letzte, im alten Sinne absolute Herrschaft Europas, die zaristische, fällt einem Bürgerkriege zum Opfer, der sie wie eine lange unterdrückte Seuche unter schrecklichen Symptomen verzehrt.

Auf der anderen Seite zeigt sich eine ungeahnte Widerstandskraft, die die fortschrittliche Struktur selbst im Zustande großer physischer Schwäche zu entwickeln vermag. So offenbart sich in der Niederwerfung jener höchst gefährlichen Meuterei des Jahres 1917 innerhalb der französischen Armee ein zweites, moralisches Marnewunder, das für diesen Krieg viel symptomatischer als das rein militärische des Jahres 1914 ist. So konnte die Mobilmachung in den Vereinigten Staaten, einem Lande von sehr demokratischer Verfassung, mit Maßnahmen von einer Schärfe einsetzen, wie sie im Militärstaate Preußen, dem Lande des Klassenwahlrechtes, nicht möglich gewesen wäre. Und wer möchte bezweifeln, daß Amerika, das Land ohne „verfallene Schlösser, Basalte, Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten" als der eigentliche Sieger aus diesem Kriege hervorgegangen ist? Schon in diesem Kriege kam es nicht auf den Grad an, in dem ein Staat Militärstaat war oder nicht, sondern auf den Grad, in dem er zur totalen Mobilmachung befähigt war.

Deutschland aber mußte den Krieg verlieren, auch wenn es die Marneschlacht und den Unterseebootkrieg gewonnen hätte, weil es bei aller Verantwortung, mit der es die partielle Mobilmachung vorbereitet hatte, große Gebiete seiner Kraft der totalen Mobilmachung entzog, und weil es aus ebendemselben Grunde, rein dem inneren Charakter seiner Rüstung nach wohl einen partiellen, nicht aber den totalen Erfolg zu erringen — und zu ertragen — imstande war. Ihn an unsere Waffen zu heften, dazu hätte die Vorbereitung auf ein anderes, nicht minder bedeutendes Cannä gehört als auf das, dem Schlieffens Lebensarbeit gewidmet war.

Bevor wir jedoch aus diesem letzten Satze weitere Schlüsse ziehen, werden wir das Verhältnis zwischen Fortschritt und totaler Mobilmachung noch durch einige Einzelheiten zu belegen suchen.

## V.

Wir kennen zwei Grade der sprachlichen Genauigkeit: erstens die Verwendung der wissenschaftlichen Definition, zweitens den Gebrauch der Worte in ihrer einmaligen, ganz und gar nicht abstrakten Eigentümlichkeit, die von der Definition ebenso verschieden ist wie ein Gemälde von einer Zeichnung, oder wie ein Naturgegenstand von seiner wissenschaftlichen Beschreibung verschieden ist.

Demjenigen, der das Wort Fortschritt in seiner schillernden Klangfarbe aufzufassen versucht, wird es ohne weiteres einleuchten, daß der politische Mord an einer fürstlichen Persönlichkeit zu Zeiten, in denen man einen Ravaillac oder selbst noch einen Damiens als Ausgeburten der Hölle unter schrecklichen Martern öffentlich hinrichtete, eine mächtigere, tiefer in den Glauben eingebettete Schicht verletzte als in dem Jahrhundert, das auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. folgt. Er wird finden, daß in der Terminologie des Fortschrittes der Fürst zu einer Menschenkategorie gehört, die sich durchaus keiner besonderen Beliebtheit zu erfreuen hat.

Versetzen wir uns für einen Augenblick in die groteske Vorstellung, ein Reklamechef von größtem Format hätte die Propaganda für einen modernen Krieg vorzubereiten, und es stünden ihm zwei Mittel zur Verfügung, die erste Welle der Erregung auszulösen, nämlich den Mord von Serajewo oder die Verletzung der belgischen Neutralität, so kann kein Zweifel sein, von welchem er sich die größere Wirkung versprechen würde. Dem äußeren Anlaß des Weltkrieges, wie zufällig er auch anmuten möge, wohnt eine symbolische Bedeutung inne, insofern in den Tätern von Serajewo und ihrem Opfer, dem Erben der Habsburgischen Krone, das nationale Prinzip mit dem dynastischen zusammenstieß, — das sehr moderne „Selbstbestimmungsrecht der Völker" mit dem auf dem Wiener Kongreß durch eine Staatskunst alten Stiles mühsam restaurierten Prinzip der Legitimität.

Gewiß ist es eine herrliche Sache, im guten Sinne unzeitgemäß zu sein und ein kräftiges Wirken zu entfalten aus einem Raume heraus, der der Vergangenheit angehört. Aber dazu ist Glaube die Voraussetzung. Von der Ideologie der Mittelmächte läßt sich jedoch sagen, daß sie weder zeitgemäß, noch unzeitgemäß, noch der Zeit überlegen gewesen ist. Man war hier zeitgemäß und unzeitgemäß zugleich, und das Ergebnis konnte nichts anderes als ein Gemisch von schlechter Romantik und mangelhaftem Liberalismus sein. So

kann dem Beobachter eine gewisse Vorliebe für die Verwendung des veralteten Requisits, für einen spätromantischen Stil, im besonderen den der Wagner-Oper, nicht entgehen. Worte, wie das von der Nibelungentreue, auf den Erfolg der Ausrufung des heiligen Krieges des Islam gesetzte Erwartungen gehören hierher. Wohlverstanden ist hier von technischen Fragen, von Fragen der Regie, die Rede, — von der Mobilisation der Substanz, nicht aber von der Substanz selbst. Aber gerade in Fehlgriffen dieser Art deutete sich das mangelnde Verhältnis der führenden Schicht sowohl zu den Massen als auch zu den tieferen Gewalten aus.

So leidet auch das berühmte und unbeabsichtigte Geniewort von dem „Fetzen Papier" daran, daß es 150 Jahre zu spät ausgesprochen wurde, und zwar aus einer Haltung heraus, die vielleicht die Romantik des Preußentums begriffen hatte, aber keineswegs in ihrem Kern preußisch war. Friedrich der Große hätte so sprechen dürfen, aber gerade Bethmann Hollweg mußte wissen, daß für den Liberalismus ein Stück Papier, etwa eins, auf dem eine Verfassung steht, etwas Ähnliches bedeuten kann wie eine geweihte Oblate innerhalb der katholischen Welt, und daß es zwar dem Absolutismus wohl anstehen kann, Verträge zu zerreißen, daß aber die Stärke des Liberalismus darin beruht, sie *auszulegen*. Man studiere den Notenwechsel, der dem Eintritt Amerikas in den Krieg vorausging, und man wird in ihm auf ein Prinzip von der „Freiheit der Meere" stoßen, das ein gutes Beispiel dafür bildet, in welcher Art in einer solchen Zeit dem eigenen Interesse der Rang eines humanitären Postulats, einer allgemeinen, die Menschheit berührenden Frage zu verleihen ist. Ja, wenn wir in Belgien irgendjemand hätten *befreien* können! Natürlich hätten wir dort jemand befreien können, nämlich die Vlamen, aber um das glaubwürdig verkünden zu können, hätten wir bereits über eine *deutsche* Ideologie verfügen müssen, die uns eben mangelte. Da uns aber die teutonische Ursprache nicht zu Gebote stand, in der wir, um mit Napoleon zu sprechen, die Frage hätten aufwerfen können, ob die Welt „republikanisch" oder „kosakisch", das heißt: nichteuropäisch, werden sollte, so mußte wenigstens die Fremdsprache des Fortschrittes mit einer gewissen Eleganz gesprochen werden. Die deutsche Sozialdemokratie, eine der Hauptstützen des Fortschrittes in Deutschland, hatte den dialektischen Teil ihrer Aufgabe erfaßt, indem sie den Sinn des Krieges gleichsetzte mit der Zerstörung des zaristischen, antifortschrittlichen Regimes.

Was will dies aber besagen gegenüber den Möglichkeiten, die dem Westen zur totalen Mobilmachung der Massen zur Verfügung standen. Wer möchte bestreiten, daß die „civilisation" dem Fortschritte inniger verbunden ist als die „Kultur", daß sie in den großen Städten ihre natürliche Sprache zu sprechen vermag und Mittel und Begriffe zu handhaben weiß, denen die „Kultur" beziehungslos oder selbst feindlich gegenübersteht. Die „Kultur" ist nicht propagandistisch auszumünzen, und selbst eine Haltung, die sie in diesem Sinne auszuspielen sucht, ist ihr sehr entfremdet, — wie es uns denn auch gleichgültig oder selbst traurig stimmt, wenn wir die Köpfe großer deutscher Geister in millionenfacher Auflage auf das Papier von Briefmarken oder Banknoten aufgetragen sehen.

Wir sind jedoch weit davon entfernt, das Unvermeidliche beklagen zu wollen. Wir stellen nur fest, daß es Deutschland versagt geblieben ist, den Geist der Zeit, wie immer er beschaffen gewesen sein möge, in diesem Kampfe für sich überzeugend ins Treffen zu bringen. Ebenso blieb es ihm versagt, ein diesem Geiste überlegenes Prinzip vor dem eigenen Bewußtsein oder vor dem der Welt als gültig aufzustellen. Wir sehen vielmehr, daß es teils in romantischen und idealistischen, teils in rationalistischen und materialistischen Räumen nach jenen Zeichen und Bildern sucht, die der kämpfende Mensch an seine Fahnen zu heften sich bestrebt. Aber die Gültigkeit, die in diesen Räumen wohnt, die teils der Vergangenheit, teils einem dem deutschen Genius fremden Lebenskreise angehören, reicht nicht aus, dem Einsatz der Menschen und Maschinen den letzten Grad an Entschlossenheit zu sichern, die der furchtbare Waffengang gegen eine ganze Welt notwendig macht.

Nur um so mehr müssen wir uns daher bemühen, zu erkennen, wie der elementare Stoff, die innerste Urkraft des Volkes davon unberührt bleibt. Mit Bewunderung sehen wir, wie zu Beginn dieses Kreuzzuges der Vernunft, zu dem die Völker der Welt unter dem Bann einer so klaren, so einleuchtenden Dogmatik aufgerufen werden, eine deutsche Jugend den Ruf nach den Waffen erhebt, — so glühend, so begeistert, so begierig nach dem Tod, wie es in unserer Geschichte kaum eine andere Jugend gegeben hat.

Hätte man einen von diesen gefragt, wofür er zu Felde zöge, so hätte man gewiß auf eine wenig klare Antwort rechnen können. Man hätte kaum gehört, daß es den Kampf gegen die Barbarei und die Reaktion oder für die Zivilisation, die Befreiung Belgiens oder die Freiheit der Meere gälte, — aber man hätte vielleicht die Ant-

wort „für Deutschland“ vernommen, jenes Wort, mit dem die Freiwilligenregimenter zum Angriff schritten.

Und doch reichte diese dumpfe Glut, die für ein unerklärliches und unsichtbares Deutschland brannte, zu einer Anstrengung aus, die die Völker bis ins Mark erzittern ließ. Wie erst, wenn sie bereits Richtung, Bewußtsein, Gestalt besessen hätte?

## VI.

Die totale Mobilmachung als Maßnahme des organisatorischen Denkens ist nur eine Andeutung jener höheren Mobilmachung, die die Zeit an uns vollzieht. Dieser Mobilmachung wohnt eine eigene Gesetzmäßigkeit inne, mit der das menschliche Gesetz, wenn es wirksam sein soll, parallel laufen muß. Nichts kann diesen Satz besser bestätigen als die Tatsache, daß während des Krieges Kräfte aufzutauchen vermögen, die gegen den Krieg selbst gerichtet sind. Dennoch sind diese Kräfte den Mächten des Krieges enger verwandt als es scheinen mag. Die totale Mobilmachung wechselt ihr Gebiet, nicht aber ihren Sinn, wenn sie statt der Heere des Krieges die Massen des Bürgerkrieges in Bewegung zu setzen beginnt. Nunmehr bricht die Aktion in Räume ein, die der militärische Mobilmachungsbefehl nicht zu erreichen vermochte. Es ist, als ob die Kräfte, die für den Krieg nicht erfaßt werden konnten, nun auch ihren Anteil am blutigen Einsatz forderten. Je einheitlicher und tiefer also der Krieg von vornherein die Summe aller Kräfte für sich in Anspruch zu nehmen versteht, desto sicherer und unbeirrbarer wird er in seinem Verlaufe sein.

Wir sahen, daß in Deutschland der Raum des Fortschrittes nur unvollkommen mobil gemacht werden konnte. Wie dies etwa in Frankreich bei weitem günstiger lag, erkennen wir unter tausend anderen Beispielen an dem von Barbusse. Dieser, an sich ein ausgesprochener Gegner des Krieges, sah doch keine andere Möglichkeit, seinen Ideen zu entsprechen, als *diesen* Krieg zunächst zu bejahen, da er sich in seinem Bewußtsein als ein Kampf des Fortschrittes, der Zivilisation, der Humanität, ja, des Friedens selbst gegen ein all diesem widerstrebendes Element spiegelte. „Der Krieg muß im Bauche Deutschlands getötet werden.“ Hier begegnen wir einer der geschicktesten Thesen des Liberalismus, die diesem Kriege eine Gloriole zu verleihen weiß, indem sie ihn als einen uneigennützigen Kreuzzug darstellt, der der Erlösung des deutschen Volkes selbst aus dem Zustande seiner Unterdrückung gewidmet ist. Auch

in den großen programmatischen Kriegsreden Lloyd Georges und später in der Dialektik Wilsons wird man oft auf diese Auffassung stoßen.

Wie kompliziert sich diese Dialektik auch gebärden möge, — ihr Ergebnis ist sehr einfacher Natur. Ein Mensch, der den denkbar geringsten Grad an Neigung zur kriegerischen Auseinandersetzung zu besitzen scheint, sieht sich dennoch außerstande, das Gewehr, das ihm der Staat anbietet, abzulehnen, weil die Möglichkeit eines anderen Ausweges seinem Bewußtsein nicht gegeben ist. Wir können ihn beobachten, während er, sein Gehirn zermarternd, in der endlosen Einöde der Gräben auf Posten steht, und wie er so gut wie jeder andere diese Gräben verläßt, um durch die schrecklichen Feuerriegel der Materialschlacht zum Angriff vorzugehen, wenn der Augenblick gekommen ist. Aber was ist schließlich Wunderbares daran? Barbusse ist eben ein Krieger wie jeder andere, ein Krieger der Humanität, die Sperrfeuer und Gasangriffe oder auch die Guillotine ebensowenig entbehren kann, wie die christliche Kirche das weltliche Schwert entbehren konnte. Freilich mußte ein Barbusse in Frankreich leben, um in diesem Maße mobil gemacht werden zu können.

Die deutschen Barbusses jedoch fanden eine schwierigere Lage vor. Es waren nur vereinzelte Intelligenzen, die sich vom ersten Tage an auf neutrales Gebiet begaben und sich zu einer offenen Sabotage der Kriegsführung entschlossen. Der weitaus größere Teil suchte sich auf irgendeine Weise in den Rahmen des Aufmarsches einzuordnen. Das Beispiel der deutschen Sozialdemokratie wurde bereits genannt. Wir sehen dabei von der Tatsache ab, daß sie ihrer internationalen Dogmatik zum Trotz dennoch aus deutschen Arbeitern, also aus einem Stoff bestand, der Beziehung zum Elementaren besaß und daher auch heroisch bewegt werden konnte. Nein, auch in ihrer Ideologie selbst schritt sie zu einer, ihr später als „Verrat am Marxismus“ zur Last gelegten Revision. In welcher Weise sich dies in seinen Einzelheiten vollzog, ist etwa aus den während der kritischen Zeit gehaltenen Reden des sozialdemokratischen Führers und Reichstagsabgeordneten Ludwig Frank zu ersehen, der im September 1914 im Gefecht bei Noissoncourt als vierzigjähriger Kriegsfreiwilliger durch Kopfschuß fiel. „Wir vaterlandslosen Gesellen wissen aber, daß wir, wenn auch Stiefkinder, so doch Kinder Deutschlands sind, und daß wir uns unser Vaterland gegen die Reaktion erkämpfen müssen. Wenn ein Krieg ausbricht, so

werden also auch die sozialdemokratischen Soldaten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen." (29. August 1914.) In diesem aufschlußreichen Satz liegen bereits wie in einem Samenkorn die Gestalten des Krieges und der Revolution verborgen, die das Schicksal in Bereitschaft hielt.

Für den, der diese Dialektik in ihren Einzelheiten zu studieren wünscht, bieten die Kriegsjahrgänge der liberalistischen Zeitungen und Zeitschriften eine Fülle an kleinem Material. So begann Maximilian Harden, der Herausgeber der „Zukunft", vielleicht der bekannteste unter den rationalistischen Literaten der wilhelminischen Zeit, seine publizistische Tätigkeit mit den Zielen des Großen Generalstabes in Einklang zu bringen. Nur aus symptomatischem Interesse sei hier bemerkt, daß er den Radikalismus des Krieges ebensogut zu schauspielern wußte wie später den der Revolution. So nahm der „Simplizissimus", ein Organ, in dem der Fortschritt mit der Waffe des nihilistischen Witzes wie gegen alle Bindungen so auch gegen die Armee Stimmung gemacht hatte, nun eine chauvinistische Haltung an. Man kann übrigens bemerken, daß die Qualität dieses Blattes sich in dem gleichen Maße verringert, in dem sich das patriotische Element in ihm steigert, — in dem es also das Feld seiner Stärke verläßt.

Vielleicht am klarsten wird der innere Zwiespalt, der hier waltet, in der Persönlichkeit Rathenaus offenbar, — er verleiht dieser Gestalt für den, der sich bemüht, ihr gerecht zu werden, einen tragischen Rang. Wie ist es möglich, daß Rathenau, der in einem bedeutenden Maße mobil gemacht wurde, der in der Organisation der großen Rüstung eine Rolle spielte, und der noch kurz vor dem Zusammenbruch sich mit dem Gedanken der „Erhebung in Massen" beschäftigte, bald darauf den bekannten Ausspruch formulieren konnte von der Weltgeschichte, die ihren Sinn verloren hätte, wenn die Repräsentanten des Reiches als Sieger durch das Brandenburger Tor in die Hauptstadt eingezogen wären? Hier wird es sehr deutlich, wie eine Mobilmachung sich die technischen Fähigkeiten eines Menschen unterstellt, ohne jedoch in den Kern seines Glaubens eindringen zu können. Bei jüdischen Intelligenzen wird dieser Prozeß am besten zu beobachten sein, er war jedoch keineswegs auf sie beschränkt.

Wir behaupten vielmehr, daß in der führenden Generation, die entweder im fortschrittlichen Geiste oder in dem mit fortschrittlichen Elementen auf seltsame Weise geäderten Stile des Wilhel-

minismus erzogen war, dem Lande ein ungenügendes Fundament der Kriegführung zur Verfügung stand. Wie sehr es hier an glaubensmäßigen Kräften mangelte, deutete sich schon in den defensiven oder hinhaltenden Parolen an, in jenem Stellungskriege der Idee, in dessen Zeichen der Kampf begonnen und ausgefochten wurde. Es wurde offensichtlich beim Zusammenbruch.

## VII.

Der Jubel, mit dem die geheime Armee und der geheime Generalstab, die der Fortschritt in Deutschland besaß, den Zusammenbruch begrüßten, während die letzten Krieger Deutschlands noch am Feinde lagen, ähnelte dem Jubel über eine gewonnene Schlacht. Er war der beste Verbündete der westlichen Armeen, die bald den Rhein überschreiten sollten. In dem geringen Maß an Protest, mit dem die bestehenden Autoritäten hastig ihre Stellungen räumten, sprach sich die verborgene Anerkennung des sogenannten neuen Geistes aus. Zwischen Spielern und Gegenspielern bestand keine wesentliche Verschiedenheit.

Dies ist auch der Grund, aus dem der Umsturz sich in Deutschland in verhältnismäßig harmlosen Formen vollzog. So konnten die sozialdemokratischen Minister des Kaiserreiches noch während der entscheidenden Tage mit dem Gedanken spielen, die Krone bestehen zu lassen. Was hätte dies auch anders als eine Angelegenheit der Fassade bedeuten können? Das Gebäude war längst mit liberalistischen Hypotheken so belastet, daß über das wirkliche Besitzverhältnis kein Zweifel mehr walten konnte.

Aber es ist noch ein anderer Grund, aus dem der Umschwung sich in Deutschland nicht so hitzig wie etwa in Rußland vollziehen konnte, als der, daß die Autorität selbst ihn vorbereitet hatte. Wir sahen, daß ein großer Teil der fortschrittlichen Kräfte bereits durch die Kriegführung in Anspruch genommen worden war. Das dort verausgabte Maß an Bewegung konnte für die innere Auseinandersetzung nicht mehr in Frage kommen. Um es persönlich auszudrücken: Es ist ein Unterschied, ob ehemalige Minister ans Ruder kommen oder eine revolutionäre Aristokratie, die sich in der sibirischen Verbannung gebildet hat. . . .

Deutschland verlor den Krieg, indem es stärkeren Anteil am westlichen Raum, indem es die Zivilisation, die Freiheit und den Frieden im Sinne der Barbusse gewann. Aber wie konnte man ein anderes Ergebnis erwarten, da man doch selbst beteuert hatte, an diesen

Werten Anteil zu nehmen und um keinen Preis gewagt hätte, den Kampf zu führen außerhalb jener „Mauer, die Europa umschnürt". Das geheime Urmeter der Ziviliſation wird zu Paris bewahrt, und wer es anerkennt, der wird gemeſſen, anſtatt daß er die Maße gibt. Man hatte eine fremde Sprache zu ſprechen ſich angewöhnt, — durfte man ſich wundern, daß das Fremde zur Herrſchaft kam? In dieſem Sinne und von dieſer Schicht aus geſehen, beſteht der Ausſpruch Rathenaus zu Recht.

Aber man darf nie vergeſſen, daß das Fremde nur die Oberfläche zu zeichnen vermag, und daß ſein Sieg nur dann abſolut ſein kann, wenn ein Volk ganz Oberfläche geworden iſt, wenn die letzten ſeiner Dämonen geſtorben ſind. Dennoch, und dies iſt unſer Glaube, gehört die deutſche Sprache den Urſprachen an, und als Urſprache flößt ſie der ziviliſatoriſchen Sphäre, der Welt der Geſittung, ein unüberwindliches Mißtrauen ein. Dies iſt der Grund, aus dem man unſere ziviliſatoriſchen Beteuerungen nur als eine oberflächliche Maske der Bosheit, als Maske der Barbarei erachtete, und aus dem man dem „Lande mit der freieſten Verfaſſung der Welt" noch heute jenes Maß an Gleichberechtigung verſagt, das man jedem Kongoneger zuerkennt.

Und, Brüder, wenn wir dieſe Welt und das, was ſie bewegt, im Grunde erkennen, ſollten wir nicht ſtolz darauf ſein, von ihr als eine ihrer höchſten Gefahren gewittert zu werden?

Unſere Hoffnung weilt bei denen, die zu früh in die elementare Zone, in die Zone des Feuers verſchlagen wurden, als daß ſie die Ideale jener geiſtigen Oberkellner noch zu blenden vermöchten, durch die heute das öffentliche Geſicht des Landes verkörpert wird. Nur dort, im Angeſicht des Todes, war es möglich, daß die germaniſche Unſchuld ſich in den Herzen der Beſten erhielt.

## VIII.

Wenn wir die Welt betrachten, wie ſie aus der großen Kataſtrophe hervorgegangen iſt, — welche Einheit der Wirkung, welches Maß an ſtrenger geſchichtlicher Konſequenz! Wirklich, hätte man alle geiſtigen und körperlichen Bildungen nichtziviliſatoriſcher Natur, die bis über das Ende des 19. Jahrhunderts in unſere Zeit hineinragten, auf engem Raume verſammelt und mit allen Geſchützen der Welt das Feuer gegen ſie eröffnet, ſo könnte der Erfolg nicht eindeutiger ſein.

Das alte Glockenspiel des Kreml ist auf die Melodie der Internationale umgestellt. In Konstantinopel buchstabieren die Schulkinder statt der alten Arabesken des Koran die lateinische Schrift. In Neapel und Palermo ordnen faschistische Polizisten das Treiben des südlichen Lebens nach den Grundsätzen der modernen Verkehrsdisziplin. In den fernsten und fast noch sagenhaften Ländern der Welt werden Parlamentsgebäude eingeweiht. Berlin bezeichnet sich mit Stolz als die „amerikanischste Stadt des Kontinents". Die Abstraktheit, also auch die Grausamkeit aller menschlichen Verhältnisse nimmt ununterbrochen zu. Der Patriotismus wird durch einen modernen, stark mit Bewußtseinselementen durchsetzten Nationalismus abgelöst. Im Faschismus, im Bolschewismus, im Amerikanismus, im Zionismus, in den Bewegungen der farbigen Völker setzt der Fortschritt zu Vorstößen an, die man bisher für undenkbar gehalten hätte, er überschlägt sich gleichsam, um nach einem Zirkel der künstlichsten Dialektik seine Bewegung auf einer sehr einfachen Ebene fortzusetzen. Er beginnt sich die Völker zu unterstellen in Formen, die von denen eines absoluten Regimes bereits wenig unterschieden sind. An vielen Stellen ist die humanitäre Maske fast abgetragen, dafür tritt ein halb grotesker, halb barbarischer Fetischismus der Maschine, ein naiver Kultus der Technik hervor, — gerade an Orten, an denen man kein unmittelbares, kein produktives Verhältnis zu den dynamischen Energien besitzt, von deren zerstörendem Siegeszug die Fernfeuergeschütze und die mit Bomben bewaffneten Kampfgeschwader nur der kriegerische Ausdruck sind. Gleichzeitig nimmt die Schätzung der Massen zu; das Maß an Zustimmung, das Maß an Öffentlichkeit wird zum entscheidenden Faktor der Idee. Kapitalismus und Sozialismus sind, in diesem Sinne gesehen, Gegensätze von untergeordneter Art, sie sind zwei Sekten der großen Kirche des Fortschrittes, die sich hier vertragen und dort in erbittertem Kampfe stehen. Keine aber durchbricht die Grenzen des gemeinsamen Glaubensraumes, — der Fluß sehr beziehungsloser Massen von Individuen und der Fluß von Massen ebenso beziehungslosen Geldes setzen die gleiche Abstraktheit der Haltung voraus.

Im Herzen von Paris, unter dem Triumphbogen, ruht der Unbekannte Soldat. Ihn symbolisiert das westliche Bewußtsein zum eigentlichen Paladin der Zivilisation. Und es ist ein sehr bedeutsames Bestreben, daß man in allen am Kriege beteiligt gewesenen Ländern der Welt versuchte, sich am Kultus dieses Unbekannten

Soldaten zu beteiligen, von dem dort gleichsam die platonische Idee gegeben ist. Es ist kein Zufall, daß in die Quadern desselben Bogens die Namen der napoleonischen Schlachten eingegraben sind. Wie nach der ersten Revolution, mit der der Siegeszug des Fortschrittes begann, auch der kleinste Flecken seinen Freiheitsbaum besitzen mußte, so soll heute, nach der weit wichtigeren und an Folgen reicheren, durch Kriege und Bürgerkriege gekennzeichneten Katastrophe, die die großen Prinzipien der Vernunft zur planetarischen Herrschaft brachte, im Zentrum jeder Kapitale der Reliquienschrein eines der Märtyrer dieser Prinzipien eingelassen sein.

Ehre den Kriegern, für welche Sache sie immer gefochten haben! Aber für uns hieße es einen Verrat an dem geheimen Deutschland begehen, an dessen Wirklichkeit wir glauben, wenn wir uns an diesem Kultus des Unbekannten Soldaten beteiligen wollten. Es ist ein anderes Reich, dessen Mahnung zu uns dringt, wenn in uns das unvergeßliche, ernste Gesicht unter dem Stahlhelm lebendig wird, in dem die eigentliche und wunderbare Kraft der Millionenheere verborgen lag, und in dem Deutschland zum ersten Male seit langer Zeit wieder eine Gestalt von weltgeschichtlicher Bedeutung erwuchs. Hier hört das Allgemeine auf, hier beginnt die Schranke, die uns von Europa trennt, und die in den feurigen Wällen der Schlachtfronten einen deutlicheren Ausdruck fand als in jeder Dialektik, die das Hirn erklügeln mag. Hier beginnt das Besondere, — jenes Besondere, von dem Schubart am 319. Tage seiner Gefangenschaft Zeugnis gab mit diesen Worten, deren wir uns gern erinnern, wenngleich derselbe Geist von uns eine andere Sprache verlangt:

„O Vaterland! Gott weiß, ich habe dich geliebt! Noch sind sie nicht alle tot, deine freien edlen Biederseelen; aber sie ächzen in den Fesseln des Despotismus; sie jammern über das Verderben ihrer Kinder ... Gott helfe dir, wenn dir zu helfen ist! Wenn ich versammelt werde zu meinem Volke, — denn auch nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff' ich euer Mitgenosse zu sein, ihr meine deutschen Brüder, weil die Nationen beieinander bleiben: so will ich dort noch flehen für dein und deiner Brüder Heil, für all die unzähligen Freuden, die mir deine Sprache, deine Sitten, deine großen Köpfe, deine weisen und frommen Männer, deine sanften, einfältigen Weiberseelen, deine Kinder, deine Speisen, deine labenden Getränke, deine schönen Gegenden, — deine Berge, deine Täler, deine Flüsse, deine Luft,

dein gemäßigter Himmel, deine Städte, deine Dörfer, deine Gebäude, deine Gärten gemacht haben — nimm meinen tausendfachen Tränendank!“

IX.

„Man kennt jenes den Megarern gegebene Orakel: Mit den Mehrern sollten sie Beratungen halten. Darum wurde in richtiger Auslegung des Wortes den Toten mitten im Rathause ein Heroon gegründet. Das ist ein Stimmenmehr, wie es der heutigen Demokratie wohl nicht gefiele.“ (Bachofen.)

Die Gefallenen gingen, indem sie fielen, aus einer unvollkommenen in eine vollkommene Wirklichkeit, aus dem Deutschland der zeitlichen Erscheinung in das ewige Deutschland ein. Daher sind sie, die in Gesellschaft hoher Geister das geheime Reich bevölkern, dem die Quelle unserer Gefühle, Taten und Gedanken entspringt, so lebendig wie keine andere Erscheinung dieser Welt. Sie leben unter uns und überlieferten, indem sie ein absolutes Maß des menschlichen Vermögens hinterließen, als Erbe ein neues Gewissen und einen festen Pol der Verantwortung. Kein anderes Zeichen dieser Zeit ist mehr zu begrüßen, als daß die deutsche Jugend sich der symbolischen Erscheinung des Frontsoldaten als ihrem Vorbilde zuzuwenden beginnt. Hier wird ihr, unter den flüchtigen Gebilden, die uns umringen und hinter den lackierten Fassaden der Zivilisation eine Größe begegnen, die mythische Maße besitzt.

Denn tief stieg der deutsche Mensch unter der vielfach schillernden Oberfläche der Auseinandersetzungen, die wir betrachteten, in die Zone des Chaos hinab. Mag sein Kampf von dieser Oberfläche der Barbusses und Rathenaus aus als zwecklos, als „sinnlos“ erscheinen, — was kümmert das uns? In den Tiefen des Kraters besitzt der Krieg einen Sinn, den keine Rechenkunst zu zwingen vermag. Diesen erahnte der Jubel der Freiwilligen, in dem die Stimme des deutschen Dämons gewaltig zum Ausbruch kam, und in der sich der Überdruß an den alten Werten mit der unbewußten Sehnsucht nach einem neuen Leben verband. Wer hätte gedacht, daß diese Söhne eines materialistischen Geschlechts den Tod mit solcher Inbrunst begrüßen konnten? So kündet sich nur ein Leben an, das reich an Überfluß ist, und das die Sparsamkeit der Bettelleute zu verachten weiß. Und wie das eigentliche Ergebnis eines aufrichtigen Lebens nichts anderes als der Gewinn des eigenen, tieferen Charakters ist, so kann auch das Ergebnis dieses Krieges für die wirklichen Krieger kein anderes als der Gewinn des

tieferen Deutschland sein. Das dem so ist, bestätigt die Unruhe, die das Kennzeichen des neuen Geschlechtes ist, und die keine Idee dieser Welt und kein Bild der Vergangenheit befriedigen kann. Hier waltet eine fruchtbare Anarchie, die den Elementen der Erde und des Feuers entsprungen ist, und in der sich der Keim einer neuen Herrschaft verbirgt. Hier deutet sich eine neue Rüstung an, die ihre Waffen aus reineren, härteren, an jedem Widerstand erprobten Erzen zu schmieden sich bestrebt.

Der Deutsche hat den Krieg geführt mit dem für ihn allzu billigen Ehrgeiz, ein guter Europäer zu sein. Da aber so Europa gegen Europa Krieg führte, — wer anders als Europa konnte Sieger sein? Dennoch ist dieses Europa, dessen Oberfläche nunmehr planetarische Ausdehnung gewann, sehr dünn geworden, sehr Politur, — seinem räumlichen Gewinn entspricht ein Verlust an Überzeugungskraft. Bei uns heißt, an seinen Werten noch teilnehmen, ein Reaktionär, ein Mensch von gestern, ein Mensch des 19. Jahrhunderts sein. Denn tief unter den Gebieten, in denen die Dialektik der Kriegsziele von Bedeutung ist, begegnete der deutsche Mensch einer stärkeren Macht: er begegnete sich selbst. So war dieser Krieg ihm zugleich und vor allem das Mittel, sich selbst zu verwirklichen. Und daher muß die neue Rüstung, in der wir bereits seit langem begriffen sind, eine Mobilmachung des Deutschen sein, — und nichts außerdem.

Wilhelm von Schramm

# Schöpferische Kritik des Krieges

## Ein Versuch

Der Krieg und die Formen des Krieges sind ein Teil der allgemeinen Kulturgeschichte. Es ist unmöglich, sie außerhalb ihrer Zeit und der geistigen Strömungen dieser Zeit zu betrachten; denn niemals haben, wie die Materialisten glaubten, rein praktische Gründe Kriege hervorgebracht und die Art und Formen der Waffen und Kämpfe bestimmt — es sind vielmehr in jeder Zeit allgemeine, nicht näher erklärbare, doch alles beherrschende Geistesformen, weltanschauliche Dinge, gewesen, nach denen sich auch der Stil und die Formen des Krieges richteten. Es müßte einmal eine Stilgeschichte des Krieges geschrieben werden: Kampfform und Taktik, Bewaffnung und Uniformierung sind ebenso aufschlußreich für den Charakter der Völker und den geistigen Inhalt bestimmter Epochen wie die entsprechenden Abschnitte etwa der Kunstgeschichte: in ihnen wird ebenso, ja zuweilen noch unmittelbarer in ihrer Symbolik, die wechselvolle Geschichte des kämpfenden menschlichen Geistes deutlich.

Von diesem Gesichtspunkt aus müßte man auch versuchen, Kritik und Geschichte des letzten Krieges zu schreiben. Dieser Akt wäre als Selbsterkenntnis der Völker von allgemeinster Bedeutung und Fruchtbarkeit.

Für diese Geschichte muß man allerdings schärfer und tiefer betrachten lernen, als man von dieser Zeit gemeinhin gelehrt worden ist, die nur Einzelheiten und den mechanisch-kausalen Zusammenhang zwischen den Einzelheiten anerkennen will. Man muß für diese Geschichtsbetrachtung den Sinn der Zusammenschau wieder in sich entwickeln; man muß das Organ der Übersicht in sich gebildet haben, das das Ganze über den Teilen und die Grade der Unterordnung der Teile erkennen kann. Nur mit diesen Prämissen wird man sich an die Deutung des letzten Krieges wagen können, über den so viel Einzelnes, Halbes, Zufälliges gedacht und geschrieben worden ist, weil man ihn kaum als eine geistige Folge aus dem Zusammenhang seiner Zeit und weltanschaulichen Umwelt betrachtet hat. Der Versuch einer solchen geistesgeschichtlichen Deutung des Krieges und seiner Zusammenhänge müßte sich gleichweit entfernen von der Betrachtungsweise der Militärs, die in ihm eine Spezialität, ihr den Außenseitern verschlossenes Handwerk mit einer Geheimsprache erblicken wollen, die nur ihnen verständlich ist — wie auf der anderen Seite vom Urteil befangener Empiriker, die sich nie durch die Sache, das Phänomen

jenseits von Gut und Böse, sondern durch ihre guten und schlechten Erfahrungen, durch Vorurteile oder durch zufällige Denkschemen, diesen farblosen Ersatz der Weltanschauung, bestimmen lassen. Wer sich mit der Erscheinung des Krieges ernsthaft beschäftigen will, um sie in ihrer Wesenheit zu verstehen und sinnvoll einzuordnen, muß selbstverständlich Organ für das Kriegerische besitzen und in soldatischen Einzelheiten zu denken wissen —, aber auch hier gilt die nachschaffende Einsicht mehr als äußerliche Erfahrung, die allerdings jeder Einsicht als Material zugute kommen kann. Zur Kritik und Deutung des Krieges brauchen wir aber vor allem ausgebildete Menschen, erlebnisfähige, vorurteilslose Naturen, erkennende Geister — denn auch der Krieg an sich ist eine geistige Angelegenheit, eine Kunst. Man muß nur daran erinnern, daß seine wahren Meister auch ganze Menschen und hohe Seelen gewesen sind und sich nicht nur auf ihrem Spezialgebiete hervorgetan haben.

Nun ist ganz sicher, daß dieser letzte und massenhafteste aller Kriege zugleich am meisten form- und kunstlos gewesen ist — und nicht von wahren Meistern der Kriegskunst, überragenden Menschenwesen geführt und entschieden worden ist. Er hat darum nicht die ersehnte Entspannung zwischen den kämpfenden Völkern, sondern nur eine aufgeregte Erschlaffung, ein tiefes Gefühl des Abscheus — oder andererseits bei den Kriegerischen Bedürfnis nach Korrektur und nachträglicher Heroisierung hervorgebracht. Pazifismus und Militarismus, beide gleich lebensfeindlich, sind seine Folgen. Man hat die Scheußlichkeiten des letzten Krieges ins Fürchterliche gesteigert und doch den Krieg nicht zum wahren Erlebnis menschlicher Größe und Kampflust gemacht; die Quantitäten haben auf allen Gebieten schließlich die Qualitäten besiegt. Man hat den Krieg nicht zu Schlachtfeldentscheidung bringen können, sondern ihn plötzlich durch eine halb panische Waffenstreckung des numerisch schwächeren Teils beendet. So ist Europa bis heute mit diesem Ereignis nicht fertig geworden. Es ist, wie in aller Kriegsliteratur ganz eindeutig zutage kommt, kein großes Erlebnis gewesen, wenigstens nicht für die Masse, das eine dichterische Verklärung nahelegte — sondern ein Alp, eine furchtbare Last der Erinnerung.

Und hier hat die schöpferische Kritik des Krieges einzusetzen. Sie hat die Seele der Völker von diesem Druck zu befreien. Man kann den Krieg nicht mehr ignorieren, wie man zehn Jahre versuchte, man muß ihn jetzt geistig verarbeiten, verstehen und einzuordnen versuchen in Gang und Sinn der Geschichte und Gegenwart.

Man muß Abstand und Überblick zu gewinnen suchen. Es ist die höchste Aufgabe der Überlebenden, die nicht vom Kriege gebrochen worden sind, vor allem in Deutschland, dem einzigen Land, wo noch allgemeinere Einsicht in die Bedeutung echter Geschichte lebt: dem Krieg trotz seiner scheinbaren Sinnlosigkeit seinen verborgenen Sinn und Inhalt abzuringen (um eine nihilistisch gemeinte Formel Theodor Lessings ins Positive zu wenden) und das Zerstörerische an ihm von dem Leben wirkenden Teil zu sondern. Wir müssen fertig werden mit diesem Krieg. Wir müssen die großen Verbrechen und Greueltaten entsühnen, die in ihm begangen worden sind, wir müssen innerlich frei werden von Druck und Last der Erinnerung, die Seele unserer Nation und die Seele der Welt zu reinigen versuchen von den Rückständen und Schlacken des Feuers, das, wie wir oft fühlen, nur ein unreines und des menschlichen Geistes nicht würdiges Feuer gewesen sein kann.

Wir brauchen endlich Klarheit über die positiven und negativen Seiten des letzten Krieges. Wir nehmen die Tatsache des viereinhalbjährigen Kampfes zunächst als schicksalsmäßig gegeben hin, als über aller Vernunft in den tieferen Gründen, wir beugen uns vor dem Leiden, das mit ihm das Schicksal über die Völker verhängte und noch als mittelbare Folge verhängt, aber wir glauben an Recht und Pflicht zur schöpferischen Kritik an diesen Erscheinungen, die nicht alle von unsichtbaren Instanzen bestimmt worden sind, sondern von Menschen gemacht und von menschlichem Irrtum und menschlichen Leidenschaften. Wir wollen das negative, bedingte, der Verwesung opfernde Teil dieses Krieges aus unserm Gedächtnis auszumerzen versuchen, wie dies die Tendenz des Gedächtnisses immer ist — und nur das Lebendige, Große, Fortzeugende aufbehalten. Wir müssen zu unterscheiden lernen — als Soldaten haben wir sicher ein ganz besonderes Recht dazu. So legen wir denn das Messer scharfer Kritik an alle Erscheinungsformen des letzten Krieges, mit der gegebenen Achtsamkeit, aber furchtlos und nur auf klares Scheiden gerichtet. Wir wollen uns dabei nur von dem Geist unserer großen Geschichte, von der soldatischen Überlieferung, von der Stimme unseres Gewissens leiten lassen, das auch im Kriege Gut und Böse zu unterscheiden weiß. Die Maßstäbe für jene Kritik, die Werkzeuge geistiger Unterscheidung und Sonderung können natürlich nicht aus der privaten Erfahrung gewonnen werden, sie liegen von Anfang in uns und sind vor aller Erfahrung: Es sind die Blut- und Sittengesetze und darüber

hinaus die Gesetze der Religion, deren organische Gültigkeit einmal die europäischen Kultur- und Lebensformen gebildet hat.

Es ist gewiß, daß der große Krieg nicht mehr aus diesen Lebensformen gespeist worden ist, wenigstens nicht auf den eigentlich europäischen Kriegsschauplätzen. Er ist das traurige Schluß- und Vernichtungskapitel der ehemaligen abendländischen Kultur, auf weite Strecken nur der Triumph des Todes und der Vernichtung über das Leben, der für ganz wenige nur zu einem gemeinen, materiellen Gewinne führte, während Millionen mit Blut und Leben diesen Gewinn bezahlen mußten. Er hat nicht einmal wie die napoleonischen Kriege eine unmittelbare Neugestaltung lebensfähiger Staaten, ein neues Selbstbewußtsein der unteren Schichten und einen idealistischen Aufschwung gebracht — und auch der materielle Gewinn ist für die Sieger an dem Aufwand gemessen so klein, daß sie nie zu einer wahren Genugtuung kommen können. Selbst das ganz naheliegende, rohe Kriegsziel der überlegnen Partei: die völlige Niederwerfung Deutschlands ist nicht erreicht; es ist nur ein scheinbarer Frieden geschaffen worden; ein so labiler Zustand zwischen den Staaten, daß er sich jeden Tag ändern kann, ja sich in Kürze gewaltsam ändern muß: er kann überhaupt nur durch eine kostspielige Kriegsbereitschaft erhalten werden.

An diesen traurigen Früchten kann man den Geist des letzten Krieges erkennen. Sein phantastischer Aufwand an Blut, Stoff, Energie hat nur eine verschwindend geringe Wirkung hervorgebracht, wie aller nur stoffliche Aufwand ohne tiefere Wirkung bleiben muß. Nicht die positiven, sondern vor allem die bösen Kräfte der europäischen Völker haben in ihm gewirkt und sich ausgewirkt, die ganzen, diesseitig-dämonischen Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts: der Materialismus hat seine eigenen Kinder gefressen, die Organisation am Ende das Leben, das Kasernenmäßige oftmals mitten im Kriege echtes Soldaten- und Heldentum. Der Krieg ist freilich anders begonnen worden, mit einem Aufschwung der Völker, mit einem besonderen Aufschwung unseres Volkes, mit einer starken, idealistischen Hoffnung auf eine national-geistige Wiedergeburt. Aber diese letzten Reserven einer alten Kultur, die den Kämpfen des Anfangs noch Glanz verleihen konnten, haben sich schnell verbraucht. Ein fanatischer Haß des Gegners und satanischer Vernichtungswille sind immer stärker zum Durchbruch gekommen und haben schließlich vollkommen das Feld behauptet. Man kommt zu sonderbaren Gedanken, wenn man diese Entartung

verfolgt und den Geist dieses Krieges ohne Beschönigung an dem Geist anderer Kriege zu messen sucht — man kann sich nämlich dann fragen, ob die deutsche Revolte vom November 1918 nicht der verzweifelten Einsicht entsprang, diesem wahnsinnigen Treiben um jeden Preis ein Ende zu machen — selbst um den Preis eigener Niederlage und materieller Verelendung. Vielleicht lag darin eine tiefere Weisheit und sogar etwas von einem heroischen Trotz, der Europa noch rettete, bevor es sich ganz und gar selber zerfleischt und vernichtet hatte. Diese Möglichkeiten liegen durchaus im deutschen Volkscharakter.

Solche Gedanken drängen sich auf, wenn man sich tiefer mit dem Zusammenbruche in Deutschland und der Bewegung gegen den Krieg beschäftigt. Vor allem mit der Tatsache jedoch, daß diesen Zusammenbruch die Soldaten ohne ernsthafte Widerstände geschehen ließen. Nicht des Krieges an sich, sondern der Form des Krieges, des sinnlos mechanischen Materialkriegs waren die deutschen Soldaten offenbar müde geworden. Bayrische Truppenteile, ausgezeichnet und unwiderstehlich zu Anfang des Krieges und später in offener Feldschlacht im Osten und Süden, haben zu Ende des Krieges vielfach enttäuscht. Das beste und männlichste Material, die Matrosen, haben Revolte gemacht. Es ist in allen diesen Erscheinungen sehr viel Negatives, Gemeinheit, Feigheit und Egoismus zum Durchbruch gekommen, ein Treiben der dunkelsten Elemente und Mächte der Anarchie, aber vielleicht auch ein echtes Gefühl des kräftigen Lebens, das sich gegen sinnlose Vernichtung wehren wollte. Auf jeden Fall waren in dieser wie in jeder elementaren Bewegung dunkle und helle Kräfte gemischt. Wer, bei aller begreiflichen Skepsis, unserer Nation noch einigermaßen vertrauen mag, kann trotz der zerstörenden Folgen nicht glauben, daß sie im Spätjahr 18 nur Verbrechen gegen ihr eigenes Leben geschehen ließ. Man wird mit den Jahren und mit dem geistigen Abstand von den Ereignissen allmählich auch hier neue Maßstäbe gewinnen müssen.

Denn es ist sicher kein schlechtes Zeichen, wenn sich eine Nation gegen etwas empört, das ihr sinnlos geworden ist — und wenn sie zugleich darauf verzichtet, Rache an den Führern zu nehmen, wie die französischen Bürger einmal oder die russischen Bauern Rache genommen haben. Das deutsche Volk hat mit einem Schlage die Lust am Kriege verloren, der nicht mehr Kampf war, sondern nur sinnlose Vernichtung des Lebens. Auch die allerbesten Soldaten haben zuletzt auf die Fortführung dieses „Schwindels“ ver-

zichtet — an ihrer Spitze die menschlich größte Erscheinung des Krieges, der ehrwürdige Generalfeldmarschall. Die Nation hat freiwillig das Feld geräumt, auf dem doch schlechterdings keine wahre Schlachtentscheidung mehr fallen konnte, weil es längst keine echte, große, mit Leib, Geist und Seele geschlagene Schlacht mehr gegeben hat. Sie hat jene Abform des Sieges, das Gespött aus Übermacht und sinnloser Materialverschwendung den anderen überlassen, den Ziviliſierteren, die daran ihre Freude finden mochten — sie ihrerseits hatte daran keine Freude mehr. Sie hat die beschimpfte und gräßliche Form des Krieges liquidiert, in dem keine Kunst, sondern nur Masse und Material zur Geltung kommen konnten. Die Nation hat solches natürlich zu ihrem eigenen materiellen Schaden und wider besseres Wissen, ja mit einer Art Blindheit vor ihrer nächsten Zukunft getan. Aber sie hoffte, die meisten Deutschen hofften es, daß auch die Gegner, großmütig und edel, die Greuel des Krieges beenden würden. Es ist nicht einmal so wichtig, daß sich die deutsche Einfalt so bitter täuschte; die Geschichte wird später zu finden wissen, wer gegen Ende des Krieges den größeren Sinn und feineren Instinkt für die abendländische Zukunft bewiesen hat.

Gerade für echte Soldaten ist dieser Krieg später die schlimmste Enttäuschung geworden. Es war kein Krieg um der tiefern Ideen des Krieges willen, sondern nur eine vernichtende Zwietracht bürgerlicher Gesinnung und mechanistischer Ziviliſation. Es ging nicht um geistiges, volkliches Übergewicht, um die Entscheidung des inneren Wertes mehr, sondern um Zwecke und praktische Ziele, materiellen Gewinn. Wie viele hatten zuerst und vom Kriege allein eine radikale Erneuerung des Zeitgeists erhofft! Doch dieser Geist oder Ungeist erwies sich stärker als alle ursprünglich ritterliche Idee des Krieges. Es war die schlimmste Erfahrung des jungen Soldaten, daß auch im Felde niedre Gesinnung, bürgerliche Beschränktheit, Unsinn und Ungeist zur Geltung kommen konnten, ja daß sie von einem Kriegsjahr zum andern immer stärker zur Geltung kamen; daß selbst in der Nähe des Todes der Schwindel, der falsche Schein noch Geltung behalten konnte. Der Krieg war nicht mehr eine erhöhte, zusammengefaßte Form des männlichen Lebens mehr, wie wir ihn alle einmal geträumt, er war eine fürchterliche Maschine, eine Mechanik der blinden Zermalmung, die von einem Heer simpler Angestellter, auch von gewiegten Mechanikern, aber vollkommen kaltsinnigen Menschen in Gang erhalten war, die durch die eigene Trägheit und das Beharrungsvermögen der einmal bewegten Massen

immer weiter und weiter lief und Länder und Generationen zermalmte — schon längst zum heimlichen Schrecken der Konstrukteure. Wirklich gekämpft, von Mann zu Mann und von Truppe zu Truppe, wurde immer seltener mehr. Was Krieg hieß, wurde in Wirklichkeit nur der Leerlauf der Kriegsmechanik, das Toben der Artillerie vom schwersten Kaliber, der Tanks, Minen und Flieger gegen die wehrlose Infanterie.

Es ist wohl nötig, dies einmal mit Schärfe auszusprechen. Es ist allzu wenig gekämpft, es ist allzu schrecklich von der Fronttruppe *gelitten* worden. Die Belastung war, auch dies ein Zeichen dafür, daß das Ganze nicht stimmen konnte, allzu ungleichmäßig verteilt. Der Verstand, die Räson, als das einzige Organ, das bei den meisten Zeitgenossen des Krieges vollkommen entwickelt war, hat dieses mangelnde Gleichmaß am schwersten vertragen können. Der spätere Krieg wandte sich augenfällig gegen alle gesunde Vernunft. Er hat durch seine blinde Mechanik auch allen schwachen Idealismus zerstört und im besten Falle aus kämpfenden Männern schließlich fatalistisch entschlossene Dulder gemacht, die sich mitten in einer Welt des Verfalls, der Zerstörung und Verwesung ihre eigene innere Welt erschaffen hatten, um deretwillen sie schließlich alles ertragen konnten. Allein diesem oft halb nur bewußten Glauben zuliebe an die neu entstehende Welt hinter dem Untergang und Inferno hielten sie stand, während sie alle die Phrasen bitter verachten lernten, mit denen die Ahnungslosen ferne der Front ihren Widerstand schlecht und recht zu stärken versuchten. Der Verfasser erinnert sich, daß ihm und anderen zu Ende des Krieges nichts tieferen Eindruck machte als das bittere Wort Hamlets (I, 5):

Ja, von der Tafel der Erinnerung will ich
Weglöschen alle törichten Geschichten,
Aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder,
Die Spuren des Vergangnen, welche da
Die Jugend einschrieb und Beobachtung . . .

*

Wer trägt die Schuld? Es hat niemand das Recht, heute bestimmten Gruppen, etwa den Militärs oder den Massen allein die Schuld an dem katastrophalen Ergebnis des Krieges zuzumessen. Es ist etwas Allgemeines, Durchdringendes, Niederziehendes dagewesen, dem seit einem Jahrhundert und länger die Seele der europäischen Völker erlegen ist. Es hat nur niemand gedacht, daß

dieser Niedergang gerade im Kriege zu seiner vernichtendsten Auswirkung kommen könne: so hat kein einzelnes Volk mehr, sondern die ganze Zeit, die Gesinnung und Weltanschauung des ganzen 19. Jahrhunderts, im Westen wenigstens, eine furchtbare Niederlage erlitten. Millionen Erschlagener haben die Irreligion und die Herzenshärte ihrer Väter und Großväter im Trichterfelde Verduns, der Somme und Flanderns sühnen müssen.

Die Völker sind während des Krieges in die Sphäre des gegenseitigen Hasses, der gemeinen Beschimpfung, der niedrigsten Verleumdung untergetaucht. Sie haben ihr ganzes Wesen mit Giften durchtränkt und durchdringen lassen. Sie haben sich selbst gemein gemacht und erniedrigt, um ihre Gegner vor anderen niedrig zu machen. Sie haben, mit mehr oder minder Geschick, Feldzüge der Lüge geführt und in Haß und Gemeines immer mehr Völker hineingezogen. Man hat vielleicht augenblicklich damit gewisse Zwecke erreicht, aber in Wirklichkeit ist Name, Geschichte, Idee des Abendlandes auf diese Weise vernichtet worden.

Der Krieg ist jedoch nicht Sache der Massen und Völker, sondern allein der Heere: nur die Armeen haben gegeneinander zu kämpfen. Sie sollen ihre besten und edelsten Eigenschaften, die Männer zu allen Zeiten zu Männern machen, allein im Kampf und auf dem Schlachtfeld erproben. Die Bürger haben sich nicht in dies ernste, hohe und blutige Spiel zu mischen, sie sollen sich sammeln, ernst sein, schweigen. Jeder Frontsoldat hat dies oft und oft mit bitterem Groll gedacht. Er hat auch mit bitterem Groll an die Beschimpfung und lächerliche Verkleinerung „unserer" Feinde gedacht. Es war sein Schicksal, daß er zu kämpfen hatte; wie jedes Schicksal erfüllte es ihn mit Lust wie mit Leiden, vielleicht mit Ingrimm — vergiftender Haß war kaum dabei. Aber die bürgerliche Gesinnung des letzten Jahrhunderts, die alles gleich gemacht hatte, besaß keinen Sinn, kein innerliches Gefühl für die Grenze mehr, keinen Takt vor dem Kriege. Im Stellungskrieg lagen die Männer ohne lebendige Lust am Streit, während im Hinterland statt des Kampfes gemeiner Zank und vergiftender Haß immer weitere Schichten ergriff und schließlich in notwendiger Folge begangener Grenzverletzung der Bombenkrieg gegen die offenen Städte, der Hungerkrieg gegen die Wehrlosen, Schwachen und Kinder begonnen hatte. Es war zuletzt nur die diabolische Sucht der Vernichtung, die von der großen, heroischen, opferbereiten Idee des Krieges übrig geblieben ist.

Aber von langer Hand ist diese Entartung vorbereitet — man kann dafür keinen einzelnen Mann oder gar eine ganze soziale Schicht verantwortlich machen. Vielleicht ist der Krieg als Kunst, als höchster und edelster Stil des Streites zwischen Männern, als kunstvolle eigengesetzliche Fassung des Kampfes zwischen den Völkern schon nach Friedrich dem Großen zugrunde gegangen. In den friderizianischen Kriegen erschallt zum letztenmal jene helle, strahlende, kriegerische Musik, die wie ein Jubel der echten, soldatischen Kampflust klingt. Wie allenthalben, so fängt auch hier die ganz große Kunst zu verfallen an, wenn der strenge Stil der geschlossenen Bewegung, die Kunst der überpersönlichen Formen sich aufzulösen beginnt und an die Stelle kunstvoller Regeln eine lockere, naturalistisch-praktische Taktik tritt. Bezeichnend genug kommt diese auflösende Form in der Taktik von Frankreich her. Damit endigt bereits die höhere Kunst und der strenge, irrationale Geist des Krieges als echter Kunst. Andere, niedrigere Prinzipien kommen im Leben zur Geltung wie auch im Felde. An Stelle der Tugend, des unbedingten Gehorsams, der Selbstvernichtung und höheren Wiedergeburt in Reih und Glied, an Stelle der allgemeinen Gebundenheit an die Formeln, Regeln, Gesetze, den Stil tritt nun persönliche Freiheit und Willkür der Plänkler und Schützenketten. So hat vor mehr als hundert Jahren bereits, mit der französischen Revolution die Entwicklung begonnen, die schließlich im letzten Krieg mit der praktischen Auflösung der Front und der vollkommenen Isolierung des Einzelsoldaten im Trichtergelände endete. Diese einzelnen konnte man wohl noch töten, verjagen, gefangennehmen, meistens mit einem unsinnigen Einsatz von Menschen und Material, aber man konnte sie nicht mehr besiegen. In dieser vollkommenen Formlosigkeit und Zerstreuung war schließlich jede Aktion des Führers, auch jede Kunst und zuletzt Niederlage und Sieg, auch jede soldatische Ehre, ad absurdum geführt.

Wir werden in diesem Zusammenhange auch Form und Idee des Volksheers kritisch betrachten müssen. Auch das Volksheer ist nur ein Kind der französischen Revolution. In den Befreiungskriegen hat man in Deutschland zum erstenmal das soldatische Wesen allgemein populär gemacht, nachdem sich allerdings schon in der Oberpfalz und in Tirol z. B. das Volk aus freien Stücken erhoben hatte. Gefühlsmäßig wird man diese Aufstände begrüßen, aber vor der Idee des Krieges als Kunst und geregeltes Spiel sind sie nur

rohe Naturalismen gewesen, wichtig im Sinne einer spontanen Bewegung, aber doch ohne entscheidende Kraft über Sieg und Niederlage. Jedenfalls war der Gedanke, der nachher zur Geltung kam, daß nämlich jeder gesunde Mann wehrfähig und wehrpflichtig sein müsse, dem Geiste des Heeres und dem zukünftigen Stil der Kriege gefährlich. Denn durch die Einbeziehung der Massen, des schlechteren Blutes, der praktischen, bürgerlichen Gesinnung, kurz des gemeinen Mannes, vor allem in Offizierskorps und Unteroffizierkorps, sind mehr und mehr die ewig aristokratischen Elemente des soldatischen Handwerks vernichtet worden. Die vermeintlichen Volksheere sind bald zu Massenheeren geworden. Das Ritterliche, die hohe Gesinnung des echten Soldaten, der Geist, der auch den einfachen Mann und den Führer der kleinsten Einheit durchdringen muß, hat in der Masse des Militärs nicht gedeihen können. Die Gesinnung der Zeit, die alles andere als groß, gläubig, heroisch war, drang immer bestimmender in die Militärmassen herein. Man hat, ganz im Sinne des gleichmachenden Materialismus und ohne Instinkt für die Unterschiede und Eigenschaften des Blutes, die kriegerische Auseinandersetzung zwischen den Völkern zur Sache aller machen wollen, aber man hat damit nur den hohen Geist des soldatischen Streites nivelliert. Man hat nicht mehr vermocht, die Auseinandersetzung einer Elite, der dazu durch Blut, Gesinnung, ererbter Neigung bestimmten Ober- und Führerschicht der Nation, und ihrer Gefolgschaft zu überlassen. Allerdings, wie die Demokratie so ist auch das vermeintliche Volksheer an einem bestimmten Punkt der Entwicklung zu einem notwendigen Übel geworden, nachdem jene zum Herrschen bestimmte Elite längst schon zersetzt, im Blute verfälscht oder geistig entartet war und neuere, frischere Schichten aus der Tiefe zur Herrschaft drängten.

Aus diesem Kampf von absterbendem Alten und emporkommendem Neuen hat sich gerade in Deutschland eine merkwürdige Form der Armee gebildet, die wir erst heute in ihrer Stilmischung begreifen lernen. In der alten deutschen Armee hat bis zum Zusammenbruch noch ein Nachglanz des friderizianischen Geistes geherrscht, ein Wille zur Form und zum Stil, dem sich so leicht kein männliches Herz entziehen konnte. Aber doch war dies vielfach nur ein geborgter, äußerlicher Glanz, eine gefährliche Überbetonung des Straffen und Männlichen, der oftmals nur innere Schwäche und Leere entsprochen hat. Vielleicht hat man allzuviel Wert auf Paraden und große Manöver gelegt; sicher hat man vergessen, den

äußeren Drill durch eine ebenso gute Zucht des Geistes und der Seele auszugleichen. Es ist so in unserer alten Armee zu einem Neben- und Durcheinander der widerstreitendsten Kräfte gekommen: Man hatte noch auf der einen Seite erstarrte friderizianische oder nachfriderizianische Formen, die für eine ganz andere Zeit und soldatische Weltstimmung geschaffen waren, während man sich auf der anderen Seite im Felddienst um die moderne, bewegliche, zivilisatorische Taktik, Bewaffnung und Kriegsanschauung bemühte.

Man hat in Deutschland zu lange den Schein eines wirklich aristokratischen Heeres auch noch im Massenheere bewahren wollen. Man hat weit über Gebühr die Eitelkeit und den Dünkel der jungen Offiziere geduldet, denn es war längst schon eine Fiktion, daß sie sich aus der wahren Elite des Volkes ergänzten, nachdem diese Elite nach 1870 vielfach nur reich gewordene Familien ohne große Gesinnung und Weltanschauung waren. Auf der anderen Seite wollte man wohl das Volk im Heere erfassen, aber man hat es versäumt, dieses Volk: die einfachen, gerade gewachsenen, tüchtigen, jungen Männer zu ihrem natürlichen Stolz, zu Selbstbewußtsein und Selbstverantwortung kommen zu lassen. Es entstand eine Abhängigkeit von der Führung im deutschen Heer, die im Kriege gefährlich geworden ist. Der deutsche Soldat wurde leicht hilflos, wenn die Offiziere gefallen waren oder versagten. Wir haben nie jene bewegliche, praktische Einzeltaktik des wahren Volksheeres beherrscht wie die Franzosen bereits zu Anfang des Krieges, die oft mit einzelnen Baumschützen, versteckten Maschinengewehren manchen schwungvollen Angriff zum Scheitern brachten. Gerade jenes Legere, halb Ziviliſtische, das uns an fremden Heeren so unzulänglich schien, entsprach sehr gut dem Geist dieser Zeit und dem späteren, unheroischen Geist des Krieges. Die bourgeoisen Franzosen vor allem haben sich leichter und besser als wir in den unmilitärischen lockeren Stil des Stellungskrieges gefunden. Man hatte den Eindruck, als wäre von jeher der einfache Mann im französischen Heer mehr auf sich selber gestellt gewesen, er war im Gelände geschickter, im Stellungskriege entschieden aktiver als wir, während wir oft, gerade im Graben über die mangelnde Initiative des Mannes zu klagen hatten. Aber jetzt rächte sich eben der starre Geist und die uniformierte Erziehung des alten Heeres. Man hatte vielfach statt Unterordnung nur eine unsoldatische Servilität gefördert, aber den Stolz, Unternehmungslust und natürlichen Sinn des Mannes für Kriegerisches gebrochen.

So ist zu der allgemeinen Entartung der Formen des Krieges, unter der die natürliche Lust am Kampfe zu leiden hatte, noch eine besondere Hemmung gekommen in unserer Armee, in der sich noch während des Krieges pseudoaristokratische, pseudoheroische und moderne, zivilisatorische Elemente bekämpfen mußten. Die alten Prinzipien der Form und Geschlossenheit, die auch jetzt immer noch weiter wirkten, brachten oft eine Starre und einen bürokratischen Schematismus mit sich, der den Wirklichkeiten des Krieges nicht gewachsen war und sich die neuen Formen nicht einzugliedern vermochte. Niemals anerkannt, aber stillschweigend geduldet, siegte im Felde sehr bald eine formlose Demokratie, die freilich als Kameradschaftlichkeit in Erscheinung trat. Wie die Unteroffiziere, so stand der echte Frontoffizier mit seinen Leuten praktisch auf du und du. Im Graben, im Trichtergelände gab es keinen künstlichen Abstand mehr, war die strenge und starre Rangordnung vernichtet, zu der man das Heer im langen Frieden erzogen hatte. Es hat sich dafür eine neue, natürliche, auf Taten und echte Leistung gegründete Rangordnung herausgebildet, die nicht in jedem Fall den Gradabzeichen entsprechend war. Aber wie lange hat man gezögert, die Folgerungen daraus zu ziehen! Wie oft ist es vorgekommen, daß mitten im Kriege bei der Ernennung zum Offizier nicht die erprobte Eignung zum kriegerischen Handwerk, die sich gerade im Volke sehr häufig erhalten hatte, sondern gesellschaftliche Gründe bestimmend waren. Wir haben den Krieg nach sehr unreinen Prinzipien geführt. Ohne Stil des echten Heroischen, doch ebensowenig auch ohne den Stil der natürlichen Demokratie, die seinem Wesen entsprechend gewesen wäre. Nur eine bestimmte Schicht von Frontoffizieren hat hier ausgleichend gewirkt und die widerstrebenden Teile zusammengehalten, sie haben immer von neuem zwischen der Welt der Front und der Welt der Stäbe vermitteln helfen.

Denn Front und Stab waren im späteren Kriege zwei völlig verschiedene Welten oder doch Generationen geworden. Eine verborgene Gegnerschaft war sehr häufig zwischen den beiden, besonders seitdem die Stäbe ihre persönliche Aktivität und genaue Kenntnis der Frontdinge und Frontsoldaten verloren hatten, seitdem sie Befehlsapparate, Verwaltungsstellen geworden waren. In ihren Augen sind häufig die jungen Frontoffiziere nur Dilettanten, unzulängliche Handwerker gewesen — und sie waren es auch. Doch auf die Beherrschung und Kenntnis des einstigen Handwerks, wie es die Stabsoffiziere meinten, kam es im

späteren Verlaufe des Krieges längst nicht mehr an. Der Krieg war unmilitärisch geworden. Blinder Gehorsam, Schneid gegen die Untergebenen, Kenntnis der alten Formen taugten nicht mehr; was im Ruhequartier noch galt, war praktisch in langen Wochen des Einsatzes längst zum alten Eisen geworfen worden. An der Front waren andere Dinge bedeutungsvoll: eine natürliche Autorität vor allem, die nicht auf Gradabzeichen pochte, Kameradschaft, soziale Gesinnung, Menschenkenntnis, ja Menschenliebe, Klarheit, innere Widerstandskraft, geistige Frische, Humor — im Grunde mehr menschliche Eigenschaften und Züge starken Charakters als Kasernenhoftalente, mit denen in der Materialschlacht, im Trichtergelände nichts anzufangen war. Selbstverständlich haben die Frontoffiziere den Krieg oft recht stillos gemacht und oft einem Zustand Vorschub geleistet, der einer allgemeinen Verwilderung nahe war — aber sie gingen damit nur einen einmal begonnenen Weg zu Ende: Das Volksheer endete dort, wo es angefangen hatte: es langte gegen Ende des Krieges wieder bei dem zusammengewürfelten, nur um den Führer gescharten Haufen an.

Im Grunde war der Soldat an der Front in den letzten Kriegsjahren vollkommen allein. Die Kampfverhältnisse hatten ihn der Kommandogewalt während des Einsatzes praktisch entzogen, er war auf sich oder das Beispiel der nächstliegenden Kameraden gestellt. Er war also ein Freier geworden im Verhältnis zum reglementierten, nur vom Kommando bewegten Soldaten des alten Heeres; er mußte vor allem der inneren Stimme folgen — vorausgesetzt, daß diese innere Stimme im Sinne der Pflichterfüllung vorhanden war. An der Front wurde dem Manne wenig hineingeredet, in den entscheidenden Augenblicken am allerwenigsten, ja selbst Wachen und Schlafen und alle Obliegenheiten wurden zumeist nur auf dem Wege kameradschaftlicher Abrede geregelt. Es wurde wenig befohlen — oder nur auf dem Papier, dafür allerdings häufig nur um so wirkungsloser und mehr — und sehr viel gut zugesprochen (Vaterländischer Unterricht!) Der einzelne Mann merkte allmählich, daß sich die Stimmung zu seinen Gunsten geändert hatte, es kam auf ihn, die einstige Nummer an. Sein Trotz, sein Selbstbewußtsein, auch sein Verantwortungsgefühl erhoben sich mächtig. Aber im Grunde war die Autorität zerstört. An Stelle der früheren Hierarchie der Stäbe trat praktisch eine selbstherrliche Demokratie der Frontsoldaten. Es waren im letzten Kriegsjahre fast nur die Fäden der Organisation, deren

Leitung die höheren Kommandoſtellen behalten hatten — auf den Gang des Gefechts hatten ſie keinen unmittelbaren Einfluß mehr. Gerade der Maſſenkrieg endigte ſchließlich in einer vollkommenen Vereinzelung. Ohne Befehlsgewalt über ſich ſtand der Mann mit ſeinem Gewehr, ſeinem Maſchinengewehr am Feind; auf ſeinen Willen, ſeine Standhaftigkeit, ſein Gewiſſen kam es allein noch an und durch einen Überläufer, einen ſtandhaften M.G.-Schützen, eine Geſchützbedienung ſind oft ganze Schlachten entſchieden worden. Die drakoniſche Strenge der Militärgeſetze war praktiſch zerfallen und hatte nicht die geringſte Wirkung mehr. So hat die Front im Herbſte des letzten Kriegsjahrs nur noch aus wenigen Männern beſtanden, aber zu Tauſenden trieben ſich andere im Hinterlande umher. Das alte Heer war zerfallen, der alte Geiſt in den Stürmen der Materialſchlacht vernichtet, die uniformierte Maſſe vollkommen zermürbt und ehrlos geworden, vom alten Handwerk, vom Glanze der kaiſerlichen Armee kein Reſtchen mehr — aber ein neues Heer, eine neue, ſoldatiſche Oligarchie, ein Geſchlecht der Soldaten aus freier Wahl und perſönlicher Leidenſchaft erhob ſich aus der Aſche des Volks- und Maſſenheeres.

Zum Schluß des Krieges iſt aus der alten Armee eine ganz kleine, neue hervorgewachſen, aus einem Durcheinander, einer Vermiſchung der Stile und Weltanſchauungen bildete ſich über aller Vernichtung und über dem Untergang, und zwar in Deutſchland zuerſt, ein neuer Stil. Eine ganz kleine Elite von echten Soldaten und Führern iſt dem zerfallenden Maſſenheer entwachſen. Ein neues Geſchlecht, das den Wert wie die Grenzen des Menſchentums an ſich erfahren hatte, wuchs aus Vernichtung und Untergang. Vom ſtrengen Geiſte der Zucht berührt, von neuer Selbſtachtung durchdrungen wie von der Ohnmacht des einzelnen vor den Mächten des Schickſals belehrt, ſo wuchs dieſe Jugend zu neuen Weltzeitaltern hinüber. Auch ſie war unvorbereitet zum Kriege gekommen. Niemand hatte ſie innerlich ausgebildet, auch ſie blieb oft lang noch im Feld, an der Front in bürgerlicher Befangenheit. Sie hatte zuerſt mit den alten vernichtenden Mächten in ihrer eigenen Bruſt zu kämpfen; und die Jungen ſind oft nicht die beſten Soldaten und militäriſchen Handwerker geweſen, ſie brauchten Zeit und viel innere Arbeit, um ſich zurechtzufinden. Doch ſie erlebten alle die innerſte Umgeſtaltung. Die Einſamkeit an der Front und das oft tief verletzte Gefühl, das in ſich ſelber gefangen war, wies ſie immer ſtärker in ſich zurück. Sie erfuhren,

daß jenes Heroische, das jetzt von ihnen gefordert wurde, etwas sehr Geistiges, Gläubiges sei; nicht aus sich selber, sondern aus höheren Mächten haben sie sich ihre überpersönliche Kraft geholt. Kein Zweifel, daß sie unter den scheußlichen und entarteten Formen des Krieges gelitten haben, wie einer nur leiden kann, daß sie all die Gemeinheit und Kleinheit durchschauten, daß sich ein düsterer Ingrimm gegen die Phrase, gegen den falschen Anspruch, den Mangel an Menschlichkeit und Gewissen (im eigenen Lande wie in der Zeit) in ihnen gesammelt hatte — aber trotzdem, in tiefsten Tiefen waren die Skeptiker gläubig. Es war gewiß ein Trotz, eine Empörung und Auflehnung in ihnen, eine Verachtung des Hergebrachten, eine Souveränität, ja ein bewußter Wille zur Anarchie, die sie den älteren Kameraden, den Handwerkern und im alten Stile Befangenen verdächtig und höchst gefährlich erscheinen ließen — aber das war nur der äußere Gegensatz zu der untergehenden Zeit, die sie freilich verneinen mußten. Sie durchschauten den Krieg und die Entartung des Krieges vollkommen, aber sie beugten sich ihrem Schicksal, das ihnen den Platz in diesem Kriege gewiesen hatte. Sie haben sich nicht durch die schwachen Vorwände kleiner Räson von ihrer Treue entbinden lassen. Sie beugten sich dem Geheimnis.

Und diesen wenigen, die nicht vom Kriege zermürbt und zerbrochen worden sind, sondern gestorben im Innern und von Grund aus wiedergeboren — diesen obliegt auch die schöpferische Kritik des Krieges. Sie allein können das Volk und die immer noch in der Tiefe lebendige Seele des Volkes wieder zum Leben bringen, indem sie Klarheit zu schaffen suchen über das wahre Wesen des fürchterlichen Geschehens. Sie allein sind imstande, bis auf die Wurzeln zu gehen und das Wahre vom Falschen, den Schein von der Wirklichkeit, die ewige Kraft des Krieges von seinen Entartungsformen zu sondern. Sie sind es, eine neue, schaffende, kühle und strenge Generation, die dem scheinbar Sinnlosen seinen wahren, neubildenden Sinn zu geben imstande sind. Es wird noch einmal Wagemut, Kühnheit, Scharfsinn und Glauben von ihnen gefordert. Sie müssen noch einmal den frischen Kampf beginnen gegen die allgemeine Verwirrung von Totem und Halblebendigem. Sie müssen durch ihre geistige Arbeit wieder die Abgründe schließen, durch die die seelische Einheit unserer Nation infolge des Krieges zerrissen worden ist.

Denn sie haben es alle erfahren: auf jeder Seite ist Unrecht wie Recht trüb durcheinander gemischt — im Grunde sind Junge und Alte, Pazifisten und Militaristen von gleicher Schuld und von gleicher Nichtschuld gewesen — der schlechte Geist der vergangenen Zeit hatte sie alle dem Schlechten, dem Toten und Seelenlosen, dem ungeistigen Stoffe dienstbar gemacht. Aber die neue Generation, die geistig im Kriege geboren worden ist, muß dieser trüben Mischung ein Ende setzen. Sie wird sich nicht mit dem äußeren Anschein der Dinge begnügen, sondern auf Grund und Wesen zu dringen suchen. Sie ist ein radikales Geschlecht. Ihr furchtloser Blick, der aber die umfangende Kraft der Liebe in sich bewahrt, hat die Formen und geistigen Hintergründe des letzten Krieges durchschaut. Es ist nicht der Krieg an sich gewesen, der dabei so schrecklich erschienen ist, sondern die Menschen der Zeit, die Hohes in Niedriges verfälschten. Der letzte Krieg wurde nicht von ehrwürdigen Helden gemacht; er ist auch nur von den Krämern entschieden — oder vorläufig beendet worden. Aber in Deutschland hat er doch eine kleine Armee von Kriegern, heroischen Geistern und echten Soldaten zurückgelassen. Diese unsichtbare Armee kann keine andere Aufgabe haben, als einen edleren Geist, die Stimme des Herzens und des Gewissens zur Geltung zu bringen. Diese Generation, heute noch ohne Führung und von den Älteren vielfach mißverstanden, steht immer noch an der Front. Sie steht heute in scharfem Kampf gegen die Zeit wie gegen den Geist der Zeit, aber auch gegen den Geist der letzten Vergangenheit, aus der ja notwendig das gegenwärtige Chaos entstanden ist. Sie will nach dem Triumphieren des Todes wieder dem Leben zur Herrschaft helfen. Und zwar nicht jenem privaten, verantwortungslosen, nur auf den Augenblick und das Diesseits gerichteten Leben, wie es die Bourgeoisie ersehnt, sondern dem immer erschaffenden Leben der Zucht und der Liebe, der Klarheit und Sauberkeit, das nach den inneren Wunsch- und Ideenbildern unserer Geschichte und unseres Blutes gestaltet ist.

Die schöpferische Kritik des Krieges kann nur im Rahmen der schöpferischen Kritik des letzten Jahrhunderts begriffen werden. Es gilt auch hier eine radikale Befreiung von überlebten Gedankendingen. Wir können nicht mehr zurück in die alten Bindungen, wir sind nun einmal auf uns gestellt, aber wir können uns, unsere Vorstellungswelt wie unsere Entschlüsse an dem Ergebnis erlauchter Geister, an den Taten und Werken wie an der Wahrheitsliebe des Volkes kräftigen. Wir müssen ganz radikal sein und

auf die Wurzeln gehen: erst hinter dem vordergründigen Widersinn dieses letzten Krieges in seinen Erscheinungsformen werden die zeugenden Kräfte auch dieses Kampfes offenbar. Es ist trotz allem Verwirrenden der lebendige Streit noch immer der Vater aller Dinge und aller Erkenntnisse. Es kommt nur auf die Tiefe unserer Erkenntnis an. Wir sind sehr einsam geworden, gewiß, ohne anderen Halt, als den wir uns selber errungen haben — aber dies ist der echt soldatische, ja der heroische Hintersinn dieser Zeit. Versuchen wir nicht, uns wieder künstlich zu binden oder zu organisieren, selbst wenn dann manches leichter erscheint. Nur in den Ideen, in dem Erfassen der Wirklichkeit, in den Gedankenimpulsen, die aus der unwillkürlichen Tiefe kommen — in solchen überpersönlichen Dingen können wir uns vereinigen. Und in einem neuen Bilde des deutschen Menschen, um das sich, wie an der Front die kleine Armee der geistig Unerschrockenen, die Kameradschaft der Männer und Charaktere scharen soll.

F. G. Jünger

# Krieg und Krieger

Wer die letzten fünfzehn Jahre mit Besinnung erlebt hat und einen prüfenden Blick auf sie zurückwirft, der mag finden, daß sie viel an ihm getan haben, mehr als in sanfterer, stiller überleitender Zeit ein ganzes Leben tut. Nicht oft drängt sich in so kurzem Zeitraum eine solche Fülle bedeutungsschwerer Handlung zusammen. Inwiefern der Einzelne, das Geschlecht, die Nation durch die tätige Gewalt und die Richtung, die sie einschlägt, begünstigt oder benachteiligt wird, das mag dahingestellt bleiben, — an der Kraft, die den Menschen angreift und erprobt, muß er sich messen, und die Folge zeigt, ob er ihr gewachsen ist oder unterliegt. Bedeutsam aber ist, ob er die Zeit, für die er geboren, für deren Aufgaben ihm ein Platz zugewiesen, als die ihm einzig gemäße anerkennt und ehrt, ob er sie und sich in ihr bejaht, nicht dort allein, wo sie ihn beglückt, auch dort, wo er das Ungelöste in ihr erfaßt, wo er ihre Zweifel und Dunkelheiten, ihren brennenden Schmerz spürt. Was er ihr in Liebe abgewinnt und abringt, das macht ihn fruchtbar, und wie er bestrebt ist, sich an ihre vornehmsten Kräfte anzuschließen, gewinnt er selbst eine höhere Kraft, sich zu behaupten und zu entfalten. Nichts aber führt ihn weiter als der feste Wille, sich rein darzustellen als das, was er ist, und unbeirrbar aus dem verliehenen Charakter heraus zu arbeiten. Ein solcher Wille, der das einmalig Bedeutende jedes Charakters erkannt hat, ist vornehm durchaus, indem er nichts aufgibt von dem, was er als seinen eigentümlichen Gehalt erkennt, und seinen Wert mit Kühnheit verteidigt. Hierin liegt ein Zeichen der Vollkommenheit, das am Einzelnen wie an jeder Gemeinschaft schon darum freudig begrüßt werden sollte, weil es ins Entschiedene führt, in eine Zone, worin Gesetz und Gestalt sich fester und brüderlicher begegnen.

Wahr aber ist in einem anderen Sinne, daß die mannigfaltige und unübersichtliche Gegenwart immer dem Gesetze widerstrebt, unter dem wir das Verlebte, Vergangene, das geringeren Widerstand leistet, reiner und zugleich gewaltsamer begreifen. Insbesondere bedarf das Bedeutende der Zeit, nicht nur um sich zu entwickeln, auch um erkannt zu werden. Die Betrachtung, die einen gewissen Anspruch auf Gültigkeit und Abschluß erhebt, bedarf der Distanz und des entfremdeten Auges. „Innerhalb einer Epoche gibt es keinen Standpunkt, eine Epoche zu betrachten.“ (Goethe.) Hieran

wird offenbar, daß viele Ereignisse von höchster Bedeutung und kräftigster Wirkung auf die Zukunft in dieser ihrer Wirksamkeit vollkommen verkannt, ja nicht einmal gesehen werden und daß die echten Züge des Schicksals, welche in der vollkommenen geistigen Umwälzung liegen, von dem Wust dessen, was keine Folge hat, vielfach überdeckt sind. Die reißende Bewegung der anderthalb Jahrzehnte, die hinter uns liegen, hat etwas wunderbar Erschreckendes und in der Folge zugleich Abstumpfendes; die anhaltende Kraft des Geschehens, die gleich Dynamit den Schatz der alten Formen sprengte, hat die Fähigkeit zum Erstaunen geschwächt und auch das Außerordentliche in das Gebiet der Gewohnheit und Gewöhnung verwiesen. Wie sehr diese allem Ursprünglichen feindlich, wie sehr sie der selbständigen Kraft des Blickes entgegen ist, bedarf keiner Ausführung. Soviel Undankbare sie indessen schaffen mag, es kann nicht verborgen bleiben, wie das Auge sich verwandelt, das Denken sich verändert hat und wo der Ansatz dieser so bewegenden Wandlung zu finden ist. Immer zwingender drängt sich die Erkenntnis auf, daß eine Epoche des Lebens, in der kein Zeichen des Abschlusses sichtbar ist, mit dem Kriege beginnt. In diesem Bewußtwerden einer Kerbe äußert sich die formende Wucht einer Entscheidung höchsten Ranges, die allen Zügen der Seele sich mitteilt und dem Blickfelde neue Perspektiven eröffnet.

In nichts vielleicht wird es deutlicher, als wenn man einen Blick auf die Zeit vor dem Kriege wirft, von deren Ende uns keine zwanzig Jahre trennen. Was immer aus ihr dem Betrachtenden entgegentritt, das ganze Gefilde menschlicher Bemühungen wie der Acker, den der einzelne pflügte, — es scheint, daß alles, was ihr angehörte, einem symbolischen Verwitterungsprozeß verfallen ist. Es gibt einen Punkt, von dem aus gesehen das vergangene Wirkliche phantastisch wird, in dem es wie der Putz und Stuck der Bauten zerbröckelt und sich vor dem Auge in Rauch und Nebel auflöst. Dieser eigentümliche Verfallsprozeß hat, ohne doch von Dauer zu sein, seine Zeit; es entspricht ihm das wunderliche Gefühl, mit dem die Jugend einen Greis bemerkt, der, einem geschiedenen Lebenskreise zugehörig, sich in ihre Reihen hineinwagt. Nicht immer mag das Trennende so stark empfunden werden, das Verbindende so weit zurücktreten. Etwas Unwirkliches geht von dieser so nahen Vergangenheit aus; man spürt, daß wenig in ihrem Mühen ist, an das die Teilnahme mit einiger Kraft anzuknüpfen vermöchte, daß sie an Inhalten und Formen kaum etwas

überliefert, was im geistigsten Sinne Element unseres Handelns und Denkens sein könnte. Was anders aber drückt sich aus in diesem Versinken des Vergangenen als die wahre Entfernung, die es vom Gegenwärtigen trennt, eine stattliche Entfernung, die, an der chronologischen Distanz gemessen, von dem großen Marsche Zeugnis ablegt, der hier vollbracht wurde.

Nicht immer haben kriegerische Verwicklungen eine so eingreifende Macht, nicht immer kommt ihnen eine Bedeutung zu, die auf den tiefsten Zustand der Dinge bestimmend einwirkt und sich den zartesten Adern und Nerven des Lebens mitteilt. Es kommt auf die Konstellation an, aus der sie hervortreten, und auf das Medium, dessen sie sich bemächtigen; es hängt davon ab, ob sie auf eine Wende der Zeit treffen und sich zum gebietenden Ausdruck des großen Umschwungs zu erheben vermögen. Eine solche Wende bedeutete für Preußen das Hervortreten Friedrichs, für Europa die Erscheinung Napoleons, für die Erde überhaupt der Krieg, den man mit vielem Recht den Weltkrieg nannte und in Zukunft den ersten Weltkrieg nennen wird. Mit ihm tritt eine Zäsur von welthaftem Gehalt in Erscheinung. Indem das Deutsche in das bittere Ringen um Existenz einbezogen wurde, erhielt es Zutritt zu dem höheren, gefährlicheren Kreis des Welthaft-Wirklichen; die Zukunft mußte, wie immer die Entscheidung fiel, die Folgen davon zeigen.

Faßt man den Krieg ins Auge, dann wird sogleich die mächtige Arbeit, die er verrichtete, sichtbar; er erweist sich als ein Arbeitsprozeß im strengsten Sinne. Er ist ganz Mühsal, arm an Momenten, die durch Genialität bezaubern, durch Leichtigkeit entzücken. Bitter durch Schweiß und Blut, voller Zeichen der Not und der menschlichen Armut. Das Planmäßige, das Berechnete, das Maß an System und Wissenschaft, das Massenhafte, die Technik der langsamen Zermürbung, der Glaube an die Materie, dies alles sind Zeichen der Schwere. Die Intensität der Mittel entspricht nicht dem Überfluß; sie sind das Werkzeug des Daseinskampfes, dessen mechanisch zermalmende Härte der Schonung wenig Spielraum läßt. Wo Völker sich bekämpfen, entschwindet der mildernde Geist der Courtoisie; der Kampf wird nackter, unverhüllter, erbarmungsloser geführt. Die Massierung von Menschen und Material, die Dehnung der Fronten, das maschenlose Netzwerk der Schlachten und Gefechte, ihre pausenlose Härte, die Einbeziehung des Hinterlandes in den Kampf, die wachsende Furchtbarkeit der Kampf-

mittel, dies alles sind Zeichen einer neuen Entschlossenheit, Bilder eines Willens zur Vernichtung, der aus allen Phasen des Krieges immer entschiedener hervortritt. Die Physiognomie dieses im Kampf befindlichen Lebens ist von prophetischer Ehrlichkeit. Dieses Riesenbergwerk mit seinen Stollen, Minengängen, Gräben, Sappen, Unterständen, Betonklötzen, bevölkert von den farblosen Heeren der Arbeitersoldaten, überwölbt von der Glocke der Geschoßbahnen, es ist die geographische und seelische Landschaft des industriösen, erfindungsreichen und arbeitsamen Abendländers. Die von Gas und Sprengstoffen überfluteten Ebenen sind die Räume, in denen die Fülle seiner Mittel sich kriegerisch transformiert. Die Maschinenwelt rückt in die Schlacht ein, konstruiert, gebaut, bedient und gerichtet von einer Armee technisch geschulter Intelligenzen, die sich schweigsam und zuverlässig jahrelang in den Zonen der Vernichtung ansiedeln.

Man mag das Bild, das sich hier bietet, von einer trostlosen Nüchternheit und Farblosigkeit finden; der entfremdetere und entferntere Zuschauer wird das Seltsame in ihm entdecken und es für nicht weniger wunderbar als ein Märchen halten. In Wahrheit ist der Krieg ein erstaunliches Phänomen, und dieser letzte, erste, der Salut über dem Grabe des neunzehnten Jahrhunderts schießt und das zwanzigste breit eröffnet, eines der erstaunlichsten. Er entzieht sich jener Ökonomie, welche der Verstand übt; in seiner Vernunft ist etwas Unmenschliches, Maßloses, Gigantisches, etwas, was an einen vulkanischen Prozeß, eine elementare Eruption erinnert und nur langsam in ein historisches Gesetz einzufangen ist. Welcher geheim arbeitende Anspruch meldete sich hier an, und welche Lust war es, die ihm begegnete, ihn aufnahm, ihm alle Kräfte des Lebens zuführte? Niemand wußte es. Niemand wußte mit jener Klarheit, die ein Geschehen und seine Folgen durchdringt, wofür er zuletzt in Anspruch genommen wurde, und doch setzte ein jeder unter die Blankovollmacht des Schicksals seinen Namen. Dies ist es, was jenen Enthusiasmus, mit dem die Nation ihren Krieg begann, so rätselhaft und groß macht. Der Geist des Vaterlandes bediente sich gleichsam des Krieges, um sich ihr vertraulicher und beschwörender zu nähern. Es bedurfte dieser Bedrohung, dieser zwangvollen Umklammerung, um ihr ein reineres Gefühl ihrer selbst zu geben, ein freudiges Selbstbewußtsein, das, einmal geweckt, über das Enttäuschende hinweg bildende Kraft und bindenden Wert besitzt.

Etwas Unaussprechliches, Namenloses teilt sich dem Geschehen mit. Es scheint, daß der grandiose Aspekt, den der Krieg bietet, zum großen Teile aus seinem Gehalt an Anonymität hervorgeht. Bedenkt man die Wucht des anonymen Geschehens, so versinkt jeder Versuch privater Haftbarmachung ins Unzulängliche. Diese Anonymität ist so groß, daß sie noch jene prächtige romanische Geste erdrückt, die, indem sie dem unbekannten Soldaten ein Grab unter dem Arc de triomphe geschaffen hat, den Kult des Individuums zum Symbol erhebt. Aber dieser Tote ist nicht unbekannt genug, er ist nicht namenlos genug, er rührt nicht an die Wurzeln unserer Pietät, und nicht in ihm ruht der ewige Krieg, der höchst namenlos uns alle ergriff. Es ist der Tritt marschierender Kolonnen in der Nacht, es ist das Rollen der Wagen, Bahnen, Geschütze auf Straßen und Schienen, es ist das Fluten der Millionen, das Strömen der Heere, das Sichberühren, Verflechten und Abschiednehmen von unzähligen Schicksalen, über denen ein überpersönliches Schicksal gestaltlos und nach Gestalt drängend waltet. Es ist eine ungeheure Woge des Lebens, durch eine schmerzhaft tiefe, zwingende, einheitliche Kraft gerichtet, geführt auf Schlachtfelder, die heute schon mythisch werden, verbraucht für Aufgaben, die den Bezirk des gegenwärtig Faßlichen weithin überschreiten. Mag die historische Prägnanz der Aktionen begeistern, die Anonymität des Ganzen erschüttert bis ins Tiefste, so tief, daß der höchste Wille zur Ehrung keine Form mehr findet, an die er sich knüpfen könnte, nicht Grab, nicht Stein, nicht Denkmal.

Nicht jeder Achill findet seinen Homer, nicht jeder Krieg sein Epos. Das Homerische ist dürr geworden, und die Kehlen der Sänger scheinen verrostet. Aber wären sie auch süß und stark wie der Wein, der von den Bergen kommt, müßte man nicht von diesem Kriege das sagen, was Hölderlin vom Geiste Bonapartes sagt, jenes Wort der verschwiegensten Ehrfurcht?:

Der Dichter laß ihn unberührt
Wie den Geist der Natur,
An solchem Stoffe wird zum Knaben der Meister.

Er kann im Gedicht
Nicht leben und bleiben.
Er lebt und bleibt in der Welt.

Wie aber, wenn man ein Siegel nähme und prägte die Worte „Ich war es“ auf alles Erschaffene, was würde da leugnen können und antworten: „Du warst es nicht, ich habe keinen Anteil an dir.“ Langsam enthüllen sich die kolossalen Umrisse des Geschehens. Der Krieg wächst durch den Abstand der Betrachtung, denn das, was er in der Tiefe zeichnete, offenbart sich erst nach langem Schweigen. Schon aber liegt es im Wissen, daß es nichts gibt, was er unberührt gelassen hätte, nichts, was sich ihm hätte entziehen können, und daß alles, was in der Gegenwart wirksam ist, durch ihn hindurchgegangen ist. Als ein mächtiger Revisor, der alles prüfte, bestätigte oder verwarf, fühlte er der Zeit und ihren Kräften den Puls, und indem er sie in ihrer Gesamtheit zur Kulmination brachte, erwies er sich als jene Entscheidung, die aus der Zerstreuung und Vereinzelung der Interessen zur Totalität vordrang und den gültigen Zusammenhang des Lebens gegenüber allen Spezialismen des Denkens wiederherstellte. In dieser bindenden und verbindenden Kraft wurzelt ein Gefühl der Verpflichtung, eine Dankbarkeit des Geistes, die den Krieg als Zerstörer und Schöpfer nicht ohne Ehrfurcht betrachten kann.

So ist es nicht fruchtbar, ihn durch einen Zirkelschnitt des Verstandes aus dem Zusammenhange, durch den er besteht, herauszulösen und ihn, als eine Erscheinung ohne Vergangenheit und Zukunft, einer Sektion zu unterwerfen. Es gibt Beispiele eines solchen Denkens, das dem Verhältnis von Einheit und Gliederung durch Willkür zu begegnen versucht und die innere Notwendigkeit der Aktionen durch Willkür aufzuheben trachtet. Ein solches Denken muß, da es sich den Entscheidungen nicht verzahnt, selbst entscheidungslos bleiben. Ihm gegenüber ist daran zu erinnern, daß der Krieg durch die Ordnung besteht, aus der er hervorging, welche Ordnung, da jede Erscheinung einen ihr eingeborenen kriegerischen Wert besitzt und kein Zustand gegeben ist, in dem der Krieg nicht enthalten wäre, im Ganzen wie im Einzelnen als sein vorbereitendes Stadium zu erkennen ist.

Friedenszustände nämlich sind jene Zustände, in denen der Krieg latent ist. Der Friede ist der Vater des Krieges; er ist jene Ordnung, die den Krieg immer aufs neue aus sich entläßt und ihn mit den Mitteln versieht, deren er zu seiner Existenz bedarf. Was aber die Zustände hoher Zivilisation in diesem Zusammenhange bemerkenswert macht, das ist die Tatsache, daß sie, als die organisiertesten, auch den Krieg in organisiertester Form enthalten. Die

Folgen, die für den Krieg daraus entspringen, sind unschwer einzusehen. Organisierte Kraft ist gesteigerte Kraft. Je durchgebildeter die Organisation des Lebens ist, desto mehr wird die Intensität und Dauer des Krieges gefördert, desto mehr das Maß der vorhandenen Mittel vergrößert.

Leuchtet dies ein, so bleibt doch die Frage, was die Entscheidung in ihrer Einmaligkeit und Unwiderruflichkeit herbeirief und aus welchen Elementen die zwingende Wendung zum Kriege hervorging. Diese Frage duldet viele Antworten. Gewiß, daß hier etwas reif geworden war, um eingeschmolzen zu werden. Wer die Gesetzlichkeit des Krieges als eines organisierenden Prinzips im menschlichen Leben anerkennt und die Einheit dieses Lebens bejaht, der ahnt und erkennt auch, daß hier ein strenger, gebietender Zugriff erfolgte, ein Zugriff, der alle Mächte für sich requirierte und durch diesen Akt der Requisition ihre Einheit und innige Gemeinschaft bezeugte. Er geschah in einen Raum hinein, der an seiner Entscheidungslosigkeit litt, der arm an Sinn war, zerstreut in seinem Mühen, und der in seinem Grunde nur das individuell Gültige erfaßte, da ihm jede Kraft zerrann, sich an einem absoluten Gehalt zu ordnen. Die Zeit ermangelte des Ursprünglichen, des frischen, belebenden Zusammenhangs mit elementaren Strömen. Das Schwebende, Schwankende der Bemühungen bezeugte das Fehlen eines Mittelpunktes, von dem aus alles geistig genährt wurde. Die Armut an religiösen, politischen, nationalen, künstlerischen Kräften war offenbar, ein Mangel an schöpferischem Vermögen nicht zu verkennen. In diesem Zustand der Beliebigkeit aller Wertungen, der Unfähigkeit zur Entscheidung, der Verantwortungslosigkeit gegenüber allen Mächten, Gesetzen, Gestalten verdarb die Unschuld des Lebens in dem dumpfen Bewußtsein, daß es nichts Haltbares und Festes mehr gab, daß nichts Zutrauen verdiente, und daß alles mit stets wachsender Geschwindigkeit einer Katastrophe zutrieb, die aufzuhalten menschliche Fähigkeit immer weniger imstande war. Die geistige Leere und Ohnmacht der Vorkriegsjahre bildete gleichsam das Zentrum des die Erde schon umkreisenden Wirbelsturms. Die Spannung verdichtete sich ins Unerträgliche, bis der Ausbruch des Krieges alle Krusten zerriß und die Lava brennend hervorschießen ließ.

Das Schauspiel der Zerstörung, das der große Krieg bietet, ist zu großartig, als daß es nicht als erstes die Phantasie beschäftigen müßte. Die Wucht dieses Prozesses, die Breite, die er einnimmt,

deutet genau den Umfang dessen an, was für die Zerstörung reif war. Der Akt der Vernichtung ist so sinnvoll wie notwendig; er erhebt sich aus der Ordnung des Lebens und statuiert ein Exempel an ihr, das den Umfang der Verantwortung und die Unmöglichkeit, sich ihr zu entziehen, vollkommen erhellt. Einem so harten, blutigen Gericht blieb weder das Mitleid, noch der Haß, der es nicht faßte, ferne; es kennzeichnet beide, daß sie sich nicht auf jenen Standpunkt zu erheben vermögen, von dem aus gesehen auch die Aktion der Zerstörung sich jener Ordnung, die Tod und Leben umfaßt, einordnet. Sie bleiben in der Verneinung stecken, klammern sich an das dem Untergang Verfallene und werden von ihm hinabgezogen. Das Exempel selbst ist die Lehre. Wenn etwas faul ist im Staate Dänemark, dann erscheint der Geist von Hamlets Vater immer und überall zur rechten Stunde, so sicher, wie der Ausschlag des Seismographen für die dem groben Sinn verborgene Erderschütterung Zeugnis ablegt. Was aber heißt dies? Lehrt nicht auch die Erfahrung eines oberflächlichen Kenners der Natur, daß der Bovist braun werden muß, ehe er platzt, das Geschwür erst reifen muß, ehe sich das blitzende Messer des Arztes ihm erleichternd naht. Dies alles und viel dazu gibt Wissenschaft, die Physiognomie des großen Krieges mit Aufmerksamkeit zu studieren und vor seiner martialisch-heroischen Miene nicht die hippokratischen Züge der Zeit, die er mit Rippen von Stahl beherrschte, zu vergessen. Sie ist dahin, diese Zeit. Möge sie unangefochten ruhen, wenn auch die Knaben, die nichts vergessen, ihren großen Leichnam mit den kleinen Nadeln des Hohns spicken und Steinchen auf ihr Grab werfen. Was denn bestätigt uns das Werk der Vernichtung anderes, als daß etwas reif für diese Vernichtung war. Ein so geprüfter Schluß kann von den Geistern, die sich wider ihn auflehnen, nicht ausgeräumt werden. Möge ihre Dialektik noch so fein sein, die Fülle der Argumente kommt zu spät, sie klingt wie der Schrei des Überfahrenen, der dem Wagen vorwirft, er habe rechts fahren müssen, und doch ging er auf der linken Seite über seinen Leib dahin. Der Grummet dieser Einwände ist für die Sense reif; möge der barmherzige Schnitter ihn niedermähen, jener Arbeiter, der keines Lohnes wert ist.

Reif für die Vernichtung! Nicht nur die Leiber waren es, die von den Granaten zerrissen, nicht nur die Städte, die von ihnen zerschlagen und verbrannt wurden. Nicht nur die Throne waren es, die umgeweht wurden, die Kronen, deren Gold erlosch.

Hierarchien und Systeme, Ordnungen des Lebens und Denkens brannte der flammende Scheiterhaufen zu Flocken und Asche. Und weithin hat das Beil des Krieges den Wald der Zukunft gelichtet. Trägt nicht alles, was hastig und neu geformt wurde, das Mal der Auflösung auf der Stirn? Wer Augen hat, der sieht auch hinter dem leuchtenden Firnis die Ruinen, aber er sieht auch ein neues Leben an der Arbeit. Und wohl ihm, wenn er spürt, daß alles Anfang ist, reich an Samen wie ein blühender Wald, voller Keime, daß alle Dinge aus dem Innersten heraus jenes herrliche sum ut fiam verkünden, welches Bürgschaft für ein neu gewonnenes, von neuem zu eroberndes Leben ablegt.

Wem aber einmal diese regulierende, zerstörende und entwickelnde Tätigkeit des Krieges aufgegangen ist, dem sind Mitleid und Haß nicht mehr vollziehbar. Er vermag sich dem Ressentiment nicht mehr hinzugehen, denn er sieht das Notwendige, Gesetzmäßige. Er erkennt auch, inwiefern gegenüber der ehernen Gesetzlichkeit, mit der der Krieg aus dem Frieden hervorging, gegenüber der anonymen Wucht, mit der er ausbrach, der Versuch, Schuldbegriffe zu konstruieren, töricht und peinlich ist. Auch dort, wo sie sich nicht in dem Bestreben nationaler oder privater Diffamierung erschöpfen, wo sie die strengere Maske der Wissenschaft tragen, bildet ihren Kern stets das Bestreben, sich der Verantwortung zu entziehen. So wenig aber die Wissenschaft zuständig ist, die Frage nach der Schuld am Kriege, die ihrem wahren Gehalte nach sakraler, religiöser Natur ist, überhaupt anzuschneiden, so wenig kann es eine Aufgabe sein, die Verantwortung für den Krieg abzuwälzen. Auch ist sie, was man zu übersehen beliebt, längst übernommen, übernommen von den Kriegern, die diesen Krieg führten, und die ihn gerechter erfanden, und stärker, ursprünglicher und echter als den Zustand des Friedens, der ihm vorausging.

Das Notwendige ist und das Notwendige geschieht. Doch findet in ihm eine Auswahl statt, es ist einer Rangordnung unterworfen. Es ist wichtig, wie der Mensch Tatsachen erlebt und welchen Rang er dem Erlebnis zubilligt; die Rangordnung, in die er eingefügt ist, kommt darin zum Ausdruck. So ist es ein wesentlicher Gesichtspunkt, der bei der Beurteilung aller Dokumente vom Kriege Beachtung verdient, ob sie von geborenen Soldaten, oder doch Männern mit starken soldatischen Instinkten, oder von geborenen Nichtsoldaten geschaffen wurden. Die allgemeine Wehrpflicht hat die Durchsetzung der Heere mit den letzteren sehr gefördert, und das

Bewußtsein, für eine Aufgabe in Anspruch genommen zu werden, der sie nicht bestimmt waren und der sie sich nicht gewachsen fühlten, hat zahlreiche Zeugnisse hervorgebracht, die Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen. Sie sind symptomatisch für die Wirkungen des Krieges; sie zeigen an, wie tief der Hieb ging, der hier ins Leben geführt wurde. Bei aller Verschiedenheit des Denkens und Erlebens ist ihnen ein Gemeinsames eigen; es zeichnet sich ein einheitliches Bewußtsein ab. Und hier gibt es, so sehr alles im Flusse ist und in den Bereich der Ahnung gestellt bleibt, keine Täuschung mehr. Was erlebt wird, das ist der vollkommene Zusammenbruch des Individualismus, es ist der absolute Bankerott des humanitären Denkens. Für diesen Auflösungsprozeß, dessen sichtbarster Ausdruck die künstlerische Dekomposition ist, gibt es sehr bemerkenswerte Beispiele; eines der beachtlichsten ist, wie der elementare Ausbruch des Krieges und sein Eindringen in die Sphäre der Gesittung ein fassungsloses Entsetzen hervorruft. Die Verständnislosigkeit, die Unfähigkeit, das Fremde wie das Eigene als gültig zu begreifen, ist eine Konsequenz aller Tendenzen, welche sich im Individuellen erschöpfen; sie rufen einen Zustand der Anarchie hervor, in dem alles sich in den Scherben des Zufalls auflöst. Der Einbruch des Krieges in die sorgsam gehütete und geheiligte Sphäre des Privaten führt mehr oder weniger zum Zusammenbruch, zum Zerbrechen jeder gerichteten Energie. Er zerfetzt jeden Sinn und verschüttet jeden Weg, der aus der grenzenlos gewordenen Vernichtung herausführen könnte. Jenes Menschliche, das nur die allerprivateste Sphäre als gültig anerkennt, das dem individualistischen und humanitären Fundus auf Gedeih und Verderb verhaftet ist, wird eben in ihm mit voller Wucht getroffen; der Glaube an diese seine Ordnung wird ihm genommen, und was immer an seine Stelle tritt, Skepsis, Resignation, Erbitterung und Haß, alles scheint nur die Maske, die den privaten Ruin überdeckt.

Aus dem Bezirke der Gesittung, die sich gegen das Reich des Elementaren abgeschlossen hat, gibt es keinen Zugang zu den schöpferischen Kräften des Krieges. Der Absolutismus der Gesittung endet überall in der Komfortabilität. Ein Beweis dafür ist, daß das humanitäre Denken kein echtes Verhältnis zum Schmerze besitzt, daß es auf Anästhesie bedacht ist. Der Schmerz ist ihm keine Möglichkeit der Verantwortung; es weicht ihm aus, es zieht sich vor ihm in die Zustände der Narkose zurück. Es gibt eine Achtung

vor den Zuständen der Bewußtlosigkeit, die nichts anderem als der Feigheit vor dem Schmerze entspringt. Der Begriff von Freiheit, dem das humanitäre Denken anhängt, überschreitet die Sphäre der Gesittung nicht. Die tragische Tiefe der Welt wird von ihm als drückend empfunden; folgerichtig ist das Bemühen um Ausmerzung des Tragischen und der Versuch, dem tragischen Konflikt durch eine soziale Abmachung zu entgehen. Man will das Heroische nicht mehr, man will kein Schicksal. Notwendig ist alles humanitäre Denken der Schicksalhaftigkeit, die den gewissen Verdacht der Inhumanität erweckt, fremd und feindlich; das eine schließt die andere aus. So muß denn auch der Krieg, dessen elementar zermalmende Kraft doch die Blinden sehend und die Tauben hörend machen sollte, das bedeutsamste Zeichen, dessen wir gewürdigt wurden, als ein Schicksal verneint werden. Man verkümmert ihn unter dem Namen eines Verbrechens, eines Unsinns, eines Mißverständnisses, dessen Andenken und Wirkungen auszuradieren eine Aufgabe diplomatischen Geschickes wird. Die große Lehre, die er erteilte, wird offensichtlich mißachtet und durch ein falsches, flaches Geschwätz von Versöhnung alles das übertüncht, was in seiner Unversöhnlichkeit zutiefst begriffen und rein gehalten werden sollte.

Die Reinheit des heroischen Denkens läßt sich daran abmessen, in welchem Grade es vermeidet, den Krieg als ein sittliches Phänomen darzustellen. Das humanitäre Denken, das im Ethischen eine Bestimmung und letzte Instanz sieht, wird zu einer solchen Bemühung immer wieder gedrängt. Das Ergebnis muß negativ sein, denn der Krieg ist kein sittliches Phänomen; es gibt keine ethische Kategorie, in der er untergebracht werden könnte. Eben deshalb bleibt alle moralische Argumentation so gewichtlos und unfruchtbar; es ist in ihr kein Fortkommen. Was aber den Krieg für den humanitären Geist richtet, der mangelnde Bezug auf das an sich Sittliche, das Hinausgreifen über eine letzte ethische Bestimmung, das macht ihn für das heroische Bewußtsein, welches in ihm ein Element und Schicksal ehrt, erst bedeutsam.

Der geborene Krieger läßt sich auf humanitäre Perspektiven gar nicht ein; er kann es nicht, weil er von der Schicksalhaftigkeit des Krieges ganz und gar durchdrungen ist. Er weiß sich in eine notwendige Aufgabe eingeordnet, und er erfüllt sie, unbekümmert um alle Meinungen und Formeln, die an diese Aufgabe herangetragen werden. Die theoretische Formulierung, die der Einzelne für sein Verhältnis zum Kriege findet, läßt ihn gleichgültig; um so mehr

nimmt er Anteil an der lebendigen Weise, in der dieser Einzelne sich mit ihm als einem Faktum abfindet. Hier ist ein Maßstab, der Gültigkeit besitzt: die Haltung des Menschen in der Schlacht, die das Urverhältnis einer schicksalhaft gerichteten Ordnung ist. Und in der Tat — wer sich in Zukunft eine Anschauung bilden will von der Physiognomie der Zeit, der wird den vollkommenen Ausdruck dieser Haltung nicht übergehen können. Es hat etwas Wunderbares, wenn das Leben in einer an Masken und Hüllen so wohlversehenen Zeit unverhüllt und nackt sich in seiner ganzen Kraft zeigt und zur Wehr setzt, wenn es sich von allem Anerzogenen, Angelernten, Angebildeten befreit, durch nichts anderes mehr als durch die elementarsten Gesetze bestimmt wird. Inmitten der drohenden Gefahr gewinnt es an Zutrauen, an Unschuld; wer sich aufs Finden überhaupt versteht, der findet hier inmitten des Untergangs ein herrliches Selbstbewußtsein, ein festes Gefühl der Unsterblichkeit, das Bewunderung erweckt. Auf alles und nichts gestellt, bietet der kämpfende Mensch ein großartiges Bild, nicht sowohl deshalb, weil die Natur in ihm einfach, roh und gewaltig, ohne Flicken und Fetzen zum Durchbruch kommt, sondern weil sich hier erweist, inwieweit er auch in den Augenblicken der drohenden Vernichtung nicht Not leidet. Wenn das Edle in ihm, das von Fülle zeugt, sich nicht nur erhält, sondern entfaltet, wenn er nichts von seinem Überflusse an die bare tierische Existenz verschleudert, sondern diese mit Besonnenheit einem höheren Wollen zur Verfügung stellt, dann verwirklicht sich etwas, dem niemand Größe absprechen kann.

Entscheidungen bedürfen der Vollziehung. Wer sich ihnen entzieht, der bleibt im Unentschiedenen; er fällt der Bedeutungslosigkeit anheim. Es gibt viele Formeln, hinter denen die Unfähigkeit zur Entscheidung sich versteckt; der Reichtum an Argumenten, die Lust an Relationen, das Pathos der Anklage und die Versuche der Rechtfertigung umschreiben gewisse Bezirke, in die der Einzelne, in die eine Gemeinschaft vor dem Entweder — Oder ausweicht. Der Krieg war ein großes Zeichen. Gewiß, hier hörte der Spaß auf, jener humane Spaß, der auch die unsauberste Versöhnung noch heiligt, dem aber übel wird, wenn Gehirn und Eingeweide bloßgelegt werden. Hier und nirgends anders dehnte sich der Raum, in dem die Zeit nach Entscheidung drängte; hier leuchtete ihr wesenhaftes Antlitz auf. Deshalb sind auch jene Männer, welche am tiefsten im Kriege untertauchten und sich am stärksten als seine Träger fühlten, der entschiedenste Ausdruck der Zeit; ihr Antlitz zeigt am

reinsten den Gehalt des um alle Bestände verantwortungsvoll ringenden Lebens an. In ihnen entfaltet sich jene letzte Kraft, die tief in der Zone der Vernichtung einen schöpferischen Triumph feiert; diese wortlose Bejahung des Lebens auf dem Gefilde der blutigen Zerstörung ist so überzeugend, daß alle Negationen vor ihr zerbröckeln. Der Krieg dauerte lange genug, um dieses letzte, reinste Gesicht zu hoher Vollkommenheit zu bilden; er zerschlug die Schlacke und schmolz das echte Metall heraus. Er prüfte und sichtete den männlichen Bestand der Nation; er griff ihn härter und härter an. Es gehen Linien seelischer Entscheidung quer durch den Krieg; der Wandlung des Kampfes entspricht die Wandlung der Kämpfenden. Sie wird sichtbar, wenn man die geschwungenen, schwerelosen, begeisterten Gesichter der Soldaten des August 1914 mit den tödlich ermatteten, hageren, unerbittlich gespannten Gesichtern der Materialschlachtkämpfer des Jahres 1918 vergleicht. Hinter dem Bogen dieses Kampfes, der, steiler und steiler gespannt, endlich zerspringt, erscheint unvergeßlich ihr Gesicht, geformt und bewegt von einer gewaltigen, geistigen Erschütterung, Station um Station eines Leidensweges, Schlacht um Schlacht, deren jede das hieroglyphische Zeichen einer angestrengt fortarbeitenden Vernichtungsarbeit ist. Hier erscheint jener soldatische Typus, den die hart, nüchtern, blutig und pausenlos abrollenden Materialschlachten durchbildeten. Ihn kennzeichnet die nervige Härte des geborenen Kämpfers, ihn der Ausdruck der einsameren Verantwortung, der seelischen Verlassenheit. In diesem Ringen, das in einer immer tieferen Schicht sich fortsetzte, bewährte sich sein Rang. Der Weg, den er ging, war schmal und gefährlich, aber es war ein Weg, der in die Zukunft führt.

Hier nun ist anzumerken, daß Staat und Krieg in festem Zusammenhange stehen, daß das Kriegertum jener Stand ist, der in innigster Beziehung zum Staate steht. Es ist das männlichste, das für die Bildung des Staates bedeutsamste Element. Es beseitigen heißt nichts anderes, als den Staat zerstören. Der Staat ist männlichen Ursprungs. Der Krieger bildet ihn, und einzig und allein von dieser männlichen Kraft hängt sein Bestand ab. Wie aber den Staat Männer schaffen und bestimmen, so wird die Gesellschaft durch die Frau bestimmt. Der weibliche Instinkt der Demokratie zeigt sich darin, daß sie unermüdlich tätig ist, den Staat zur Gesellschaft umzuschaffen. Sie nimmt ihm das Schwert, sie beraubt ihn der Bündel und Ruten, sie unterwirft ihn Majoritäten, sie baut Institutionen von gesellschaftlichem, sozialem Charakter in ihn ein.

So schafft sie einen Zustand äußerster staatlicher Destruktion, den Antipoden jenes Preußens, dessen männlich strenger und reiner Bau sich auf den Tugenden des Kriegertums erhob und durch sie Charakter, Rang, Würde und Kraft erhielt.

Dieses Preußen war nur eine Vorform jenes Reiches, um dessen reinste Gestaltung, seit es Deutsche gibt, alle Kämpfe geführt werden. Der Rang jeder staatlichen, volkhaften, nationalen Form, in der deutsche Menschen leben, hängt ganz ausschließlich von der Kraft ab, mit der sie dieses Reich zu verwirklichen imstande ist; ja, der Rang jedes einzelnen deutschen Menschen bestimmt sich aus seinem Verhältnis zum Reich, und dieser Rang ist um so höher, je mehr er sich der absoluten deutschen Ordnung nähert, je mehr er ins Reich geht, in die höchste deutsche Wirklichkeit.

Die Aufgabe des Kriegertums ist der Kampf um das Reich, und nichts anderes ist der große Krieg, den es führte. Der Sinn des Krieges ist der Kampf um das Reich. —

Alle Dinge sind nun in großem Flusse. Alles befindet sich im Stadium des Übergangs, alle Kräfte sind in angestrengtem Marsche begriffen. Dieser Zustand der Schwebe prägt sich sehr sichtbar aus im Antlitz der Gegenwart, die voll geistiger Unruhe ist. Sie kennt nicht die Muße, sie ist tätig durchaus und fühlt sich allein in der Bewegung, die sie auf allen Gebieten bis an die Grenze des Möglichen zu steigern trachtet. Der dynamische Zug des Lebens tritt immer schärfer in Erscheinung. Es duldet nichts, was ihn beeinträchtigt; es vernichtet alles, was sich ihm entgegenstellt, was nicht dynamisch schlechthin ist und im dynam schen Raume sich mit äußerster Anspannung bewegt. Der unfriedliche Eifer dieses Schauspiels gestattet keinen Zweifel; ein zum Letzten entschlossener Machtwille ist hier an der Arbeit, ein kalter und harter Wille, der unterhalb aller Formeln der Friedlichkeit, die ihm wenig mehr als eine Bitte um Aufschub scheinen, eine neue Auseinandersetzung nahen sieht und sich vorbereitet. Es ist nützlich, wenn man sich, vom Kriege sprechend, die Schlachtrufe des Maschinenzeitalters ins Bewußtsein ruft. Mechanisierung alles dessen, was mechanisierbar ist! Konzentration aller Energien! Zentralisation! Rationalisierung aller Produktionsvorgänge! Intensivierung! Normung! Was bedeuten solche Forderungen? Man hört sie, wo sie auftreten und sich Geltung verschaffen, durch ökonomische Argumente verteidigt. Aber solche Argumente besagen nichts. Untersucht man ökonomische Theorien, so wird man finden, daß sie Theorien der Anpassung

sind, ein Kleid gleichsam, das über eine vorhandene Gestalt geworfen wird. Das Wesen der Maschine ist aus ökonomischen Prinzipien nicht ableitbar. Eisenbahnen, Flugzeuge, Kriegsschiffe, Untergrundbahnen, Hochspannungsleitungen, Kraftwerke sind nicht deshalb geschaffen, weil sie Instrumente einer höheren Ökonomie darstellen. Sie sind Erscheinungen und Mächte eines Lebens, sie rüsten, schützen, stärken es, und erst deshalb, weil sie es tun, kommt ihnen eine wirtschaftliche Bedeutung zu. Eine solche Bedeutung gewinnt heute alles, was geeignet ist, die Bewegung zu steigern, was brauchbar ist, das unablässig wachsende Quantum der Arbeit zu bewältigen, was Kraft erspart, um die Leistung zu erhöhen und den ungeheuren Verzehr der Energien fördert.

Betrachtet man diesen gewaltigen Arbeitsprozeß, der mit unerbittlicher Folgerichtigkeit alles sich dienstbar macht, dann erhebt sich immer wieder die Frage, welchen Ergebnissen er zusteuert. Man braucht nur eine große Stadt zu sehen, eine Kraftzentrale, das seltsame Drahtnetz, das eine ganze Landschaft mit Strom speist, um zu ermessen, was hier vor sich geht. Das Expansive dieser planetarischen Aktion tritt ins Bewußtsein; der imperiale Zug, den sie trägt, wird sichtbar. Das Phänomen, das ihr zugrunde liegt, entzieht sich der Analyse; es gibt keine Antwort auf die Frage, warum alles das geschieht. Wohin aber führt es? Wer spürt nicht, daß sich hier etwas außerordentlich Drohendes vorbereitet; wen rührt nicht die Ahnung an, daß sich neue Entscheidungen nahen, die in einer Epoche der Entfesselung aller Kräfte vernichtend zu werden drohen, Entscheidungen, die so endgültig und unwiderruflich sind, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist bis zu dem Termin, an dem ihr Eintritt erfolgt.

Die Zukunft ist dunkel genug, um weitzielenden Befürchtungen Raum zu geben. Vielleicht ist das Vergangene nur ihr Vorspiel, nur ein Auftakt jener Gewalten, die zudringender den Menschen anfielen, die, aus der Isolierung, aus der Kontinentalität und Provinzialität der Konflikte heraustretend, eine Auseinandersetzung von planetarischem Ausmaß eröffneten, den ersten Weltkrieg, den Vater jener Ordnung, in der heute gelebt wird, gelebt wie in einem provisorischen Bau, in dem niemand sich mit seiner ganzen Habe anzusiedeln traut. Es könnte sein, daß er über Nacht abgerissen würde. Wer wäre denn so sicher, daß ihm die Möglichkeit davon nicht einleuchtete, und wer so kurz an Gedächtnis, daß das Vergangene nicht eine Warnung für ihn enthielte.

A. E. Günther

# Die Intelligenz und der Krieg

Wenn wir nicht in dem undurchdringlichen Gestrüpp literarischen Geschwätzes hängen bleiben wollen, das unsern Gegenstand umgibt, werden wir uns einer soziologischen Betrachtungsweise bedienen müssen. Denn der Hinzutritt neuer Leserschichten zur Literatur, oder, anders ausgedrückt, die Ausdehnung des Literaturbegriffes auf die Ramschfabrikate gewisser Warenhäuser verleitet dazu, die Wandlung des deutschen Geisteslebens zu überschätzen, die sich im und am Kriege vollzogen hat. Eine leichte Sinnesverwirrung läßt die eifrigen Disputanten annehmen, daß — so meinen die einen — vor dem Kriege eine Metternichsche Zensur jede Regung des freien Geistes unterdrückt oder — wie die andern glauben — die Harfe im deutschen Dichterwalde ein reines Lied von Zucht und Treue gerauscht habe. Man beliebe sich zu erinnern, welche Rolle damals ein Verlag wie S. Fischer spielte, daß der französische Impressionismus das Feld der Malerei beherrschte und daß wir keiner Revolution bedurften, um Thomas Mann und Gerhart Hauptmann kennenzulernen. Andererseits brachte Oswald Spengler dem liberalen Fortschrittsglauben die entscheidende Niederlage gerade in der Blütezeit des „Neuen Menschen" bei — keineswegs als verlagsloser Prophet mit seinem Manuskriptpacken die Lande durchwandernd, verfolgt von den Würgern der Weisen von Zion, sondern mit einer Auflage von hunderttausend Exemplaren. Noch immer haben wir die beste Leserschaft der Welt; auch schwere, selbst ungefüge gute Bücher erlangen eine bedeutende Verbreitung. Natürlich erreichen die Auflagen dieser Bücher nicht Emil Ludwig und Edgar Wallace, aber es ist doch wohl eine Psychose, darin einen Niedergang der deutschen Kultur sehen zu wollen. Gottfried Keller hatte auch eine kleinere Leserschaft als Philipp Galen, und doch kann ich diese von Kenntnis strotzende Mitteilung nur machen, weil dessen Enkelin eine Sensation meiner Gymnasiastenjahre und ein zur Liebesgabe herabgesunkener alter Band der Gartenlaube meine Lektüre im Lazarett gewesen ist, — Residuen eines buchhändlerischen Erfolges. Welcher Schicksalsverflechtungen wird es erst bedürfen, um in einem Menschenalter jemanden an Autoren zu erinnern, die heute Auflagen von Hunderttausenden erzielen? Was wissen wir noch von Tarzan? Die Tatsache, daß der Markt für bedeutende Kunstwerke enger ist als für Ramsch, hat

nichts mit der Geistesgeschichte zu tun; sachliches Gewicht hat sie nur für die Verlagsdirektoren, die durch die kapitalistisch-technische Struktur ihrer Buchfabriken wie die modernen Theaterleiter auf einen gleichmäßigen Lauf der Serienherstellung angewiesen sind. Ein Verlag mit geringer Apparatur, ohne die fixen Kosten des maschinellen Aggregats kann noch heute so viel — und so wenig — an den Werken eines genialen Dichters verdienen wie ehedem; nur im Großbetriebe stört die charaktervolle Individualität eines Autors den rationellen Umschlag des Kapitals.

Wenn man also die Kulturhöhe nicht an der Auflage der „Berliner Illustrierten" messen will, so kann man wohl sagen, daß die Schöpferkraft der künstlerischen Persönlichkeiten nicht nachgelassen hat und einen großen Widerhall findet, — vor allem, wenn man bedenkt, welche individuelle Reife die deutsche Kultur, ganz anders als die französische, von demjenigen verlangt, der ihre volle Teilhaberschaft erlangen will. (Dieser Unterschied wird beim Vergleich der Übertragbarkeit deutscher und französischer Kultur auf andere Völker sehr deutlich.)

Wenn wir trotzdem das untrügliche Gefühl haben, daß sich die kulturelle Atmosphäre Deutschlands im Kriege gewandelt habe, so muß es, da die Kulturkraft erhalten blieb — nach manchen Anzeichen, vor allem auf wissenschaftlichem Gebiet, sich sogar in einem Aufschwunge befindet —, die Geltung der Kulturmächte im sozialen Leben sein, deren Veränderung das Erscheinungsbild der deutschen Nation geändert hat.

Dieser Vorgang — was immer er auch bedeuten möge — hat sich zwar nicht während des Krieges abgespielt, noch wurde er durch ihn verursacht. Aber der Durchbruch der Wandlung ins Bewußtsein, ihre sozialökonomische Auswirkung und damit ihre kulturpolitische Festigung durch den planenden Willen ist im Verlaufe dieser historischen Erschütterung vor sich gegangen. Ein wahres Bild von der Stellung der Intelligenz zum Kriege können wir darum nur erlangen, wenn wir uns klar werden, daß sich ihre soziale Funktion während des Krieges und seiner Nachwehen vollständig geändert hat. Würden wir diesen Vorgang unberücksichtigt lassen, so begingen wir einen ähnlichen Fehler wie der Schöpfer der Verfassung von Weimar, der die Betriebsleiter und Bediensteten der modernen Parteimaschinen mit jenen „Volksvertretern" gleichsetzte, die in der Honoratioren-

gesellschaft der Biedermeierzeit als unabhängige Persönlichkeiten in einem „Parlament" durch Diskussion die Frage der Volksrechte und der Gewalt der Krone klären wollten.

Aus der Auseinandersetzung mit großen oder auch nur prominenten Persönlichkeiten steigen wir darum auf die Ebene der soziologischen Betrachtung herab. Wir vergessen nicht, daß auch die Sozialgeschichte von Männern und Ideen gemacht wird. Aber wir wenden uns nun dem Rohstoff zu, aus dem Volk gestaltet wird: auch er ist ja lebendig und in eigener Metamorphose begriffen. Wir stellen darum eine soziologische Skizze voran; an ihr hoffen wir zeigen zu können, daß der Zwiespalt, den die Beurteilung des Krieges durch die Intelligenz aufweist, dem Kampfe zweier Gesellschaftsordnungen entspricht, die, zum Teil mit den gleichen Parolen verfochten, um die Vorherrschaft im sozialen Leben rangen.

*

Man hat im Kriege und nach dem Zusammenbruch viel von der Kluft gesprochen, die die „Gebildeten" vom „Volke" trenne und stand dabei meistens unter dem Einfluß des schlechten Gewissens, das seit dem Naturalismus und der sozialen Dichtung in der bürgerlichen Publizistik aufgekommen ist. Indessen hat es in Deutschland eine „Intelligenz" als soziale Gruppe nie in der scharfen Abgrenzung gegeben wie in Rußland, von wo, wie der Ausdruck „Kleinbürger", auch diese soziologische Bezeichnung zu uns gekommen ist. Denn bei uns war die Bildung, die den „gebildeten Mittelstand" kennzeichnete, in einer auszugsweisen Volksausgabe bis in die unbemittelten Volksschichten verbreitet, wie sie auch in den höchsten Gesellschaftsschichten, wenn auch in militärischen und höfischen Grenzen, respektiert wurde. Gewiß schien, aus der Nähe und mit kritischer Absicht gesehen, der adlige Gardeoffizier, der Studienrat und der Dreher an der Werkbank wenig gemeinsame Bildungsideale zu besitzen. Aber das feindliche Ausland glaubte doch in der deutschen „Kultur mit K" eine gemeinsame Färbung zu erkennen, wie ihnen überhaupt die gemeinsame Fremdheit der Deutschen auffälliger war als unsre Gegensätze, mit denen wir uns vorwiegend beschäftigen. Wir haben Ursache, in diesem Urteil der Gegner mehr zu sehen als die propagandistisch brauchbare Karikatur, der sie als Unterlage diente. Denn die ausländische Meinung, die, im Gegensatze zur innerpolitischen Auf-

fassung, die deutsche Sozialdemokratie nicht als volksfremdes, undeutsches Wesen, sondern als eine eigentümlich deutsche Erscheinung ansieht, behält ebenfalls vor der Erfahrung recht: solche Sozialdemokraten wie die deutschen Sozialdemokraten bringt kein anderes Volk hervor, obwohl sie Bibel und Katechismus mit den Sozialdemokraten der ganzen Welt gemein haben. So wird man vielleicht, wenn man nicht mit bildungskritischer Wertung, nicht an einem völkisch oder humanistisch oder religiös bestimmten Bildungsideal messend, sondern soziologisch an die Vorkriegskultur herantritt, doch nicht wenig gemeinsame Anschauungen bei dem feudalen Gardeoffizier, dem Studienrat und dem Arbeiter finden.

Diese Bildung der Vorkriegszeit hatte ihren Ursprung im humanistischen Bildungsideal, das in verschiedenem Grade national eingefärbt war. Auch der schneidigste Leutnant fühlte sich von einem stillen Terror gezwungen, einen unklaren Respekt vor Goethe und Kant kundzutun; auch der württembergische Studienrat, dem Themistokles vertrauter war als Otto der Erste, übertrug seine Begeisterung für Salamis nicht nur auf die Schlacht auf dem Lechfelde, sondern auch auf Fehrbellin. Und der Sozialdemokrat versäumte nicht, Sokrates, Jesus und Giordano Bruno als achtenswerte Vorläufer von Marx und Engels anzuerkennen. Aber wie Engels beachtliche militärwissenschaftliche Studien veröffentlichte, so übersetzte und kommentierte ein sächsischer Prinz die commedia divina, und der „Kunstwart" hatte eine große Leserschaft unter den Volksschullehrern. Kurz, die Fäden liefen zwischen allen Schichten der Nation hin und her und wurden je nach Neigung und Vermögen aufgegriffen. Deutschland brachte zwar jenen Typus nicht hervor, den Eton erzieht, — wir finden bei uns wohl keinen imperialistischen Politiker, der wie Carthill seinen heiter-boshaften Stil so zierlich altfränkisch mit griechischen Versen zu schmücken wüßte; unser Bildungsideal war pathetischer und mußte in seiner populären Form plebejisch-geschwollen anmuten. Aber man kann noch heute einem Vereinsredner anmerken, wie wirkungsvoll und volkstümlich es war, — aller Kulturkritik der „Intellektuellen" zum Trotz.

Das humanistisch-patriotische Bildungsideal — und daher kommt sein Mangel an aristokratischen Zügen — wurzelte in der Schicht des gebildeten Mittelstandes, dessen sozialen Anspruch es begründete,

sowohl gegen „oben", gegen die militärisch-feudale Gesellschaft,[1]) wie gegen „unten", wozu in dieser Rechnung nicht nur die unbemittelten Volksschichten gezählt wurden, von denen schon die äußere Lebensführung distanzierte, sondern mit besonderer Betonung die wohlhabenden Kreise des Wirtschaftslebens, die als „Parvenus" erst in der zweiten Generation die Zugehörigkeit zu den Erbsassen der Bildungskonvention erwarben. Und dieser Anspruch wurde respektiert; von „unten" kaum weniger als der militärisch-feudale: der Sohn von Kommerzienrat Sally Cohn hieß allemal schon Dr. Siegfried Cohn, wenn er auch lieber Lt. d. R. Egon von Cohn gewesen wäre. Aber auch von „oben" wurde der Bildungsanspruch anerkannt, selbstverständlich in den Grenzen, die durch den militärisch-bürokratischen Staatsgedanken gezogen waren; es lag in der Natur dieser Institution, daß bei Ordensverleihungen der Gelehrte und der Künstler nicht mit dem hohen Beamten und Offizier ranggleich sein konnte, — nur ein eigenartiger Geschmack ließ unsere Fortschrittsleute das anstreben.

Die humanistisch-patriotische Bildungskonvention ist also, soziologisch, nicht auf ihren Persönlichkeitswert hin angesehen, ein Mittel, mit dessen Hilfe eine wichtige Volksgruppe nicht nur einen Einfluß auf die Haltung der ganzen Nation ausübte, sondern auch sich selbst in Respekt setzte. Damit trat in der „Bildung" neben das militärisch-feudale System ein zweites, bürgerliches Prinzip der gesellschaftlichen Schichtung, das ebenfalls nicht primär plutokratisch war. Natürlich hatten beide Ordnungssysteme eine gewisse Durchlässigkeit für den Reichtum, aber sie hatten in ihm nicht ihre Wurzel, nahmen von ihm nicht den Wertmaßstab.

Der soziale Aufstieg gelang darum in aller Regel auf dem Bildungswege, wenn nicht in einer Generation, so doch — was dem volksbiologischen, nicht individualistischen Urteil noch günstiger erscheint, — in mehreren Generationen: sonst hätte uns ja der Umsturz von 1918 eine unübersehbare Fülle von bisher behinderten Begabungen zuführen müssen. Höchstbegabungen finden aber, wenn auch unter Leiden, gewöhnlich ihren Weg; Ernst Moritz Arndt

[1]) Mit der militärisch feudalen Schicht meinen wir — entsprechend den Zeitverhältnissen — keinen Geburtsstand, sondern eine ständisch gestützte Wertgemeinschaft, die sich am Ideengehalt des militärisch-feudal-bürokratischen Systems orientierte. Daß die preußische Bürokratie militärischer Herkunft ist, muß man dabei im Auge behalten; sie stammt von den Requisitions- und Kriegskommissarien des siebzehnten Jahrhunderts ab.

wurde im Zeitalter des Absolutismus als Sohn eines Pächters geboren und bedurfte keiner Revolution, um preußischer Professor zu werden.

Zur bürgerlichen Machterweiterung gegenüber dem militärisch-feudal-bürokratischen System war die humanistisch-patriotische Bildungskonvention nicht geeignet; mit diesem war sie ja selbst durch die Bürokratie verknüpft, im Corpsstudententum sogar verschmolzen. Das humanistische Ideal allein trug freilich aus der Antike eine Anfälligkeit für einen auffässigen Rationalismus mit sich; indessen in seiner Verbindung mit dem Patriotismus, gar noch durch eine mit Diskretion ertragene christliche Konvention zwar nicht um einen Reiz, aber um eine sozial distanzierende Wirkung bereichert, war es „staatserhaltend". Indessen trug diese humanistisch-patriotisch-christliche Konvention viele krampfhaft gekünstelte Züge, die gerade die kulturschöpferischen Menschen zu ernster Kritik herausforderten. Sie rührten daher, daß dieser militärisch-bürokratische Nationalstaat von Mächten angegriffen wurde, welchen das höfisch-feudale wie das bürgerlich-humanistische Gesellschaftsprinzip gleichermaßen im Wege standen. Wie, in Württemberg z. B. erst 1806, der aufgeklärte Despotismus zur nationalen Durchbildung des Staates die bürgerlich-theologische Macht brechen mußte, die sich in den protestantischen Ländern aus der Reformationszeit erhalten hatte, so mußte die Wirtschaftsgesellschaft, um zu einer rationalen Schichtung nach dem plutokratischen Prinzip zu gelangen, das soziale Prestige wie des Feudalismus so der Bildung vernichten. Unsere „Bildungskrise" beruht nicht auf dem viel beschrieenen „Verschwinden des Idealismus", dem vielmehr — als einer natürlicher Verhaltensweise — jede Jugend Bereitschaft entgegenbringt, sondern auf dem Sieg einer anderen Gesellschaftsform, die, ohne das Kulturerlebnis in seinem persönlichen Werte zu mindern, die soziale Prämie in Wegfall bringt, die bisher auf die Einordnung in die Bildungskonvention gesetzt war. Damit verliert der „gebildete Mittelstand" und das in ihm verkörperte Menschentum seine Fähigkeit, weit über seine wirtschaftliche Stärke hinaus seine Wirkung auszuüben, die insbesondere in der Richtung auf die nationale Differenzierung liegt. Denn weder die höfisch-feudale noch die bäuerliche oder gar die proletarische Lebensform hat die Nationen so tief geschieden wie die bürgerliche Entwicklung; aus ihr ging 1789 der Nationalstaat hervor. An dem plutokratischen Kapitalismus, den es in seinem Schoße trug, ging

das Bürgertum zugrunde und machte jener neuartigen sozialen Gruppierung Platz, die durch die wirtschaftsfunktionale Polarität Arbeitgeber — Arbeitnehmer nur ungenügend gekennzeichnet ist. Denn der Generaldirektor eines großen Betriebes oder auch sein Prokurist ist trotz seines Angestelltencharakters dem unabhängigen Inhaber eines Gemüseladens *sozial* überlegen. Eine eigentümliche Verquickung der Einkommenshöhe mit der kapitalistischen Verfügungsgewalt — nicht notwendigerweise des Kapital*besitzes* — begründet heute die gesellschaftliche Rangordnung.

Diesen Zustand hatte die plutokratische Gesellschaft schon seit langem angestrebt; 1919 fand sie im formaldemokratischen Parteienstaat der Interessentengruppen ihre politische Organisation. Freilich vollzieht sich eine solche Umbildung nicht in klaren Formen. Nicht nur bleiben abseits der Zentren des Kampfes vielfach die alten Schätzungen erhalten, sondern auch die Träger der neuen Gesellschaft können sich ihnen nicht ganz entziehen. Wie die rauhen citoyens der großen Revolution schnell genug sich einige Erbstücke des ancien régime anzueignen trachteten und sich auch der cäsarische Revolutionsgeneral im bienenbestickten Purpurmantel vom Papste krönen ließ, so haben auch die plutokratischen Nachfolger der Feudal- und Honoratiorengesellschaft Rennställe und Kunstsammlungen angelegt, und die Republik bemüht sich, den alten Staatsprunk, angereichert um die Erfahrungen der Schaufensterdekoration und des Wiener Kunstgewerbes, nicht minder großartig zu entfalten. Freilich, der Stil der Honoratiorengesellschaft hat weniger Nachbildung gefunden. Wenn derjenige, der früher den Kommerzienratstitel erwarb, heute den Ehrendoktor, mitunter auf Abzahlung, erwirbt, so weniger aus Pietät gegen die Bildungskonvention, als deshalb, weil der Dr. h. c. fast der einzige Titel ist, dessen Käuflichkeit durch den voreiligen und allseits als unbequem und unökonomisch beklagten Puritanismus der Reichsverfassung nicht berührt wurde. Sonst bedeutet der Doktortitel meist nur die Einreihung in die besonders schlecht bezahlte Klasse der Intelligenzkulis; die Anrede „Herr Doktor“ (besser: „Doktorchen“), die der Kundige jedem sichtlich mäßig bemittelten Teilnehmer einer wirtschaftlichen Konferenz zukommen läßt, meint wie der Ruf „Fräulein“ einen Menschen, dessen Eigennamen sich zu entsinnen unerheblich, ja fast unschicklich ist.

Für unsere Betrachtung sind aus diesem sozialen Vorgang nur einige Punkte von Bedeutung, die wir darum kurz wiederholen.

Erstens: Die bürgerliche Honoratiorengesellschaft, die 1848 um ihre Anerkennung kämpfte, hatte nach der Reichsgründung ihren Frieden mit der militärisch-feudalen Schicht gemacht, wobei diese die soziale Führung behielt; der Unterschied des Corpsstudenten gegenüber dem alten Burschenschaftler bezeichnet diesen Wandel. Gestützt auf die ihr eigentümliche humanistisch-patriotisch-christliche Bildungskonvention, konnte sie indessen ein eigenes soziales Prestige erwerben, das nicht primär im Reichtum verwurzelt war. Dabei behielt sie aus ihrer Herkunft eigentümliche Züge bei: ihr staatspolitischer Konservatismus, vielfach nicht eigenständig gewachsen, verfiel leicht hurrapatriotischer Verkrampfung. Auf dem kulturellen Gebiete, wo die militärisch-höfische Schicht keine ausrichtende Orientierung zu geben vermochte, blieb die Anfälligkeit auch für den schlechtesten Liberalismus bis in stockreaktionäre Kreise allgemein.

Zweitens: Der militärisch-bürokratische Nationalstaat wurde von den Tendenzen der plutokratischen Gesellschaftsform durchsetzt, die im Schoße der Honoratiorengesellschaft heranwuchs und das Bürgertum sprengte, das wie im Mittelalter seine Zunftordnung, so jetzt seine Bildungskonvention als ständisches Prinzip besaß.

Wie dieser Vorgang sich auf sozialökonomischem Gebiete abspielte, ist oft genug dargestellt worden. Wir erinnern nur an die Überwindung des Einzelunternehmers mit seinem Wirtschaftsliberalismus durch die abstrakten modernen Wirtschaftsformen mit ihren Monopolbestrebungen. Für uns handelt es sich um die geistige Durchsetzung der neuen Sozietät, denn mitten in diesen Kämpfen wurden wir vom Kriege betroffen; die ideologischen Positionen, die dabei bezogen wurden, sind später die Ausgangsstellungen für den Kampf um den Sinn des Krieges geworden.

*

Die humanistisch-patriotisch-christliche Bildungskonvention besaß seit langem ihre schwache Front gegenüber den Naturwissenschaften, die mit der Technik des Industriezeitalters und damit mit der Lebensform der vordringenden plutokratischen Gesellschaft im Bunde standen. Darum haben unsre humanistischen Gymnasien sich mit aller Kraft gegen das Eindringen der Naturwissenschaften in ihren Lehrplan gewehrt und sie durch betonte Nichtachtung in den Augen der Schüler zu entwerten gesucht. Als ich bei einem Anstaltswechsel meine lateinische Aufnahmearbeit fehlerlos ablieferte, in Mathematik und Physik dagegen eine lückenlose Unwissenheit an den Tag legte,

zog ich mir damit eine wenig pädagogische Sympathie des Direktors zu. Aber das hinderte natürlich nicht den Aufstieg der Realgymnasien, auf die die Eltern ihre Kinder aus praktischen Gründen schickten, auch wo sie sie aus ständischen Motiven lieber einer humanistischen Anstalt anvertraut hätten.

Es handelt sich hier nicht um den persönlichkeitsbildenden Wert der Naturwissenschaften, der etwa der modernen Biologie kaum bestritten werden kann, obwohl er freilich wohl nur dem Spezialisten zugänglich, also im Gymnasium nicht Bildungsprinzip sein kann; auch nicht darum, daß die mechanistische Naturwissenschaft diesen bildenden Wert außer in der resignierenden Skepsis der Gelehrtenaskese nicht besaß. Uns interessiert vielmehr, daß den Naturwissenschaften als Bildungsprinzip jene *ständische* Wirkung nicht innewohnt, die den Humanismus seit seinem Auftreten kennzeichnet. Dagegen sind die Techniker, die Chemiker in unsrer technisch so interessierten Zeit völlig außerstande, aus ihrem Wissen ein ähnliches soziales Prestige zu gewinnen, wie etwa die Pädagogen; wahrscheinlich sind sie darüber hinaus sogar besonders arm an ständischer Kampfkraft, mit der sie sich gegen das Herabsinken zum Intelligenzkuli hätten wehren können. Zugleich — und dies ist für unser Problem von besonderer Bedeutung — *hat die „realistische" Wissensschulung keinerlei ideologische Verknüpfung mit den Ideen des Staates und Volkes.* Was in der humanistisch-patriotisch-christlichen Bildungskonvention noch, in stilloser Mischung freilich, wenn keine chemische Verbindung, so doch eine Legierung eingegangen war, trat hier in den Zustand des zufälligen Nebeneinander: hier wurde der intelligente Bedienstete der plutokratischen Gesellschaft erzogen. Gewiß war diese Schulung patriotisch, solange der Patriotismus zur Bildungskonvention gehörte, aber man konnte ihn aus ihr herauslösen, anders als aus der humanistischen, wo noch immer der Plutarch in jedem Knabenherzen den Groll gegen das tintenkleckſende Säkulum erzeugt.

*

Indessen, das bedeutete nur eine Schwächung der Widerstandskraft für die Honoratiorengesellschaft. Der *aktive Angriff* ging von Intellektuellen aus, die *mit den Parolen der humanistischen Tradition* die liberale Bewegung weitertrieben, die nach 1870 ihren Frieden mit dem Staat gemacht hatte. Die Freiheit der Persönlichkeit — war sie nicht durch eine spießbürger-

liche Bildungskonvention beengt? Die Geltung aus eigenem Sein — durfte sie sich durch eine höfisch-feudale Oberschicht Grenzen setzen lassen? Der Primat des Geistigen als der kulturbegründenden Macht — sollte er sich einer militärisch-bürokratischen Vormacht beugen? Wer konnte sich diesem Aufruf entziehen, wenn er junges und eigenes geistiges Leben in sich fühlte?

Hier verwirren sich nun die Fäden so, daß es fast unmöglich ist, sie zu sondern. Gewiß, eben dies waren die Forderungen, die eine reich entfaltete bürgerliche Persönlichkeitskultur erheben mußte. In der folgenreichen Bewegung, die Avenarius mit seinem „Kunstwart" und dem „Dürerbund" in Fluß brachte, kamen sie zur Geltung; als die Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner in Freiheit, aus eigener Verantwortung und in innerer Wahrhaftigkeit zu leben gelobte, bekannte sie sich zu ihnen.

Als nach dem Kriege die Jugendbewegung auseinanderbrach, wurde sichtbar, daß unter denselben Parolen ein Kampf mit ganz anderen Zielen geführt worden war. Dasselbe erkennen wir, wenn wir die weiteren Lebenswege der Anhänger Friedrich Naumanns beobachten.

Die kulturschöpferischen Kräfte des Bürgertums wollten die in ohnmächtigem Abwehrkampfe gegen die heraufkommende plutokratische Lebensform verkrampfte bürgerliche Bildungskonvention zertrümmern, um mit den Resten des liberalen Kulturoptimismus einer neuen lebendigen Bildung die Bahn zu brechen. Dabei gerieten sie, oft mit verwirrten Gefühlen instinktiver Abneigung, in eine Front mit einer Intellektuellengruppe, die, eine geistige und soziale Formation der plutokratischen Gesellschaft, dieser den Weg durch Zertrümmerung der Gesellschaft zu bereiten trachtete, in der die bürgerlichen Honoratioren mit dem militärisch-höfischen Feudalismus verknüpft waren. Am deutlichsten kann man das an der Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei ablesen, die, anders als ihre Gewerkschaften, in ihrer Führung stark mit den Angehörigen jener Intellektuellengruppe durchsetzt war. Die Sozialdemokratie hat überall mit den Kräften sympathisiert, die an der Zerstörung der bürgerlichen wie der feudalen Tradition arbeiteten, da sie selbst ein Bestandteil der heraufkommenden plutokratischen Gesellschaft ist. So schleppte sie alles Wissen in die Arbeiterschaft, das wie Haeckels Plattheit das humanistische Gefüge erschütterte, alle Kunst, die die bürgerliche Sinngebung verneinte, ohne Rücksicht darauf, daß der Geschmack des Arbeiters bürgerlich ist — dieser Widerstreit

zwischen den Intellektuellen und ihrer Arbeitergefolgschaft macht sich ja noch heute in der „Volksbühne" bemerkbar. Ich erinnere mich an einen Assyriologen, der Jesus als eine mythische Gestalt aus dem Gilgamesch-Epos ableiten wollte und seinen Streit mit der theologischen Fakultät schließlich vor das Forum des sozialdemokratischen Bezirkvereins trug: die Arbeiter hörten erstaunt, aber auch geehrt zu, als der Professor ihnen assyrisch kam, — dumpf empfanden sie doch, daß das etwas mit der „Freiheit" zu tun hatte, mit dem Kampf gegen die bürgerlich-militärische Ordnung, die ihnen keinen sozialen Ort überzeugend zuzuweisen wußte.

Außerhalb der Arbeiterpresse legte sich der Intellektuellenorden, insofern er nicht als reine Bohème lebte, noch einige Zurückhaltung auf; man entwickelte den Angriff auf das militärisch-feudale System aus der nationalen Verstimmung gegen Wilhelm den Zweiten, aus dem Abscheu gegen die Skandalaffären des Eulenburgprozesses, aus der partikularistischen Abneigung gegen Preußen, aus der allgemeindeutschen gegen Berlin, — dem man selber angehörte, — und appellierte gleichzeitig an den großstädtischen Dünkel, um die „Provinz" zu entwerten, die nicht allen Parolen der Intellektuellen folgte. Man stützte sich beim Angriff gegen die bürgerliche Konvention auf den Elementarhaß gegen den Pauker, gegen die Moraltante, auf das Mißtrauen gegen den Ultramontanismus und setzte damit jeden, der Sauberkeit wollte, auf eine Bank mit schwarzen Muckern; man nutzte den Groll gegen die volksfremde Paragraphenjustiz zum Angriff auf jede strenge Rechtspflege, das weltbürgerliche Element des Humanismus zur Lähmung jeder nationalen Selbstherrlichkeit, die deutsche Sentimentalität zur Untergrabung harten Herrensinnes, und die eben gültige, vorwiegend ästhetisch-subjektive Persönlichkeitskultur zur Diffamierung der soldatisch-strengen Einordnung, der objektiven Normen des Staates mit ihrer unvermeidlichen Schematisierung, wobei man in der privaten Erbitterung gegen den „Schalterbeamten" eine gute Stütze fand. So schien man allerorts die natürlichen Stimmungen der Nation zu vertreten, fruchtbare Kritik zu üben; schlug man einmal über die Stränge und stieß mit der — für so feinspieligen Kampf nicht geeigneten — Staatsgewalt unliebsam zusammen, so durfte man als Märtyrer männlichen Bekenntnisses der Sympathie auch dann sicher sein, wenn die Sache, um die es ging, niemandem gefiel.

Aber — man griff *nicht* die Monarchie an, sondern die Ungeschicklichkeiten des Monarchen, dem man bei staatlichen Festtagen

die Huldigung nicht versagte. Man warf sich nicht zum Anwalt der Homosexualität auf, sondern belastete den Adel mit den Sünden Eulenburgs,[2]) man appellierte an die Jünglingssentimentalität für die „verlorenen Mädchen", aber man schrieb noch nicht die „Verbrecher", man war weltbürgerlich, aber man verhöhnte nicht die Idee des Vaterlandes, man bestritt dem „schneidigen Ah-Ah-Leutnant" seine gesellschaftlichen Privilegien, aber man sah im Soldaten nicht einen Mörder, im Feldherrn nicht einen feigsadistischen Schlächter, man wünschte friedliche Kulturentwicklung, aber man bekannte sich nicht zum pazifistischen Landesverrat. Aber das alles wollte man; es waren die treibenden Kräfte, die nur in die zeitgemäßen Formen der Staats-, Kultur- und Gesellschaftskritik eingekleidet waren. Man trat als staatstreuer Patriot, als Träger deutschen Kulturwillens, als Tribun des Volksempfindens, als freier Liberaler auf — aber man war einfach ein Feind der bestehenden deutschen Ordnung und der deutschen Werte. Die Formen, in denen diese sich darstellten, forderten ohne Zweifel die schärfste Kritik heraus; sie wurde von den besten Deutschen vertreten. Denn offensichtlich gelang es der alten Gesellschaft nicht, der neuen Fragen Herr zu werden, sie war in ihrem Herrschaftsanspruch selbst unsicher geworden. Ihre Duldsamkeit war nicht mehr großherzige Selbstsicherheit, ihre Unduldsamkeit nicht mehr selbstherrliche Kraft; beide entsprangen sie aus Schwäche. Man war an jenem Punkte angelangt, wo man geneigt ist, es mit den vom Gegner vorgeschlagenen Methoden zu versuchen und wo man fürchtet, beim ersten Schritt des Entgegenkommens jeden Halt zu verlieren. Darum begrüßte die großstädtische Bevölkerung Deutschlands, die diese Unsicherheit fühlte, den Kriegsausbruch — anders als die Bauern, bei denen ein schweigsamer, fromm erschaudernder Ernst vorwaltete — wie eine Erlösung: jetzt mußte sich die Gestalt der Nation offenbaren. Gewiß war es Zeit, um sie zu ringen!

Aber das war es nicht, was die Intellektuellen wollten. Ihnen schwebte keine neue Gestalt der Nation vor. Vergleicht man ihre Positionen, ihre Moralsatire gegen die höfischen Kreise oder die bäuerliche Volkssitte mit ihrem Lobpreis der Libertinage, ihren Zorn gegen die bürokratische Vergewaltigung eigenständigen Volks-

[2]) Man lese in Hardens „Prozessen" nach, wie einem alten Fischer das Geständnis seiner Jugendschande mit der Eideszange und der Höllenfurcht abgequält wurde — vom Anwalt Hardens, der sein Opfer mit gerührter Genugtuung zusammenbrechen sieht —, was würde heute die Liga für Menschenrechte dazu sagen! Und doch ist es dasselbe Menschentum, das in ihr wirksam ist.

tums mit ihrer großstädtischen Verachtung für die traditionalistisch gebundene Provinz, ihren Haß gegen jede richterliche Autorität mit ihrer pharisäischen Selbstgerechtigkeit, so wird man sich darüber klar, daß diese verschiedenen Parolen nicht aus einem ganzheitlich vorschwebenden Idealbild abgeleitet, sondern nur im Kampfe gegen eine bestehende Ordnung vereinbar sind. Um für diese Haltung ein zeitgenössisches Beispiel vor Augen zu haben, braucht man nur an die Publizisten zu erinnern, die im Namen der „Freiheit des Geistes" den Kampf gegen das „Schmutz- und Schundgesetz" zum Schutze desselben dreckigen Kitsches führen, dessen Vertrieb sie dem Bürgertum als Zeugnis seiner Unkultur vorwerfen.

Vielleicht der erste, der diesen Sachverhalt als eigenes Erlebnis erfahren hat, war, wie wir nunmehr aus seinen Briefen wissen, Ludwig Thoma. Seiner Natur nach ein Feind alles Unechten, voller Kampfeszorn gegen Berliner Schnoddrigkeit und ultramontane Muckerei, ein Sprecher des Volksempfindens gegen jeden staatlichen Übergriff, teilte er in jahrelanger Kampfgenossenschaft im „Simplizissimus" fast alle Parolen der Intellektuellen. Aber er meinte etwas anderes: im Kriege mußte er erkennen, in welch unwürdiger Verbündung er sein ehrliches Werk getan hatte; aufrichtig und grimmig sagte er sich los.

So war die geistige Situation, als der Krieg ausbrach.

*

Immer ist der Krieg die Stunde der großen Prüfung; im höchsten Maße ist es der Krieg moderner Nationalstaaten. Denn alles, die biologische Widerstandsfähigkeit und die militärische Ausrüstung, die Technik, die Elastizität und Voraussicht der Wirtschaft, die Festigkeit der sozialen Ordnung und der staatlichen Autorität, die geistige Geschlossenheit, der Kampfwille und die Anfälligkeit, sei es für jähe Panik, sei es für schleichende Entmutigung, der Altersaufbau und die Klassenschichtung, kurz die ganze Lebensgestalt der Nation wird erprobt, wie sie sich im Frieden gebildet hat: wie sie ihr Erbe verwaltete, darüber soll sie nun Rechenschaft ablegen, und keine Versündigung bleibt hier ungesühnt, wo es gilt, vor der Geschichte den Rang, vor der Politik die Macht der Nation neu festzusetzen. Es ist Sache des Staates und der Führerschicht des Volkes, gegenüber den in ihrer Einsicht beschränkten Namenlosen und den in ihrer Umsicht beschränkten Werkleuten immer die unbequemen Forderungen dieser drohenden Perspektive zu vertreten. Eine un-

politische Oberschicht, mag sie eine kulturelle Intelligenz oder eine wirtschaftliche Machthaberschaft sein, kann niemals eine Nation führen. Aber es ist verhängnisvoll, wenn sich diese Schichten, in ihrem Eigenleben verselbständigt, dem Verständnis für die kommenden Anforderungen verschließen, keine Witterung haben für die politischen Spannungszustände, die das Gemeinwesen durchzittern, für die Straffung und Versteifung, deren es jählings bedürfen wird, wenn aus diesem Wogen fleißiger Menschenmassen, aus den gescheiten Diskussionen seiner Sprecher plötzlich der Urstand des Krieges hervortritt. Eine schlafende Katze, der die Unterlage entzogen wird, ordnet und spannt Muskeln und Sehnen noch im Sturze, ohne daß die plötzliche Belastung aller Nervenbahnen, der Alarm der Sinne eine Panik, eine Stauung und Sperrung hervorruft. Aber wie soll sich ein moderner Nationalstaat, aus seinen Stammesunterschieden, seinen geschichtlichen Gegensätzen, seinen sozialen Spannungen, seinem Geisteskampfe in tausendfältiger Verschränkung bis in die letzte Faser mit Kritik und Vorbehalt angefüllt, mit einem Schlage in eine kämpfende Gemeinschaft umwandeln? Das vermag keine Militärmaschine; wir haben in der Auflösung gesehen, in welchem Maße die Disziplin ein geistiges Prinzip ist, dem durch äußeren Zwang nur so lange Geltung verschafft werden kann, als dieser Zwang von innerlich Zustimmenden ausgeübt wird.

Ob wir römische Legionen oder den germanischen „Eberkopf", die Ritterschlacht oder die schweizerischen Gevierthaufen, die friderizianische Infanterie oder die Schützenlinie betrachten, immer erkennen wir die taktische Technik nur als Ausformung einer geistigen Substanz. Die Ritter stiegen in einer Zeit, als die Überlegenheit des Reiters auf dem Höhepunkte war, „von den Gaulen", um dem Fußvolk, das, eines taktischen Körpers entbehrend, keine Infanterie, sondern bewaffnete Fußgänger darstellte, einen moralischen Halt zu geben; sie verzichteten auf ihre kampftechnische Überlegenheit, zugleich aber auf die Flucht, die das Fußvolk der Niedermetzelung überließ. Und Machiavellis politische Laufbahn scheiterte daran, daß er die Idee des nationalen Befreiungskampfes, die aus der Dämonie seines phantastischen Realismus entsprungen war, in die beklommenen Gevattern seiner „Volkswehr" hineinträumte, die in Prado beim ersten Schuß einiger hungrigen Spanier davonliefen. Und das stehende Heer ging aus der Tat der Heiligen Johanna hervor; die von ihr zum erstenmal dargestellte Idee der

nationalen Freiheit war der Ausgangspunkt für die Schaffung der Ordonnanzkompagnien, die vom mittelalterlichen Lehensſyſtem abgelöſt wurden: überall ſehen wir den lebendigen Geiſt, nicht das rechnende techniſche Kalkül als Urheber der Erfolge und Mißerfolge militäriſcher Ordnungen.

Die römiſche Legion beruhte auf der ſoldatiſchen Diſziplin und dem Exerzierreglement, der germaniſche Gewalthaufen, der ihr an Leiſtung kaum nachſtand, auf kriegeriſcher Kampfluſt und elementariſcher Verbundenheit der Gefährten.

Der Führer eines Ritterheeres mußte ſich darauf beſchränken, ſeine Truppe möglichſt geſchloſſen an den Feind zu bringen und den weiteren Verlauf Gott und der Tapferkeit der edlen Herren anheimſtellen; wen ſeine ritterliche Ehre nicht leitete, den trieb auch kein Kommando; wen nicht die Einſicht des Berufskriegers zügelte, den hemmte im ſinnloſen Vorprellen auch kein Befehl.

Die friderizianiſche Armee ſcheute trotz aller Diſziplin Nacht- und Waldmärſche wegen der häufigen Deſertionen; der Soldat ſollte ſeinen Offizier mehr fürchten als den Feind: die Kleiſts und Wedells von Kolin und Leuthen ſtanden den italieniſchen Zenturionen des Germanikus näher als den Quitzows und Itzenplitz, die den Nürnberger Burggrafen trotzten.

Was vermöchte ritterliche Tapferkeit allein beim Kämpfer der Materialſchlacht, der in untätigem Warten die fürchterliche Wirkung der modernen Waffen über ſich ergehen läßt? Was friderizianiſcher Drill bei dem Flieger, der ohne Sponton und Anſchiß hinter ſich, über die Luxusviertel einer feindlichen Großſtadt hinſtreicht, was in den Kämpfen des Trichtergeländes, wo Angehörige zerſchmetterter Formationen um ein Maſchinengewehr, an einem Muldenrand neue taktiſche Körper ſchaffen, ohne Reglement, Fahne, Trompetenſignal? Ein paar Männer, im barbariſchen Urſtande des Krieges, im Beſitze der ſublimierteſten techniſchen Hilfsmittel, mit buntfarbigen Leuchtraketen und Handgranaten von exakt bemeſſener Zündfriſt, zugleich von geſchultem ſoldatiſchem Wiſſen und Charakter und urtümlichen Inſtinkten durchflutet: hier wird die ſeeliſche Subſtanz und mit ihr die intellektuelle Behendigkeit geprüft. Das iſt die Ziviliſation.

Und dahinter eine gewaltige Organiſation, rational wie die modernſte Induſtrie: Fernfeuergeſchütze, die nach meteorologiſchen Tabellen eingerichtet werden, Munitions- und Verpflegungstransporte, deren Züge in der komplizierten Berechnung ihrer Fahr-

pläne zugleich dem jäh wechselnden Bedarf entsprechen sollen, eine Produktion, die den Heeresbedarf decken und das Wirtschafts- und Sozialleben widerstandsfähig halten muß, und über dem allem eine politische und militärische Leitung, von der die ausgebrannten Divisionen als verbrauchtes Material, die Geistesströmungen und Gemütsbewegungen der großen Menschengemeinschaften zugleich als bloße dynamische Quantitäten wertfrei beurteilt und instinktiv mitgelebt und schöpferisch gestaltet werden sollen.

Nirgends sind natürlich diese Forderungen restlos erfüllt worden. Niemals hat irgendein menschliches Orientierungsprinzip, irgendeine menschliche Ordnung absolut durchgreifend gewirkt. Die Ballade berichtet uns von der vollkommenen Erfüllung, die Satire lebt von der Hervorhebung der Unzulänglichkeit und rückt sie darum in den Mittelpunkt, auch wo sie nur peripherisch ist. Die Soziologie hingegen zeigt nur, daß alles gesellschaftliche Handeln wie aus einer Summe von Unzulänglichkeiten zusammengesetzt scheint, aber in der Überschau eine zulängliche Leistung ergibt, die in ihrer unvollkommenen Unablässigkeit eine Art nüchterner Würde besitzt.

So zeigt die rationale Ordnung der Massenkräfte auf den Kriegszweck hin, also die technische Leistung der Intelligenz im Kriege, zwar die verschiedenste Qualifikation: das zivile wie das soldatische Beamtentum versagte mitunter vor organisatorischen Aufgaben, z. B. auf dem Gebiete der Landwirtschaft. An anderen Stellen, z. B. in der Betriebsstoffversorgung der Luft- und Kraftfahrzeuge, der U-Boote aus den rumänischen Erdölquellen, zeigt sie in dem Wiederaufbau der zerstörten Anlagen und in ihrer Verwaltung bei minimalen Unkosten eine Energie und Großzügigkeit, ein Einfließen technischen und organisatorischen Könnens in den Militärapparat, das von den bedeutendsten Leistungen des Kapitalismus nicht übertroffen wird. Und so fort: jedem Versagen läßt sich ein Meisterstück gegenüberstellen.

Aber wir sind nicht auf eine solche Abschätzung angewiesen, um eine Vorstellung von der Leistung der vorwiegend bürgerlichen Intelligenz im Kriege zu gewinnen. Man vergegenwärtige sich einen Frühsommertag des Jahres 1914 und lasse dann seinen Blick auf den März 1918 weitergleiten: Die Nation war vor Aufgaben gestellt worden, die kein Fachmann vorhergesehen hatte und die sich in ständigem Wechsel verschoben und durchkreuzten, während gleichzeitig alle Mittel sich verringerten und endlich sogar der Wille, sie zu meistern, erlahmte. Ein System von Behelfen und Improvi-

sationen mußte immer neue Techniken der Rüstung, der Erzeugung, der Organisation schaffen; fast nirgends kam das „freie Spiel der Kräfte", das im expansiven Kapitalismus solche Triumphe gefeiert hatte, zu Hilfe, ja es hatte die Neigung, zerstörend einzugreifen, wo immer es Gelegenheit fand. Alle Dinge mußten geplant und verordnet, Schwierigkeiten bewältigt oder wenigstens zurückgeschoben werden: die Errichtung einer kommunistischen Gesellschaftsordnung würde kaum tiefer eingreifen.

Vielleicht mangelte es an einer Genialität in all diesen Dingen. Aber sie ist ja nicht Sache der Intelligenz. Ihre Aufgabe, die Intensität und Dauer der Kriegführung durch eine rationale Ordnung zu gewährleisten, hat sie jedenfalls so weit gelöst, daß die materiellen Mittel nahezu aufgebracht waren, als die moralische Erschöpfung eintrat, die in aller Regel die Kriege beendet. Weit häufiger mangelte die Kraft zu großen Entschlüssen, als die Intelligenz, sie auszuführen. Und als im Laufe des Krieges mit der wachsenden Kompliziertheit der Kampftechnik die intellektuelle Beanspruchung bis in die vorderste Linie eindrang, zeigte sich überall ein hinreichender Prozentsatz von Leuten, die auch noch diese Leistung auf sich nehmen konnten. Während die bürgerliche Zivilisation in etwa hundert Jahren geschaffen wurde, hat die Intelligenz der modernen Nationalstaaten in viereinhalb Jahren den Krieg, der dem Stil des Zeitalters entsprach, wenn auch nicht zur vollen Reife gefördert, aber doch so deutlich geprägt, daß ein Fliegerbild von der Somme nicht weniger klar als eine Aufnahme der Leuna-Werke verrät, in welchem Jahrhundert wir leben. Der moderne Krieg, der eine Nation in einen anderen Aggregatzustand überführt, entstand als ein gewaltiges Kulturgebilde, das technisch, politisch, sozial, kulturell umbildend in die Zukunft greift. Auch seine intellektuelle Bemeisterung wäre nicht denkbar ohne geistig-sittliche Kräfte; seine gewaltige Rationalität setzt auch irrationale Kräfte voraus. Da die Vereinigung höchster Rationalität und höchster Intensität ihm das Gepräge gibt, jene Legierung der Kräfte, die für die kapitalistische Zivilisation charakteristisch ist, können wir sagen: es war im Vordergrunde ein bürgerlich-intelligenter Krieg. Auch in seinen Schwächen, in der Idee der „Zermürbung", des „Materialkrieges", des „Stellungskampfes", deren morphologische Verwandtschaft mit den Syndikaten, den Trusts, den Großbanken, den Parteien, den Gewerkschaften sich dem an Spengler geschulten Blick unverkennbar anzeigt, ist dieser Krieg ein Spiegelbild der Zivilisation, die im

wesentlichen auf der Vormacht der technisch-spezialisierten Intelligenz beruht. Hier wie dort entwickelt sich an Stelle großlinigen operativen Handelns ein Überbieten in Massen- und Materialdruck, eine organisatorische Bürokratie mit Ressortgeist: der Krieg wird *verwaltet*, nicht mehr *geführt*.

Aber in dem, was der Krieg *mehr* ist als ein Erzeugnis der Zivilisation, wo ihre Berührung mit dem Urstand der Dinge neue Beziehungen schuf, trat eine ganz andere Prüfung an die Intelligenz heran, die, bürgerlich und profan, für eine solche Begegnung wenig gerüstet war. Insofern die Intelligenz die rationalen Aufgaben der Kriegszwecke lösen sollte, hat sie sich als eine eminente Macht erwiesen, die ohne Zweifel sittliche Grundlagen haben mußte. Aber wenn wir die Konstruktion eines Kampfeinsitzers oder eine Trichterstellung mit Maschinengewehrnestern in ihrer kühnen Verbindung von Primitivität und Raffinement vergleichen mit dem Ausruf des Grafen Westarp: „wir sind belogen und betrogen worden", mit der Ernennung der Reichskanzler Graf Hertling und Michaelis, oder der Errichtung des polnischen Staates, so wird man plötzlich des ungeheuerlichen Zwiespaltes inne, der auch ohne die böswilligen oder elenden Beimischungen der „Friedensresolution", des neunten November, diese Intelligenz zerriß. Sie hat Außerordentliches geleistet, wo sie technisch-organisatorische Aufgaben vorfand. Die wundervolle Treue und willfährige Geduld des Volkes, die — trotz des Zusammenbruches — das Kennzeichen dieses Krieges ist, ist gewiß nicht ohne das von ihr verwaltete Kulturerbe zu denken. Aber wo Entscheidungen gefällt, einmalige Entschlüsse gefaßt werden sollen, ist sie von einer infantilen Unreife, die mit ihrem Wissen, ihrer selbstkritischen Objektivität in groteskem Gegensatz steht: die Abgeordneten sabbern im Parlament wie ältliche Babys, während junge Kapitänleutnants im stickigen Öldunst ihrer U-Boote die intellektuelle Beherrschung der Technik mit dem urtümlichen Kriegertum verschmelzen. Aber umgekehrt: nach dem Zusammenbruch eilen die Krieger nach Hause, denen niemand die Herrschaft hätte entreißen können, wenn sie sie ergriffen hätten, und aus dem Gequäcke der Revolution wie aus den tapferen Kämpfen der Freikorps steigen die alten Habitués der Wandelgänge des Reichstages als die einzigen hervor, die mit ererbten Geheimräten zwar keinen Staat gestalten, aber sozusagen die öffentliche Notdurft verrichten können. Und die weltoffene deutsche Kultur sieht sich plötzlich auf den Horizont galizischer Kleinstädter ein-

geengt, die sich für freie Europäer halten, weil sie hinter die Synagoge gegangen und ihrem Rabbiner entlaufen sind. Während das Leben der Nation in die Hände der Männer gelegt war, die in diesem Augenblicke abermals die Waffen ergriffen, durften die intellektuellen Sprecher der öffentlichen Meinung ungestraft, ja ohne Gefahr, alles Soldatentum bespeien, Deserteure sich in Versammlungen ihrer Fahnenflucht rühmen; der Landesverrat wurde eine öffentliche Funktion.

*

In den Augusttagen 1914 erbebte das deutsche Volk in einer gewaltigen seelischen Erschütterung. Sie entlud sich in Taten, die ihr entsprachen. Aber diese Erschütterung fand keinen geistigen Ausdruck; ihr mangelten die Sprecher. Niemand war da, der das Erlebnis zu formen, seiner elementarischen Gewalt Bewußtsein und Dauer zu verleihen vermocht hätte.

Das deutsche Schrifttum aus den Befreiungskriegen hat die Menschen mit wuchtigem Ernst angepackt; wenn man bedenkt, daß die Kriegsfreiwilligen, die beim Beginn des Weltkrieges nach einer Truppe suchten, den Jünglingen von 1813 in vielen Stücken glichen, so wird man die ungleich geringere Kraft der Publizistik von 1914 doppelt empfinden. Freilich damals sprachen wenige bedeutende Männer zur Nation; jetzt verbreiteten die Propagandamittel unseres Zeitalters das Geschwätz der zahllosen Unberufenen; Journalisten, Literaten, die niemals ein inneres Verhältnis zum Staate, zur Nation gehabt hatten. Gewiß sind auch ernste und würdige Worte gesprochen worden, namentlich in den ersten Kriegstagen, ehe die Waffenerfolge die drückende Stille der Aufmarschzeit zerrissen, aber bald traten die aufgeregten Chauvinisten in den Vordergrund. Und auch wo die publizistischen Intelligenzler nicht zu hetzerischen Agitatoren, zu peinlichen Stimmungsclowns herabsanken, wo besonnene und verantwortliche Männer das Wort ergreifen, fällt ein eigentümlicher Mangel an Unmittelbarkeit auf. Das wird uns deutlich, wenn wir die Hauptlinien der deutschen Kriegspropaganda verfolgen. Ihnen werden wir dann die Hauptlinien der Zusammenbruchspropaganda entsprechen sehen, deren Mangel an geistiger Selbständigkeit schon darin sichtbar wird.

Die deutsche Intelligenz suchte den Kampfwillen der Nation von drei Punkten aus zu stützen: durch die Gewißheit von der Unschuld Deutschlands am Ausbruche des Krieges, durch das unbedingte Vertrauen auf die Armee und ihre Führung

und durch die Überzeugung von der Überlegenheit der deutschen Kultur. In genauer Entsprechung antworten diesen Parolen später die Kriegsschuldhetze, die Verleumdung der Armee und ihrer Führer, ja die Diffamierung des Kriegerischen überhaupt, und die Verkündung der Überlegenheit der „freien" Westmächte über das „rückständige" Deutschland.

Von den patriotischen Parolen sind die beiden ersten nahezu zwangsläufiger Natur. Sobald im Laufe der Kulturentwicklung die urtümlichen Rechtsverbände z. B. stammesmäßiger Natur untereinander Rechtsbeziehungen anbahnen, hat jeder Kriegspartner betont, daß er nur gezwungen zu den Waffen greife. Die Normannen haben zwar, solange sie nur raubend die Küsten Europas heimsuchten, die moralische Begründung ihrer Taten verschmäht und mit solchen Sentimentalitäten grimme Scherze getrieben, aber schon Wilhelm der Eroberer hat bei seinem Angriff auf England einige „gerechte Kriegsgründe" vorgebracht, wenn er sich auch dabei, den Zeitbedürfnissen entsprechend, nicht gerade in moralische Unkosten zu stürzen brauchte: immerhin führte sein Heer eine vom Papst verliehene Fahne mit, die für die besondere Christlichkeit seines Unternehmens zeugte. Und zur Zeit Friedrichs des Großen, also in der Blütezeit der machiavellistischen Staatsräson, wird in der Begründung der Reichsacht gegen den „bösen Mann von Europa" eine moralisierende Sprache gebraucht, die an die Ententepropaganda gemahnt. Indessen die höchste Bedeutung erlangt der moralische Kriegsgrund im Nationalstaat, wo weder eine urtümliche Kriegerschaft, wie bei den Normannen, noch ein diszipliniertes Berufsheer, wie im achtzehnten Jahrhundert, aufgerufen, sondern ein bürgerlich gestimmtes Kulturvolk in eine Kampfgemeinschaft verwandelt werden soll. Hier gilt es, „der Überfallene" zu sein: selbst Amerikaner haben es fertig gebracht, für die Verteidigung der bedrohten heimischen Fluren in den Krieg zu ziehen. Natürlich ist jeder Krieg ein Verteidigungskrieg, sogar für beide Partner, — sei es, daß die Lebensrechte des Werdenden gegen den erstickenden Druck des Bestehenden, sei es, daß das Lebensrecht des Bestehenden gegen die zerstörende Gewalt des Werdenden verteidigt werden: uns vermag darum diese Diskussion nur um ihres propagandistischen Wertes — und ihrer instinktlähmenden Wirkung willen zu interessieren. Einzig die Formulierung, die Hindenburg in seiner Tannenbergrede aussprach, daß das deutsche Volk „mit reinem

Herzen und reinen Händen" in den Krieg gezogen sei, trifft etwas Wesentliches.

Aber als die Propaganda die „deutsche Unschuld" formulierte, hat sie unsre Sache, statt als inneres Erlebnis der Nation, als einen Rechtsstreit dargestellt, der, wie jeder Prozeß, durch advokatorische Kniffe verloren gehen kann, bei einem unglücklichen Ausgang des Krieges sogar verloren gehen mußte; bei unserem, den Romanen fremden Rechtlichkeitsgefühl war das äußerst bedenklich. Gefährlicher noch war die Beschränkung auf die Moralität der Verteidigung. Die Wahrung des Lebensrechtes, die auch den Angriff mit umschließt, wurde zwar in annexionistischen Forderungen, nicht aber wie bei Mussolini als „Philosophie der Nation" ins öffentliche Bewußtsein getragen.

Selbstverständlich ist auch die Parole des Vertrauens auf die Armee und ihre Führung. Jede geschichtstragende Nation bewahrt Erinnerungen an rühmliche Kriegstaten, an denen sie ihre Zuversicht stärken kann. Und wir Deutschen brauchten dabei nicht wie Mussolini auf die „Tapferkeit der alten Römer" zurückzugreifen; 1813 und 1870 lieferten der Volksphantasie schulbekannte Beispiele. Freilich hatte gerade die publizistische Intelligenz vor dem Kriege sich nach besten Kräften bemüht, das Verhältnis zwischen Armee und Nation zu verschlechtern. Das Volksheer, in dem das zivile Individuum in das Soldatentum eingeschmolzen werden soll und das dem Offizier den Vorrang vor dem Philosophen einräumt, mußte einer ganz individualistischen Intelligenz höchst schauderhaft erscheinen. Aber im gleichen Maße, wie sich die Intelligenz vom Volke absonderte, verlor sie auch das Verständnis für die Armee: sie war nicht mit ihr verwachsen wie das Volk. Vollends die jüdischen Intellektuellen, denen nicht nur jede Verbindung mit dem Soldatischen mangelte,[3]) sondern ein unvermeidliches Ressentiment gegen dessen Geltung innewohnte, mußten der Armee zum mindesten mit Seelenblindheit gegenüberstehen.

Das konnte sich auch nicht ändern, als nun die publizistische Intelligenz das natürliche Vertrauen des Volkes zur Armee in der öffentlichen Meinung vertreten und festigen sollte. Wo der echte Glaube fehlt, setzt sich leicht der Aberglaube fest, der auf die Sensation des Wunders wartet, weil ihm das lebendige Vertrauen

[3]) Man denke an Stefan Zweigs „Sergeant Grischa", in dem nach einer treffenden jüdischen Kritik auch die „Generale Peies, wenn auch Garde-Peies tragen".

mangelt. So bleibt der geborene Konservative bei aller Königstreue frei und aufrecht, der im Grunde liberale Patriot, der sich in den „monarchischen Gedanken" hineinsteigert, wird Byzantiner. Nicht anders verhielt es sich hier: die publizistischen Intellektuellen, denen die soldatische Haltung ganz fremd war, propagierten einen — im Grunde feigen — Optimismus, dessen Überheblichkeit dem Ernst der Lage keineswegs entsprach: da sie den Mut nicht kannten, der sich an wirklichen Gefahren entzündet, entwickelten sie jene Dreistigkeit, die sich in der Gefahrlosigkeit begründet. Das Volk wäre zu anderen seelischen Anstrengungen imstande gewesen; aber begreiflicherweise folgte es der Propaganda auf dem bequemeren Weg, um dann enttäuscht und erbittert zu werden, als dieser Optimismus unvermeidliche Niederlagen erfuhr.

Daß diese beiden notwendigen Parolen so unglücklich vertreten wurden, zeigt, wie kriegsblind diese bürgerliche Intelligenz war. Aber noch deutlicher wird das an der dritten Parole, die die kulturelle Überlegenheit Deutschlands verkündete. Sie war die eigenste Schöpfung der deutschen Intelligenz, freilich entstanden aus der Schreckreaktion auf die verblüffende Unverfrorenheit, mit der die Feinde die Konsequenz aus der modernen Massendemokratie zogen, deren außenpolitische Aktivität durch den Chauvinismus befeuert wird. Wir Deutschen haben aus dem gemein-germanischen Erbe eine besondere Eignung zum Berufskriegertum behalten, das zum Kampfe des Chauvinismus nicht bedarf, andererseits, wenn es nicht gegen rechtsfremde Barbaren, sondern gegen ebenbürtige Gegner kämpft — oder zu kämpfen glaubt! — auch bereit ist, im Falle der Niederlage „abzuschnallen": anders als die Kämpfe der schottischen Clans endete die deutsche Ritterfehde nie mit Vernichtung, stets mit „billigem Vertrag." So zeigte denn der deutsche Chauvinismus selbst während des Völkerkrieges weit mehr den Charakter des naiven Bramarbasierens als den wirklicher Bösartigkeit. Diese aber gab dem planmäßig geleiteten Chauvinismus der Ententepropaganda das Gepräge. Ihr standen wir eben so benommen gegenüber wie von jeher der „welschen Tücke", die keine hurrapatriotische Legende, sondern ein echter historischer Tatbestand ist. Nicht als ob die Deutschen des Mittelalters oder die Germanen der Völkerwanderung treuherzig-harmlose Burschen gewesen wären; sie besaßen durchaus bäuerliche schadenfrohe Listigkeit, hinaufgesteigert zu politischer Klugheit. Aber wenn wir einen der größten dieser Staatsmänner, Reinald von Dassel, betrachten, vermögen wir

leicht diese elementare Schlauheit von der tückischen Berechnung zu unterscheiden, wie sie in alten Stadtkulturen wächst. Jener mangelt der Sinn für das Niederträchtig-Wirksame, Seelenzerstörende, das in der Ententepropaganda so auffällig hervortritt.

Indessen haben unsere Altvorderen auf diese Tücke nur mit den Waffen — oder dem Strick — geantwortet, nicht mit Moral. So notwendig — freilich auch ungeschickt — die Erklärung der 93 Gelehrten war, — die ganze Kulturpropaganda im Weltkriege mutet unwirklich, lebensfremd an. Nicht nur, weil ihr bei der Unübertragbarkeit der deutschen Kultur jede Wirkung auf das Ausland versagt war. Darin hätte auch eine bessere Propaganda keinen anderen Erfolg gehabt. Denn die Propaganda der Entente gab den Neutralen (und Halbneutralen) nur den moralischen Vorwand, sich der Seite zuzuneigen, die sie ohnedies für die stärkere hielten. Und wenn Deutschland immer wieder die Welt durch unerwartete Leistungen in Staunen setzte, ja öfters die Oberhand zu gewinnen schien, so bereitete das der deutschen Propaganda doch keinen besseren Boden; denn eben die Eigenschaften, die dabei wirksam waren, erregen in der Kulturatmosphäre des kapitalistischen Abendlandes eher Schauder als Bewunderung. Die Welt will uns mit achtungsvollem Überlegenheitsgefühl tüchtig, ordnungsliebend und gewissenhaft, aber auch geistlos, steif, mit einer naiven, „russisch" passiven Schwärmerei ausgestattet sehen, die dämonischen Kräfte, die trotz allem in uns stecken, sind ihr unheimlich und verhaßt.

Noch deutlicher als in der Verkennung der Auslandswirkung wird die Lebensschwäche der deutschen Kulturpropaganda in ihrer schiefen Stellung zum deutschen Volke selbst. Für eine „Kultur", die sich im wesentlichen als eine „Bildung" darstellt, zieht kein Volk in den Krieg. Die mit dem — oben geschilderten — Sozialausspruch des Mittelstandes verknüpfte Geltung der „Bildung" und gar die Bildungsgläubigkeit der Arbeiterschaft sind so vielfach gebrochene, höchst mittelbare Daseinskräfte, daß der Appell an sie wahrlich kein Kriegsruf sein kann. Die „deutsche Kultur zu verteidigen", kann die Sache eines Heimatschutzbundes, nicht der Nation im Zeitalter der Materialschlacht sein. Die heimischen Götter, die man ehedem verteidigte, waren der heimische Boden und die Freiheit, nicht nur ihre Frucht. Die deutsche Kultur ist, wenigstens soweit sie in einer solchen Propaganda angerufen werden kann, eine, vielleicht subtile, jedenfalls sekundäre Hervorbringung, die

Götter waren das Hervorbringende selbst. Jene Wurzeltiefen, aus denen das deutsche Volk seine Kraft zum Lebenskampfe schöpfen mußte, konnte eine Kulturpropaganda nicht tränken.

*

Wenn wir die Schwächen überdenken, welche den deutschen Parolen in ihrer Vertretung durch die Intelligenz anhaften, können wir in allen drei Fällen ihre Herkunft aus dem bürgerlichen Wesen erkennen. Der Moralismus in der Verteidigung der deutschen Unschuld, der noch heute dem Kampf gegen die Kriegsschuldlüge leicht etwas Vermuckertes verleiht, das blind-optimistische Vertrauen auf die Wundertaten der Armee, das kein inneres Mitleben des Wagnisses verrät, der schulmeisterliche Charakter der Kulturpropaganda haben eine innere Gemeinsamkeit: ihnen mangelt der Sinn für die dämonisch-heroischen Mächte, die sich in großen geschichtlichen Ereignissen auswirken, der Schauer vor dem Wortlosen, das hier wirksam ist, die Kraft, die durch die Berührung mit dem Urstande des Krieges aufgerufen wird.

Nicht als ob die Angehörigen des gebildeten Mittelstandes, der soviel mehr als in andern Völkern bei uns das Gesicht der Kultur bestimmt, diese Mächte nicht empfunden hätten. Im Gegenteil, der humanistisch-patriotische Idealismus, der dieser bürgerlichen Kultur das Gepräge gab, entfaltete in den Menschen, die von ihm erfüllt waren, eine Lebenskraft, die ihm niemand zugetraut hätte. Denn vor dem Kriege schon galt in der „fortschrittlichen" Öffentlichkeit die Sache des Idealismus als verloren; wer nur irgend als „Geistiger" gelten wollte, durfte sich nicht mehr zu ihm bekennen. Und gar die Jugend schien sich gänzlich von ihm abgewandt zu haben; nur als eine äußerliche Konvention, die durch die gesellschaftlichen Formen des Kaiserreiches bedingt war, glaubte man ihn ansehen zu dürfen. So mußte es jetzt überraschen, daß von den Hochschulen, den Gymnasien die Jünglinge zum Heere eilten und auch durch den ernüchternden Kasernenhofdrill sich nicht aus ihrer unsoldatisch schwärmerischen Begeisterung reißen ließen. Diese Kraft trug sie auch im Kampfe, reifte zu einer sittlichen Stärke heran, die manche während des ganzen Krieges nicht im Stiche ließ. Freilich, dieser prachtvollen Kraft war ein unmittelbarer Ausdruck nicht verliehen; wo wir ihre Wirkung am besten beurteilen können, in den „Kriegsbriefen gefallener Studenten", fällt uns die Mittelbarkeit des Denkens auf: überall steht im Vordergrunde die sitt-

liche Idee des Opfers, nicht das kriegerische Verlangen nach dem Sieg.

So dürfen wir der deutschen Bildung große sittliche Kräfte zuschreiben; sie festigte bürgerliche Menschen im Schrecken des Krieges, sie ließ Väter und Mütter zu Hause Entbehrungen und Ängste ertragen. Aber eine mitreißende, volksgestaltende Kraft war dieser Intelligenz nicht eigen. Sie vermochte nicht, wie das Bürgertum der großen französischen Revolution, nicht wie die Intelligenz der Freiheitskriege die Heimat zur seelischen Kraftquelle des Krieges zu machen. Das Heer konnte sich nicht durch die Berührung mit dem Heimatboden verjüngen; im Gegenteil, aus der Heimat drang endlich die Auflösung in die Armee. Die bürgerliche Intelligenz hatte wohl vermocht, ihre Träger für die Pflichterfüllung auszurüsten, aber ihre Kraft reichte nicht aus für die Funktion, die ihr im ständischen Gefüge des Volkes zugeteilt war: sie konnte den Geist der Nation nicht beschwören.

Wohl sind es niemals die begeisterten Freiwilligen, welche die Kriegsgeschichte machen; nicht die Sansculotten, sondern die alten Linienregimenter der königlichen Armee, nicht die Lützowschen Jäger, sondern die regulären Truppen haben die Siege der Revolution und der Befreiungskriege erfochten. Aber es waren dieselben Linienregimenter, die unter dem Lilienbanner versagten, dieselben regulären Truppen, die sich bei Jena und Auerstädt hatten schlagen lassen: nur ihr Geist war ein anderer.

Solche Wirkung vermochte die bürgerliche Intelligenz im Weltkriege nicht auszuüben; ihr mangelte die Magie, aus den Höhlen der Unterwelt und den blitzdurchzuckten Wolken des Himmels die Mächte herbeizuzwingen, die das Herz mit der brausenden Kraft des Sieges erfüllen und die Feinde lähmen.

Die Aufgabe, den Geist der Nation zu formen, fiel damit in andere Hände. Gegenparolen begannen zu wirken.

*

Die Gegenparolen lassen ihre Abhängigkeit von den offiziellen Parolen deutlich erkennen; nicht aus eigenem Wachstum, sondern aus dem Kampfe gegen das offizielle Deutschland sind sie entstanden. Sie sind zuerst hochverräterisch und erst in der Folge landesverräterisch gewesen: der Zweifel an Deutschlands Unschuld, der Zweifel an der Armee und der Führung, die Propaganda für die „fortschrittliche“ westliche Zivilisation. Wir sehen dabei ab von

Schuften und Elenden, von gekauften oder geborenen Landesverrätern. Wir sehen ab von den in allen Nationalstaaten wirksamen zentrifugalen Kräften, die aus dem Zwiespalt zwischen der territorialstaatlichen Organisation und der Idee des Nationalstaates entspringen; ihnen erlag Österreich, — wir wären ihnen nicht erlegen. Diese Dinge wurden für uns nur darum verhängnisvoll, weil eine Bereitschaft, eine Lebensschwäche in der Nation vorhanden war, die ihnen Wirkungsmöglichkeiten eröffnete.

Die Zweifel an der Gerechtigkeit der deutschen Sache hatten ihren ersten Anknüpfungspunkt bereits in dem unseligen Worte Bethmann-Hollwegs von dem „Unrecht an Belgien". Der erste Kriegskanzler hatte damit eben seine Bürgerlichkeit dargetan, jenen zivilen Moralismus, der alle historische Magie abtötet. Von diesem Worte aus bis zur Friedensresolution von 1917 und der Ohnmacht der politischen Führung gegenüber der Obersten Heeresleitung zeigt sich überall, wie zivilistisch das Kaiserreich bereits geworden war. Andererseits brachte dieses Bürgertum jenen naiven Chauvinismus eines Clemenceau nicht hervor, dessen die Massendemokratien im Kriege bedürfen, wenn sie die königliche Autorität verloren und die cäsaristische Diktatur noch nicht erlangt haben. Von der „moralischen Abrüstung" der Friedensresolution war es nur noch ein Schritt bis zu einer „Objektivität", die auch die Schuldfrage als diskutabel ansah, — als ob die Kriegsschuldfrage jemals etwas anderes gewesen wäre, als ein propagandistisches Kampfmittel der Entente! Mit Staunen sieht man, daß Historiker und Politiker in Akten wühlen, und zwar nicht nur auf der Suche nach Propagandatricks, sondern in ernstem Bemühen um die Wahrheitsfindung! Und dabei hatte Thomas Mann bereits in seinem Essay über Friedrich den Großen die Fehlkonstruktion der Schuldfrage aufgedeckt, den unvermeidlichen Konflikt des Rechtes des Gewordenen und des Rechtes des Werdenden sichtbar gemacht, der zwischen dem Altbauer und seinem Sohn ebenso besteht wie zwischen der französischen „Sicherheit" und der deutschen Freiheit. Hier, wie in dem Brief an Romain Rolland und an anderen Stellen der „Betrachtungen eines Unpolitischen" können wir den Zustand der deutschen Dinge am besten studieren. Thomas Mann weiß die Wahrheit, aber noch mehr interessiert ihn die intelligente Art, sie zu formulieren; er kennt den Feind, den „Zivilisationsliteraten", — aber aus der eigenen Brust; der Bruder, — nahe genug —

ist nur das Außen seines Innen; sobald ihn die Atmosphäre der Zeit nicht mehr trägt, fällt er ihm anheim. Diese Intelligenz konnte in ihrem begabtesten Vertreter unsre Sache spielerisch und mittelbar noch ausdrücken, aber nicht mehr führen: sie lebte aus der Umwelt; sie zu gestalten vermochte sie nicht.

Und zu gleicher Zeit schrieb Grelling in der Schweiz sein „J'accuse", brachte hochverräterischer Haß gegen das kaiserliche Deutschland die landesverräterische Tat hervor. Sie ging heimlich von Hand zu Hand; der Geist, der in ihr wirksam war, breitete sich aus. Daß dieser Krieg das Ende der alten Ordnung bedeute, wurde zum Kriegsziel für alle inneren Erbfeinde des Reiches. Daß man den Deutschen nicht tiefer treffen konnte, als indem man ihm den Glauben an seine Sache nahm, — die ein bürgerliches Zeitalter als eine Sache der Moral dargestellt und damit verwundbar gemacht hatte, — war gewiß: voll Eifer ging man daran.

Indessen, das Gefühl für unser Recht, das jenseits aller Moral liegt, war zu lebhaft, als daß diese Propaganda, außer in hysterischen Krisen, über die Kreise hinaus wirksam werden konnte, die sie ihrer Natur gemäß hervorgebracht haben. Tiefer griff darum die zweite Parole ein, die Zweifel an der Armee und der Führung erwecken sollte. Jede Armee hat ihre Schwächen, wie jeder Krieg seine Kriegsgewinnler. Und das moderne Volksheer, das nicht auf natürlichem Urkriegertum beruht, sondern auf Grund eines Gesetzes nach rein physiologischen Gesichtspunkten die Wehrpflicht der Wehrfähigen fordert, ist sehr großen Belastungen ausgesetzt; der moderne Materialkrieg, in dem schließlich alles zum Kriegsgut wird, gibt dem Kriegslieferantentum besondere Gelegenheiten. Nach einem gewonnenen Kriege treten diese Dinge zurück, nach einem verlorenen sind sie schwer zu vergessen. Auch ohne eine Propaganda hätten diese Schwächen der Kampfkraft geschadet; allein die übermenschlichen Schrecken, Mühen und Entbehrungen mußten eine Erschöpfung herbeiführen.

Aber das entlastet die Urheber jener Propaganda nicht, die der Erbitterung und Erschöpfung die Parolen verlieh, durch die das Nachgeben gegenüber der Ermattung eine moralische Rechtfertigung erfuhr. Sie wollten nicht den Frieden, sondern den Umsturz, nicht die Bewahrung Deutschlands vor dem Verbluten, sondern die Unterwerfung unter die „westliche Zivilisation", in der sie vorteilhafter und bequemer und damit im Sinne ihrer Humanität „menschlicher" leben konnten. Sie meinten nicht die An-

strengungen des englischen Imperiums, nicht das verzweifelte Risiko Frankreichs: sie meinten Amerika: darum spitzten sie bei Wilsons Phrasen die Ohren. Es war nicht Westeuropa, in das sie vor der gefährlichen Mühsal flüchteten, die das Deutschsein bedeutet; sie vollzogen vielmehr den Abfall von Europa und gaben einen hohen historischen Anspruch für die Hoffnung auf eine höhere Rentabilität hin.

Sie wollten nicht wie die citoyens der französischen Revolution, nicht wie noch die Liberalen des neunzehnten Jahrhunderts ihr Wesen dem ganzen Volke als allgemein verbindliches Menschentum aufzwingen und damit Verantwortung und Führung erobern, sondern sie wollten wirschaftliche und soziale Mitbeteiligung an einer Gesellschaftsordnung, die ihrem Wesen nach der Intelligenz nur die Rolle eines — mitunter gut bezahlten — Gehilfentums zugestehen kann, ihr aber den Rang einer wertsetzenden sozialen Funktion abstreiten muß. Die Intelligenz hat sich um den Preis einiger Spitzeneinkommen und die Zulassung zur Schmarotzerschaft an den Korruptionsfonds zur Dienstbarkeit gegenüber den Wirtschaftsmächten und ihren Organisationen verpflichten lassen: der Zustand, den Karl Marx vorhersah, hat sich verwirklicht in dem Maße, in dem seine Auffassung der Dinge herrschend wurde; die Bewegung, der er das Gepräge gab, war keine Abwehr, sondern ein Bestandteil der plutokratischen Gesellschaft. Sie stieg, ökonomisch längst vorgebildet, als soziale Ordnung herauf, indem sie die letzten Schranken durchbrach, durch die das militärisch-feudale System und die bürgerliche Honoratiorengesellschaft dem Reichtum die alleinige Geltung verwehrt hatten.

*

Damit kehren wir zu unserm Ausgangspunkt zurück: der Wandlung in der sozialen Funktion der Intelligenz. Die moderne Massendemokratie, die bei der Ablösung aller echten Selbstverwaltung durch staatliche, kommunale, soziale Bürokratien einen ungeheuren Bedarf an organisatorischen und dekorativen Talenten hat, die sie der geschulten Intelligenz entnehmen muß, ist trotzdem freigeworden von dem Respekt, den die militärisch-feudale Schicht der Honoratiorenintelligenz zollte.

Darüber darf man sich nicht täuschen lassen durch das Geschrei, das einige Intellektuelle am Theater und in der Presse machen; das lebt nicht mehr aus sich, sondern nur noch aus Subventionen.

Beim Film und beim Radio kann man die neue Entwicklung studieren. Hier führt die Intelligenz nicht mehr, sondern sie führt aus, was die unpersönlichen Mächte der Rentabilität und der technischen Entwicklung fordern. So lange haben die geistreichen Intellektuellen über die neue Kunst geschrieben, die aus der Schwarzweißtechnik und der Stummheit des Films, der Unsichtbarkeit des „Hörspiels" entstehen werde. Vielleicht hätte eine solche neue Kunst entstehen können, wie die Oper aus archäologischen Mißverständnissen entstand, — wenn der kulturgestaltende Wille in dieser Entwicklung führend wäre. Aber da er verdienstet ist, schreitet sie unerbittlich weiter; da der farbige und tönende Film, die Verknüpfung von Hörspiel und drahtloser Bildübertragung die vollkommenere technische Apparatur darstellt, wird sie siegen, einerlei, ob und wie sie einer Kunst als Ausdruck zu dienen vermöge.

In dem Maße, in dem die Intelligenz selbst zum technischen Mittel herabsinkt, verliert sie mit Recht das ständische Prestige, das sie nur behaupten konnte, so lange sie eine urteilende und richtende Wertgemeinschaft darstellte. Sie hört auf, ständischen Charakter zu tragen; Stände gibt es ja nur, insoweit es ständische Moralen gibt. Dieser Verfall ist von weiter Herkunft. Das Bürgertum, das sich mit der Aufklärung aus dem Druck des absoluten Staates hervorhob, war durchaus profan, seine Wertungen waren rational: auch die Romantik ist dem Rationalismus näher verwandt gewesen, als sie selbst wahr haben wollte.

Dennoch hat die bürgerliche Honoratiorengesellschaft Leistungen aufzuweisen, die noch heute als Kulturerbe fortwirken. Aber an der gewaltigen Prüfung des Krieges wurde sichtbar, daß sie im Versinken war. Noch bewies sie Widerstandskraft, aber ihr mangelte die Wertgläubigkeit, die allein die Fähigkeit gibt, maßgebend zu urteilen und zu richten.

Die plutokratische Gesellschaft aber bedarf keiner urteilenden und richtenden Orientierung, keiner Maßstäbe, die aus eigenem Erleben geschaffen und zur Verbindlichkeit erhöht werden müssen. Die anonymen Mächte der wirtschaftlichen und technischen Rationalisierung wirken von selbst auf jeden an seinem sozialen Ort in gleicher Richtung ein. Sie bedarf keiner schöpferischen Initiative, keiner Entscheidung aus der Unmittelbarkeit; sie bedarf nur der Funktionäre, in denen sich ihr naturgesetzliches Geschehen vollzieht. Kein Zweifel, daß sie darum auch keine Geschichte haben, jener zähen dramati-

schen Konflikte ermangeln wird, in denen das Geschick eines Landes im Herzen eines Mannes, eines Erdteils in blutigen Schlachtstunden entschieden wird.

Fühlten wir nicht schon oft im Kriege eine naturgesetzliche Zwangsläufigkeit über uns? Tritt uns nicht häufig aus den Entschlüssen der Führer die Ohnmacht gegenüber dem Geschehen entgegen, ein Verzagen vor Energien, die in freiem Willen zu leiten über Menschenkraft hinausging? Scheint nicht die Menschengeschichte, unser selbstherrlicher Aufschwung zu initiativer Gestaltung, wieder in die Naturgeschichte zurückzumünden?

Unleugbar ist das Lebensgefühl der Zeit von dieser Empfindung durchzogen, daß mit der rationalen Berechenbarkeit und Durchsichtigkeit des modernen Lebens der mechanische Druck und Zwang eines unpersönlichen Geschehens erkennbar werde, dem wir alle unterliegen, demgegenüber selbst unser Widerstand als Spezialfall des Gehorchens erscheint.

Andererseits aber — haben wir nicht gerade in den schwersten Kämpfen des Krieges, als die Schöpfung des Nationalstaates, das soldatisch disziplinierte Volksheer, im Feuer der Endkämpfe zerschmolz, im Rauch und Dröhnen der phantastisch gewandelten Kriegslandschaft Kräfte erkannt, von denen wir 1914 noch nichts wußten? Trat hier nicht eine Kriegerschaft hervor, in der die Zivilisation gemeistert erschien, urtümliche Unmittelbarkeit und höchste Rationalität sich verbanden? Wurde hier nicht mit den stählernen Grabschaufeln eines ungeheuren Baggers eine wasserführende Schicht angeschlagen, welche die zerfallende Krume der Zivilisation noch einmal in fruchtbaren Boden zu verwandeln vermag?

Ähnliche Fragen beschäftigten Mussolini im Gespräch mit seinen Vertrauten. Auch er sah den Zweifel, ob der Weltkrieg noch Geschichte, ob er nur noch mechanisches Geschehen sei. Er gründete sein Werk auf den Glauben, daß der Mensch frei sein könne. Was dem heutigen Geschlecht als Zwangsläufigkeit erscheint, ist nur die Widerspiegelung seiner Furcht vor der wagenden Initiative. Initiative freilich wird nicht allein aus Furchtlosigkeit geboren, sie bedarf der richtenden und zielsetzenden Werte. Sie aber gehen nicht zugrunde mit den sozialen Konventionen, die sich auf sie beriefen. Wie die ewigen Sterne stehen sie über uns; wer die Glaubenskraft hat, ihnen zu folgen, kann auch die Macht erringen, sie seinem Zeitalter zum verpflichtenden Gesetze zu geben.

Ernſt von Salomon

# Der verlorene Haufe

Dreimal hatte der große Krieg seinen Sinn gewandelt. Er begann als äußerste Zusammenballung der Kräfte seiner Zeit. Den Fahnen folgte in breiten Wellen die Mannschaft des ganzen Volkes, zuchtvoll gefügt in Armeen, Divisionen und Regimenter, deren Schlagkraft das Ergebnis der Erfahrungen und Berechnungen eines Jahrhunderts war. Die mannigfaltigen Parolen, die den Völkern die Rechtfertigung des gewaltigen Einsatzes geben sollten und mit der Rechtfertigung die innere Sicherheit, erwuchsen aus den Spannungen und Energien, die, von jedermann gespürt, in ihrer Gesamtheit das Gesicht der Epoche bestimmten und in ihren letzten, gefährlichen Auswirkungen zu gerade dieser Entladung drängten und drängen mußten. In den Herzen der marschierenden deutschen Jugend aber flossen die Parolen zusammen zu jenem einzigen gültigen Bekenntnis, das die stürmenden jungen Regimenter von Langemarck wenn nicht den Feind, so doch den Tod besiegen ließ. Das „Volk in Waffen", besungen und glorifiziert, war eine schöne Selbstverständlichkeit, prunkend wie das Reich, aus dem es an die Grenzen strömte. Es sah im Kriege ein geheiligtes Schicksal, eine Probe seines Glücks, es glaubte aus den drohenden Gewittern die reinigende Kraft hervorzucken zu sehen, gesandt, sich der unwandelbaren Substanz des Deutschen ganz bewußt zu werden. So waren die Siege jener rauschenden Tage des Jahres 1914 ohne Geheimnis, sie bestätigten den Anspruch, den das Reich zu erheben lernte, sie bestätigten den Willen der Geschichte, sie wurden erfochten von Männern, deren Haltung nur verstanden werden konnte als die Frucht der letztmöglichen Steigerung der Werte, die das Jahrhundert, aus dem sie stammten, schuf und nun zur Erhaltung seines Bestandes an Ideen und Zielsetzungen in die Waagschale warf. Das Blut, das in die Erde sickerte, meldete keine anderen Forderungen an als jene, die an allen Straßenecken prangten. „Wir werden siegen!" Das war der Glaube der Massen, hüben wie drüben.

Hüben wie drüben fochten die Männer im gleichen Glauben. Die gleichen Gesetze waren gültig, dort wie hier. Die Priester der gleichen Kirche segneten die gleichen Waffen. Die gleiche Kraft stammte aus gleichen Quellen. Im Augenblick, da die Heere um die letzte Entscheidung rangen, versagte sich die Entscheidung. Denn hier prallten nicht zwei Welten aufeinander, nicht zwei Ideen-

kreise kämpften um die Herrschaft. Sondern eine einzige beherrschende Gewalt übte sich durch das Medium des Krieges im ungeheuerlichsten Selbstverzehr. Keiner der Gegner trug jene glühende Gewißheit im Herzen, die allein den Stoß tödlich macht. Denn wenn auch der andere Rang und der andere Kern erahnt wurde, der jenseits der Fronten den Feind erst zum Feinde machte, so fand die Ahnung doch nur hilflos zum Wort. So etwa, wenn die Völker des Westens verkündeten, im Namen der Demokratie führten sie Krieg mit den brandschatzenden Horden der Hunnen und Barbaren — womit sie freilich Zeugnis gaben von der Furcht vor der besonderen Art einer gefährlichen Reserve, die auf deutscher Seite zum Aufbruch drängte —, oder wenn in vereinzelten kühnen Hirnen zwischen Memel und Maas sich der Gedanke formulierte, die Völker des Westens seien die Repräsentanten jenes Geistes, der allein, durch Lockung und Gewalt, den deutschen Gehalt zu fälschen, die deutsche Sendung abzuwürgen imstande wäre — ohne freilich zu der Fragestellung zu gelangen, ob dieser Geist des Westens durch andere als seine eigenen Mittel vernichtet werden könne. Mit dem Erstarren der Fronten setzte eine neue Phase des Krieges ein. Der Krieg, den die Völker zu führen gedachten, führte sie. Das Gesetz des Handelns verblieb bei keinem der Gegner. Der Entschluß zu den großen Durchbruchsschlachten, deren Erfolge in keinem Verhältnis zu ihrem Aufwande standen, war das Ergebnis einer Reihe von Zwangsläufigkeiten militärischer, politischer und wirtschaftlicher Art. Auf deutscher Seite bei Verdun, auf der Seite der Alliierten an der Somme, in Flandern, in der Champagne rangen die Angreifer, auch nachdem das Scheitern des Durchbruches den letzten kämpfenden Gruppen klar erkennbar war, noch um aufgewühlte Geländefetzen, den sichtbaren Sinn ihres Kampfes im verzweifelten Halten eines zerschossenen Waldstückes, eines zugeworfenen Grabenabschnittes, eines bröckelnden Trümmerhaufens suchend. Oder sie stießen wie in Galizien und am Isonzo in weite und anonyme Räume, die fernab von den Feldern der Entscheidung lagen. In diesen bitteren Monaten der Zermürbung arbeitete der Krieg auf eigene Rechnung, er erhob sich vom bloßen Mittel zum Gesetz, er diktierte das Leben selbst und errang sich seine geschichtliche Bedeutung, indem er in seinem Sprühfeuer mehr vergehen ließ als die Leiber der Soldaten, die Landschaft des Friedens und das Gefüge der bis dahin gültigen Ordnungen. Vor seinem Atem bestand der Glaube nicht, der die Völker in den Krieg geführt, bestanden

die Werte nicht, um die gerungen wurde, bestand nicht das Pathos, in dem dieser Glaube und diese Werte ihren Ausdruck gefunden hatten.

Der Krieg setzte den Stoff gegen den Geist. Es erwies sich, daß die Produkte einer Haltung stärker waren als die Haltung selbst. Doch das Leben duldet kein Vakuum, es baut sich in die leeren Räume selber ein. So wurde der Krieg die Lebensprobe für die Einzelnen. Während in den Gassen der Heimat der stolze Schrei nach dem Sieg längst schon dem müde gemurmelten „Durchhalten" Platz gemacht hatte, vollzog sich in den Trichterfeldern die neue Gliederung der Ränge, unter der fortan die Erscheinungen sinnvoll wurden. Die ausgemergelten, verdreckten und verlausten Gestalten mit den holzschnittartigen Gesichtern unter dem Stahlhelm waren die Besessenen einer einmaligen Landschaft, in der keine der überkommenen Vorstellungen mehr gültig war, in der hinter der Feuerwand das Gesicht einer schrecklichen Veränderung sichtbar ward, in der der Einzelne alle Bewegung der Welt in einem einzigen, blitzschnellen, tierhaften Entschluß sublimierte. Die Ablösung der Vorstellungswelt des eben zu Ende gehenden Zeitalters durch eine andere, in der sich Primitives mit aufs höchste gesteigerter Erlebniskraft seltsam mischte, in der die Sentiments verschwunden waren und das Moralische sich auf eine andere Ebene verlagerte, in der Ideen von Rang nicht mehr durch billige Parolen, sondern durch rein willensmäßige Entschlußakte nahe gebracht wurden, diese Ablösung geschah gleichzeitig mit dem Sinken der Schleier von den neuen Hintergründen, die zum ersten Male allein die Soldaten des großen Krieges schauen, und mit denen sie allein sich in Beziehung setzen durften. Die Krieger hatten eine neue Heimat gefunden, die Front, eine fremde und chaotische Heimat, der sie aber verbunden waren durch die Intensität ihres Einsatzes, durch das Maß einer unentrinnbaren Verpflichtung, durch eine knatternde Folge von Spannung und Entladung. Sie, gepeitscht von den ursprünglichsten Energien, zurechtgehämmert vom Material, wendig, zäh und geschickt, wurden in der bitteren Luft der Schlachten des großen Krieges zu den Pionieren des Kommenden, alle Elemente des ewig Wirkenden und der nahen Zeit bereits in sich bergend. Während ihnen der Krieg das große „Warum" an den glutbehauchten Himmel malte, hatten sie die Antwort schon gelebt.

*

Die Männer, die 1918 aus den Gräben stiegen, um in jene fremden Bezirke zu marschieren, die sich ihnen in tristen Empfängen als die dankbare Heimat vorstellten, hatten erwartet, das wiederzufinden, was in den übersonnten Tagen der Vorkriegsjahre zweckhaft und wertvoll war und worauf sich auch ihre Wünsche einstmals zielstrebig gerichtet hatten. Was sich nun den Blicken der Zurückkehrenden darbot, war nicht einem Bestehenden entsprungen, das durch den Krieg hinübergerettet wurde, war auch nicht einem neuen geistigen Inhalt tributär, sondern war ein anderes, trümmerreiches Schlachtfeld, auf dem mit anderen strategischen Einheiten nach anderen Gesetzen um die eigentliche Entscheidung des Krieges gekämpft wurde. Das Reich, von den Fängen des Krieges nur gestreift, hatte keine Verwandlung der Substanz, nur eine der Struktur erfahren. So ermangelte es der Unbedingtheit seiner Forderungen. Das Ende des Krieges hatte keine eindeutige Lösung gebracht, keine Antwort gegeben, aber es hatte alle Fragestellungen verschärft. Die ungelösten Probleme, die seit Beginn der Geschichte im deutschen Organismus verkapselt lagen, schnellten auf einmal in in den Mittelpunkt ihrer Bereiche. Was an Ideologien und Traditionen noch irgend wirksam sein konnte, meldete wie auf einen Schlag seine Ansprüche an. In die gärende Masse stießen die Heimkehrer des großen Krieges. Sie standen sofort unter dem Zwang des Wirkens. Das Heer atomisierte sich, es mußte auseinandergehen, nicht weil ein unbekannter und gleichgültiger Demobilmachungskommissar die Auflösung in die Wege leitete, sondern weil die harte Gemeinschaft der Front nur für die Landschaft des Krieges gültig sein konnte. Mit dem Zerbrechen aller Formen mußte auch diese Form zerbrechen. Die Männer, die der Krieg niemals entließ, die ihn immer im Blute tragen werden, weil sie durch ihn dem Kern der Dinge näher kamen als je eine Jugend zuvor, erfuhren durch ihn auch ihre eigentliche geschichtliche Aufgabe. Sie kamen als Schweifende, als Heimatlose und pochten an die Tore, die sich ihnen nur widerwillig öffneten. Sie gelangten in alle Lager und alle Bezirke, sie wirkten überall. Allenthalben hinterließen sie ihre Spuren und waren doch nicht greifbar, sie wurden von keiner Statistik erfaßt und eingeordnet, sie gehörten keinem geheimen Orden an, sie gehorchten keiner einheitlichen Parole. Aber wo sie waren, wo sie heute noch sind, da haben sie einen Kreis bebender Unruhe um sich gezogen, den sie, wo sie auch stehen mögen, immer wieder vortragen, unzufrieden aber

von einer Unzufriedenheit, die brennt und bohrt und so zu Schichten gelangt, deren Einsturz eine tiefgreifende Veränderung der Oberfläche erzwingt. Sie tragen einen Hauch der abenteuerlichen Welt, aus der sie stammen und der sie sich verbunden fühlen, in das Land, das sie erobern wollen. Nicht immer wissend um die Besonderheit ihres Schicksales kommen sie dem Sinn unserer drängenden Epoche sehr nahe, sie wurden tauglich als Träger, als Werkzeuge der Verwandlung, die sich nun in größerem Rahmen vollzieht, durch ihren heißen, gefährlichen Atem, durch den wütenden Ernst, die zielende Kampflust, durch den hohen Gehalt an Sprengstoff, den der Krieg in ihre Herzen getragen. So konnte es kommen, daß zu gleicher Zeit an hundert verschiedenen Orten plötzlich dieselben Gedanken ausgesprochen wurden, daß sich auf allen Gebieten plötzlich dieselben Erscheinungen einstellten, die gleichen Forderungen laut wurden, die gleichen Veränderungen vollzogen. Dabei hatte die heimliche Schar, die das Gesicht ihrer Zeit stärker bestimmt, als sie es selber weiß, nicht zu ihrem Worte gefunden. Was auch immer geschah war unartikuliert. Wo aus ihren Reihen vereinzelt der Ruf nach ihren Rechten erklang, verhallte er ohne Echo. Eine eigentümliche Scham verhinderte sie, die „Generation des Krieges" mit einheitlichem Anspruch in die Welt der bürgerlichen Wertungen zu schieben; aber da es sich bei dem geistigen Aufbruch, der sich allerorten anzeigt, nicht um Generationen und den Kampf von Generationen handelt, sondern um Ideen und das Ringen der hinter ihnen stehenden realen Kräfte, bestätigte es sich, daß die Aufgabe bei den Einzelnen verblieb und daß das Tun der Einzelnen bereits in den kleinsten Bereichen zu jener Klärung und Läuterung führte, welche die Ideen erst reif macht, Wirklichkeit zu werden. So verblieb die unsichtbare, atomisierte Reservearmee hinter den Hügeln, wartend auf den letzten Einsatz und vielleicht vergeblich wartend, von spärlichen Hoffnungen genarrt und doch bereit, in sich Kämpfe auszutragen, die sich auf allen Ebenen schon meldeten. Von ihr aber zweigte sich der verlorene Haufe, sonderten sich die Männer, die ein volles Ja setzten hinter ihr Schicksal, die da wußten, daß jetzt gekämpft werden mußte, gekämpft um jeden Preis. Diese hatten den Geist der Reserve nicht, sie lebten Sturm, sie warfen sich mit allen ihren Fahnen in das Ringen um das Reich. Und in diesem Ringen wurden sie auch aufgerieben.

*

In manchen Museen werden unter den Waffen des späten Mittelalters auch die Biedenhänder gezeigt, lange, übermannshohe Schwerter, mit gewaltiger, breiter, manchmal in kurze Wellen geschweifter Schneide und einem in Kreuzform gefügten Griff. Die Männer, die dies Schwert trugen, mußten es, um einen Schlag zu führen, mit beiden Fäusten packen und hoch über dem Kopfe schwingen. Der Biedenhänder aber war die einzige Waffe der Kämpfer des verlorenen Haufens.

Die ersten Landsknechtsheere hatten in ihren Gefechten mit der Ritterschaft eine besondere Kampfform angenommen. Die ersten Glieder der anrückenden Phalanx schlossen sich eng zusammen und legten die langen Spieße vor, so eine unbezwingliche, lanzenstarrende Mauer bildend, gegen die vergeblich die gepanzerten Reiter anstürmten. Diese Kampfform behielten die Fußheere bei, auch wenn sie sich im Felde mit anderen Landsknechtsheeren trafen, die in derselben Ordnung vorrückten. Mit drohendem Gerassel schoben sich die Haufen aneinander und verhielten; denn zwischen den beiden stacheligen Klumpen schwärmten nun die verlorenen Haufen, die Männer mit dem Biedenhänder, deren Aufgabe es war, Bresche zu schlagen in die feindlichen Reihen. Das ungefüge Schwert aber erlaubte nur einen einzigen Schlag. Der mußte gelingen, sonst fiel der Kämpfer, von den Spießen durchbohrt. War aber die Bresche geschlagen, dann war die Aufgabe des verlorenen Haufens erfüllt und die erste Bedingung des Sieges gegeben.

Wenn in alten Berichten erzählt wird von einem, der erfüllt war vom höchsten Mute oder von der höchsten Verzweiflung, dann heißt es von ihm: Er meldete sich zum verlorenen Haufen.

*

Der Krieg war zu Ende, aber die Krieger marschierten immer noch. Wo in dem Schauspiele voll wirrer Chaotik die Pole sich berührten, standen sie, allein sichtbar, im Flackerscheine der Entladung. Das Land kochte, alle Begriffe und alle Grenzen waren gefährdet. Aufruhr und Abenteuer ließen alles, was in Deutschland noch glaubte, für diesen Glauben auf die Schanzen treten. Mancherlei Feldzeichen flatterten, um die sich die verlorenen Haufen drängten. Keine der sich bekämpfenden großen Gruppen konnte auf eine kriegerische Vertretung verzichten. In den Revolutionskämpfen der Reichshauptstadt sammelten die sozialistischen Parteien aller Färbungen eigene Schutz- und Kampftruppen, bildete

das Bürgertum sich seine Einwohnerwehr, scharten sich Aktivisten um junge und entschlossene Führer. Die neue Regierung des Reiches aber warb unter der Parole: „Für Ruhe und Ordnung" und unter Berufung auf die Nation Freiwillige, stützte sich auf die Autorität der von den neuen Machthabern bis dahin gehaßten und bekämpften Offiziere des alten Heeres und stellte Formationen auf, die sich aus den heimkehrenden Frontkämpfern rekrutierten. Gerade die Farblosigkeit der Parole aber und ihr für das ermüdete Land angenehmer Sinn bewirkte, daß der größte und ausschlaggebende Teil der Kämpfer des deutschen Nachkrieges hier seine erste Ballung erhielt. Denn die zu erfechtenden Werte Ruhe und Ordnung standen völlig außerhalb der geistigen Bezirke, um die in Wahrheit gerungen wurde. Keiner der Krieger glaubte an die Möglichkeit der Befriedung einer Zeit, deren Sinn offensichtlich im Bewegenden lag. So gewährte die Parole „Für Ruhe und Ordnung" vor allen Dingen einmal die Aussicht auf Kampf. Der Kampf aber hat seine eigenen Gesetze. Was für den Krieg gültig war, blieb auch für den Nachkrieg bestehen.

Einen besonderen Anreiz bei der Fahne zu bleiben bot für die Fronttruppen auch die Möglichkeit, den an der Front erfahrenen Wert der Kameradschaft weiterhin zu erhalten. Das ursprüngliche Gefühl für die Gemeinsamkeit des Erlebens ließ viele die Heimat bei der Truppe finden. Diese Gemeinsamkeit trug ihre Folgerung in sich. Die Kameradschaft des Krieges gewann ihren höheren Sinn nur hinzielend auf die Nation — wie die Solidarität der Arbeit den ihren nur hinzielend auf den Sozialismus. Da es in den Kämpfen des deutschen Nachkrieges um den Bestand des Reiches ging und somit um eine Voraussetzung der Nation, behielt die Kameradschaft für die marschierenden Kolonnen zumindest die Bedeutung eines fruchtbaren Bodens, in dem die Keime mancherlei urtümlicher Bindungen zur Entfaltung gelangen konnten. Die Männer, die als Einzelne die Lebensprobe des Krieges bestanden hatten, lernten gleichzeitig sich durch die Umwelt zu begreifen und entfernten sich dergestalt von der kennzeichnenden Haltung der Menschen der Vorkriegszeit, die die Umwelt nur durch sich begriffen. So schmiegte sich die erlebnisbedingte Gebundenheit der Freiwilligen wieder an die eine große Linie, die geradlinig zu jener Form einer kollektivistisch-sozialistischen Einstellung führt, die man preußisch zu nennen einigen Anlaß hat, und die aus der entscheidenden geistigen Situation der Zukunft nicht gut hinweggedacht werden kann.

Der Appell der Reichsregierung und des Bürgertums an die Verpflichtung zur Nation konnte bei den Soldaten seine Wirkung nicht verfehlen. Aber da sie unter der steten Androhung des Todes gelernt hatten, unbestechlich zu sein, vertrauten sie den Weisheiten und Wahrheiten der Stunde so wenig wie denen, die mit ihnen hausieren gingen. Gerade weil sie die Unbedingtheit ihrer Verpflichtung an die Nation anerkannten, waren sie keinen Augenblick bereit, den zufälligen Repräsentanten der Nation jene Gefühle entgegenzubringen, aus denen den Regimentern der königlichen Heere der Vorkriegszeit die magische Kraft der Tradition erwuchs. Regierungstreue Truppen hat es entgegen den „amtlichen Verlautbarungen" im deutschen Nachkriege bis zur Bildung der Reichswehr — und vielleicht auch noch lange Zeit später — niemals gegeben. Gerade der völlige Mangel an Bindungen jener Art, die der alten Armee den eigentümlichen Glanz verliehen, mußte bei den Formationen des Nachkrieges zu einer scharfen Reaktion führen, die sich etwa so ausdrückte wie bei einer der markantesten Truppen, der Marinebrigade Ehrhardt, welche bis zu ihrer Auflösung als rein militärisches Gebilde ihren besonderen Stolz darein setzte, der Armee von 1914 in Haltung, Disziplin und Kampfwert möglichst nahezukommen. Aber dies Beginnen mußte im Grunde scheitern, es stellte letzthin den Versuch einer Verfälschung dar, der sich freilich nicht rächte. Die Freikorps waren lebendigere Einheiten als die Regimenter der alten Armee. Die ganze Art ihrer Entstehung und ihrer Zielsetzung bedingte den Unterschied. Während in allen Bereichen, einschließlich denen der Politik, die alten Männer und Gesichter langsam durch den Dunst der Revolutionswirren wiederauftauchten und mit geschmeidigen Konzessionen an die anscheinend veränderten Verhältnisse sich wieder in Rang und Würden schoben, sammelten sich die Freikorps um junge und kühne Führer, die plötzlich da waren, bis dahin vielleicht nur beim engeren Stamm der Formationen bekannt und berühmt, und die mit einem Fonds an vertrauenbindender Energie an ihre Aufgaben gingen, welcher jeden überraschen muß, der sich noch nicht die Mühe machte, über die Elemente des Führertums nachzudenken. Die große Anzahl von Pour le mérite-Trägern in den Freikorps kann die Tatsache nicht verschleiern, daß sich hier Gestalten in einen Raum drängten, zu einer Verantwortung, denen seit den Befreiungskriegen in Deutschland die Schlüssel zu ihren Positionen niemals gereicht worden wären. Es ist aber das Kriterium einer neuen Bewegung, daß mit

ihr sich Namen und Männer herausstellen und in beherrschende Stellen gelangen, die vorher einfach „unmöglich“ waren. Selbst die jüngsten unter den neuen deutschen Staatsmännern waren Leute, die jahrelang das Pferd der Politik in allen möglichen Reitbahnen getummelt hatten; hier aber stellten Leutnants und Oberleutnants auf einmal Regimenter auf. Und in diese Regimenter, die, wie die Formationen des letzten Kriegsjahres, alle Waffen in sich vereinigten und so zu selbständigen Korps wurden, strömten Freiwillige ein, nach Herkunft und Wollen so buntscheckig wie ihre Uniformen, Studenten und Bauern, Patrioten und Arbeitslose, Offiziere und Angestellte, Abenteurer und Landsknechte, ewige Soldaten und Aktivisten, alles aber Männer, die zumindest ein einheitlicher Gedanke band, der einer Verneinung des durch die Revolte geschaffenen politischen Zustandes — in Deutschland und in der Welt. Durch ihre politische Haltung aber unterschieden sich die Freikorps ganz wesentlich sowohl von den Regimentern der alten Armee als überhaupt von allen politischen Gruppen des Nachkrieges. Denn jedes politische Denken der Freikorpssoldaten entsprang einem Sein, keinem Meinen. Es war von keinerlei Systemen, Programmen oder Dogmen bestimmt, es richtete sich nach keinen Verkündigungen, es fand keinen Raum innerhalb der umzäunten Felder von Parteien und Verbänden. Diese Männer waren entschlossen, auf keinen Fall und mit keinen Mächten zu paktieren; sie verzweifelten niemals, aber sie setzten auch ihren Glauben an nichts als an sich selbst. Der geistige Inhalt, der diese Trupps sich ihre eigenen Fahnen schaffen und sie diesen Fahnen überallhin folgen ließ, kann nicht umrissen werden. Er bildete sich fluktuierend, wandelbar um einen als absolut erkannten Kern, um die Nation als zentralen Wert, als metaphysischen Zwang, dessen Gesetze jegliches Handeln diktieren mußten. So zogen die marschierenden Heerhaufen des deutschen Nachkrieges ihre Kraft aus einer Quelle, deren Unvergänglichkeit ihnen nicht erst bewiesen zu werden brauchte. Diese Kraft ließ sie gleichgültigen Befehlen gleichgültiger Männer gehorchen, und ließ sie wiederum zum Aufstand gegen diese Befehle und gegen diese Männer schreiten. Diese Kraft gab ihnen die Sicherheit ihres Tuns, härtete ihre Gemeinschaft, beseelte ihren Glauben. Sie wuchsen zusammen durch den Haß, der ihnen entgegenschlug, sie pflanzten sich ihre eigenen Symbole und schufen sich ihre eigenen, eifersüchtig gepflegten Traditionen. Einzig der Wille der jungen Führer wurde anerkannt, und dieser Wille wuchs

wiederum aus jener motorischen Kraft, der die Mannschaft zueinander finden ließ.

Gleichwie sich die innere Zwangsläufigkeit des Entstehens der Freikorps aus der geistigen Situation des Frontkämpferheeres und der Wirre des Reiches durch die Haltung der Nachkriegssoldaten offenbarte, zeigte sich die äußere durch die Fülle der Aufgaben an, die sofort diesen Soldaten den festen Grund verlieh, auf dem sich gut marschieren ließ. Manche Formationen wurden schon eingesetzt, bevor sie fertig gebildet waren. Sie erlangten nicht nur ihren Ruf, auch ihre Struktur während des Kampfes. Während die Soldaten hinter schnell getürmten Barrikaden hockten, während sie in blitzschnellen Aktionen Stadtviertel säuberten, Posten besetzten, die Herrschaftsverhältnisse in den Städten veränderten, fanden sich die Kompagnien. Selbständige Patrouillen schlossen sich zusammen, eroberte Waffen kamen zu mitgebrachten, die Wagen und Geräte rollten aus gestürmten Magazinen, die Kassen füllten sich mit beschlagnahmten Geldern, die Pferde wurden heimlich aus Depots geholt, bevor sie verschoben werden konnten. Und die Korps marschierten grau in grau in langen Kolonnen, in den Vorstädten jubelnd begrüßt, bald beschossen in den Zentren und Werkanlagen; sie stießen strahlenförmig nach Berlin hinein und sicherten die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung; sie zogen einen Kordon rund um Weimar und sicherten die Nationalversammlung selbst; sie schlossen Bremen ein und besetzten die aufrührerische Stadt; sie schlugen sich in Halle, in den Städten Mitteldeutschlands mit den Aufständischen herum; sie kämpften mit den Dachschützen der Berliner östlichen und nördlichen Vororte; sie befreiten München von der Räteherrschaft; sie marschierten nach Hamburg, nach Braunschweig, nach Leipzig; sie lagen in den weiten, fast vergessenen Ebenen des Ostens und knallten sich mit den eindringenden Polenbanden herum; sie sicherten die Grenzen, verteidigten die aufgegebenen Provinzen, erstickten den ersten polnischen Aufstand in Oberschlesien; sie wurden in erbitterten Gefechten zwischen den Halden und Schächten des anarchistischen Ruhrgebietes fast aufgerieben; sie traten als erste deutsche Bataillone im Baltikum den Vormarsch an.

Geworfen von Stadt zu Stadt und von Grenze zu Grenze, an keinen Standort gebunden und an keine Etappe, bei stetig wechselnder Aufgabe und bei unberechenbarem Widerstand erfuhren die Korps ihre Schlagkraft und ihre Technik. Sie waren für alles

verwendbar. Sie fochten in Straßenkämpfen und völlig kriegsmäßig auf offenem Feld; sie taten Polizeidienste und Zolldienste, sie wurden zu Notstandsarbeiten verwandt und zu Ehrenwachen. Sie standen immer dort, wo die letzten Leidenschaften die Zone des Redens und Verhandelns durchstießen und in den legitimen Raum einbrachen. Und gerade dort, auf Ebenen, zu denen der Schall der Befehle, Gesetze und Verordnungen kaum mehr drang, wurde die konstruierte Bindung an jenes Deutschland der Ruhe und Ordnung völlig unwirklich. Immer von neuem stand der Freikorpsmann vor Entscheidungen, die der Gegner allein durch die Tatsache seines Angriffes herantrug. Immer von neuem wurde er auf unersetzliche Augenblicke mit dem deutschen Schicksal selber in Verhaft gesetzt. Denn in allen diesen Kämpfen schnellte die Fragestellung auf, die, bis heute noch nicht in ihren letzten Verschärfungen herausgestellt, die deutsche Lage unentrinnbar beherrscht und bestimmt. Ganz außerhalb aller Ordnungen und Ressentiments trafen die Kämpfer aufeinander, die Unbedingten zweier untergeschichteter Ideenkreise. Daß sie aufeinandertreffen mußten, erfüllte zumindest die Freikorpsmänner mit einem gewissen Bedauern. Keinem von ihnen fiel es ein, im Prinzip arbeiterfeindlich zu sein. Wohl traten sie an, voll Ekel über die schwung- und ideenlose Revolte, aber von vornherein bejahten sie das Recht der Arbeiterklasse zu einem Kampf um die Beseitigung des kapitalistischen Systems. Wenn auch, insbesondere bei vielen Offizieren, der Wunsch mitbestimmend war, das Bürgertum als wesenhafte Kulturschicht zu retten vor dem Ansturm namenloser und begehrlicher Massen, so zeigte sich doch schon in den ersten Tagen der Revolutionswirren, daß dies Bürgertum nicht mehr bestand oder doch eine weitreichende und nicht vorteilhafte Verfälschung erfahren hatte. Die Gegensätzlichkeit der Haltung des Bourgeoistums auf der einen und des Kriegertums auf der anderen Seite war deutlich genug zu erkennen, um die Rettung eines Besitzstandes, zu dem die Freikorpsmänner keinerlei Beziehung hatten, durchaus unschmackhaft zu machen. Aber während des Ringens schälte sich das anfangs nur dumpf geahnte Gefühl immer klarer heraus, daß die zum Aufbruch schreitenden Massen der Arbeiter sich grundsätzlich in einem Punkte nicht von ihren sogenannten Bedrückern unterschieden: beide Teile versagten sich der Nation. Die Aufständischen fochten von Anbeginn unter der antinationalen Parole. Dadurch machten sie es den Soldaten unmöglich, für sie zu optieren. Andererseits war die tatsächliche Wir-

kung des Einsatzes der Freikorps nicht zu verkennen. Die dynamischen Kräfte auf beiden Seiten verbissen sich ineinander, die Nutznießer bestimmten allein durch ihr Gewicht die Lage, die neue Oberschicht konnte sich ungehindert festsetzen und durch Kompromiß und Interessenausgleich eine Ordnung stabilisieren, um die im Grunde gar nicht gerungen wurde. Die Energien der aufstrebenden Klasse wurden durch die wechselseitig bedingte falsche Frontstellung gebunden, wie der glühende Aufbauwille der Soldaten des deutschen Nachkrieges durch sie gebunden wurde. Überraschend schnell, schneller als bei der revolutionären Arbeiterschaft, wurde dies bei den Freikorps erkannt. Der Marsch ins Baltikum, das Drängen zum Kampf im Grenzschutz des Ostens, die wütende Stellung der Korps zu der beabsichtigten Annahme des Friedensvertrages sind deutliche und von den Soldaten auch betonte Symptome für ihre Weigerung, länger andere Geschäfte zu besorgen als die der Nation. Die Formationen beriefen sich immer wieder darauf, daß sie ausdrücklich zum Grenzschutz angeworben wurden. Immerhin trugen die späteren Bekundungen der Freikorpsmänner über ihren Kampf mit den Revolutionären der Arbeiterklasse keineswegs den Hauch einer Rechtfertigung. Ihr während der Kämpfe allein durch die Haltung bestimmtes Wollen erhielt seine Formulierung, als die Gemeinschaften als rein militärische Gebilde aufgehört hatten zu bestehen. Die Erkenntnis, daß die Begriffe Nationalismus und Sozialismus einander nicht ausschließen, sondern sich sogar bedingen, führte zu dem Schluß, den damaligen Kampf als eigentliche geschichtliche Sendung zu bejahen. Denn der Sieg des Sozialismus als letzte Steigerung des Liberalismus, wie er sich in den Jahren der Revolution darstellte, hätte nach der Argumentation der Freikorpsleute nicht nur zur Auflösung der Form der Nation geführt, er hätte auch, da der Marxismus nur als Gegenkomponente des Kapitalismus begriffen werden kann, nur eine Stufe der Realisierung erreichen können, die bereits im Wesen des Kapitalismus begründet und zu berechnen ist, — und damit sich gegen die revolutionäre Arbeiterschaft selber gewendet. Diese Art des Denkens ist bezeichnend für den politischen Gehalt, der unter dem Druck täglicher Forderungen innerhalb der Freikorps entstehen konnte. In diesen kleinen selbständigen Organismen, die fechtend durch Deutschland zogen, entstand eine eigene, völlig unmittelbare Ideologie, bei der das Fehlen jeglicher Sentiments auffällt. Natürlich verschärfte sich so der Gegensatz zwischen den mannigfaltigen Bestrebungen aller

politisch wirkenden Bereiche und der kriegerischen Vertretung des durch ihr Zusammenspiel neugebildeten Staates, ein Gegensatz, der die Freikorps erst unbequem, dann mißtrauenswürdig, dann gefährlich machte. Der erste Vorstoß einer Truppe gegen die Machthaber des Staates selbst, der Putsch der Marinebrigade Ehrhardt, trug bereits Züge, die auf ein politisches Wollen hindeuteten, das, wenn auch nicht klar umrissen, so doch jedenfalls durchaus neu und darum von den Angegriffenen instinktiv als außerordentlich gefährlich erkannt war. Der Marsch von etwa 2500 Mann nach Berlin hatte eine durchschlagendere Wirkung als sämtliche kommunistischen Putsche vorher, die doch mit einer rein zahlenmäßig sehr viel bedeutenderen Macht operierten. Als die politischen Exponenten des Putsches unter Führung Kapps zum entscheidenden letzten Atemzuge nicht mehr die Kraft fanden, blieb der eigentümliche Gehalt der Truppe unberührt, ja, er erfuhr sogar noch seine innere Durchbildung. Das Scheitern des Putsches wurde von der Truppe in den sich stetig mehrenden Bestand ihrer Erfahrungen eingeordnet als ein überzeugendes Beispiel, daß weder das Wesen der Männer, noch die Mittel und Zielsetzungen, noch das Ethos der Vorkriegszeit geeignet waren zur Gestaltung der brennenden Gegenwart. Der Wert der Aktion aber konnte von ihr anerkannt werden als die letzte und einzige Gegenwehr gegen den Sturz der alten Macht, die mit dem verächtlichen Ende dieses Systems ein wenig versöhnen mußte. Daß der Putsch innerpolitisch reaktionär war, ist eine Tatsache, die von der Truppe nie geleugnet wurde. Sein Zusammenbrechen machte der jungen Mannschaft den Weg zu eigenen politischen Gedanken erst völlig frei. Auch der zweite gewaltsame Griff nach der Macht, im November 1923, war nicht denkbar ohne die Verwandlung der politischen Begriffe, die sich innerhalb der Freikorps in den ersten Jahren des Nachkrieges vollzogen hatte. Daß auch dieser Putsch zumindest verfrüht war, die von den Freikorps und ihren Neubildungen verursachte fortschreitende Verlagerung der politischen Kräfte zu optimistisch beurteilt wurde, ist von der Bewegung, die ihn vortrug, unbedenklich zugegeben worden, und sein Scheitern hat ihr nur einen oft betonten Nutzen gebracht.

Im ganzen vermitteln die Freikorps und alle ihre Aktionen sehr sehr eindringlich ein Bild von der Verwirrung der Epoche, in die sie hineingestellt waren und in der sie allein ihren eigentümlichen Funktionen anheimgegeben sein konnten. Durch sie setzten sich die letzten Ausstrahlungen wirkender Energien in Ereignisse um. Ob

sie unter den alten Farben und Fahnen durch die Städte zogen und in selbstgewählter Ehrbezeigung für das schimmernde Heer von 1914 paradierten, oder ob sie als Ordnungstruppen sich mit fanatisierten Scharen herumschossen und in erbitterten Kleingefechten Aufstände unterdrückten ohne Dank und Lohn, ob sie in langen Schützenschnüren in den weiten Feldern des Ostens die Grenze feststeckten, bis zu der nach dem Niederbruch die Kraft des Reiches noch wirkend war, oder ob sie als versprengte und verlorene Haufen im Baltikum in eine neue Ebene der Hoffnung stießen, immer gewährt das Ergebnis ihres Tuns wie das Tun selber retrospektiv ein aufschlußreiches Bild von dem Grad der Kräfte des Parallelogramms. Das Gewirr der Komponenten aus Wünschen und Verzichten, aus Träumen und Zwangsläufigkeiten, aus Ideen und Tatsachen, welches die Spannungen erzeugte, die sich in den Aktionen der Korps entluden, aber läßt wohl die Art der Erfolge begreifen, nicht jedoch Schlüsse auf ihre Wirkung zu.

*

Aus dem Worte des Generals Clausewitz, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei, wurde oft der Schluß gezogen, die Politik sei somit auch eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. In der Tat hat der große Krieg durch den Akt einer Unterschrift kein Ende gefunden. Daß der Ausgang des Krieges auf der ganzen Welt nicht als endgültig gewertet wird, beweist schon die gern gebrauchte Formel von einem Frieden ohne Sieger und ohne Besiegte. Nicht nur die Nutznießer und Konstrukteure des Friedensvertrages, auch die Krieger aller Völker wurden von Gewalten, die ihrer Kontrolle entzogen waren, um das eigentliche Ziel ihres Wollens betrogen. Die Geschichte duldet keine Verschwendung ihrer Kräfte. So wirkten auch die in den starren Fronten des Krieges nicht verbrauchten Kräfte im Nachkriege weiter und schufen sich, wo sie nicht als Mittel der Politik eingefangen wurden, ihre eigenen Bereiche, aus denen die Krieger in eigener Sendung aufbrachen. Dieser Aufbruch konnte nach dem Kriege in Rußland durch die Rote Armee des Bürgerkrieges, in Italien durch die Schwarzhemden Mussolinis eine dem Wesensgehalte der betreffenden Völker gemäße Verwandlung der nationalen Lage herbeiführen. In den Ländern des Westens konnte er einen gewissen Grad der Mitbestimmung erzwingen, wie etwa in Frankreich durch die Action française oder in den Vereinigten Staaten

durch die amerikanische Legion. Immer aber war dieser Aufbruch mehr oder weniger tief revolutionär fundiert. Das zeigte sich wenn nicht in der veränderten, so doch in der weitaus stärker betonten letzten Zielsetzung, die auf einmal die innen- wie außenpolitische Diskussion der einzelnen Völker beherrschte. Das Kriterium jedes nationalen Wollens ist der unbedingte Glaube an eine weltgültige Mission — der allen nicht durch die Blutprobe des Krieges geschrittenen Völkern völlig ermangelt. Durch die Gewißheit, daß die im großen Kriege angekündigte Entscheidung noch nicht gefallen war, durch die Haltung der um den Sinn ihres Kampfes ringenden Krieger selbst zwang sich der Missionscharakter der einzelnen nationalen Ideologien schärfer als je heraus. Der Ideologien, denn nicht in jedem Falle war der Missionsgedanke rein aus den volkhaft bedingten Elementen der einzelnen Nationen gewachsen. So ist der Bolschewismus nicht eigentlich der Missionsgedanke des Russentums, sondern die russische Ausdrucksform der marxistischen Ideologie, mit der die sich allmählich gestaltenden russisch-nationalen Elemente die westliche Überfremdung durch die innerhalb des Westens selber gebildete Abwehrkomponente verdrängt haben. So sieht zwar der Faschismus in seinen letzten befreienden Träumen das Lateinertum als weltbestimmende Gewalt wiedererstehen, mußte aber den Einbau der Kirche als tragenden Pfeiler des mächtigen Gewölbes vorbereiten und so wiederum die Verfälschung riskieren, die das Lateinertum schon einmal aus der Richtung warf. So greift der französische Nationalismus über die Parolen von 1789 nicht hinaus, gründet also seine Mission auf eine überkommene Ideologie, welche Tatsache ein helles Licht wirft auf das heutige Maß der französisch-nationalen Kräftedynamik, und kommt so durchaus folgerichtig zu jenem Glauben an eine beglückende Berufung, den wahren Geist der Demokratie über die Erde auszustrahlen und machtpolitisch zu fundieren, — während die Amerikaner gesättigt auf die sichtbaren Beweise ihrer besonderen Begnadung pochen, und unter Verzicht auf jede andere Beglaubigung schlicht auf die Macht der wirtschaftlichen Tatsachen verweisen, deren Schlüssel eben in Gods own country gelegt seien, und die Briten, auf das jus possessionis gestützt, sich gelassen auf die Erhaltung des Imperiums beschränken.

Langsamer und schwerer fallen die dumpfen Schläge, die den Rhythmus des deutschen Schicksals bestimmen. Aus tieferen Schichten kommen den Deutschen die Träume und strahlen in fernere Zeiten und Welten. Ernster muß um ihre Gestaltung gerungen werden,

und sie heischen stärker gefühlte Verpflichtung. Das Imperium germanicum, der Sieg der Deutschheit über die Erde, strich als glühender und letzter Traum zuerst durch die Herzen der Besessenen der deutschen Revolution, der Freiwilligen des deutschen Nachkrieges.

*

Da der Soldat entschiedener lebt, zeigen sich ihm auch die Verwandlungen des Lebens entschiedener an. Jeder veränderte Gehalt hat auch eine veränderte Wirkung zur Folge. Die Zeiten, in denen sich alle Kräfte zur nahen Entscheidung ballen, zeichnen sich durch die Härte ihrer Forderungen an Ideen und Männer aus. Nichts ist so bezeichnend für das Gefühl und die Erfahrung ihrer besonderen Art als Werkzeuge des Zeitwillens, wie die Sucht der ewigen Soldaten, sich in verwandtschaftliche Beziehungen zu setzen mit den kühnen Gestalten der deutschen Geschichte, die einer ähnlichen Aufgabe lebten wie sie selber. Die Brigade Ehrhardt nähte sich ein Wikingerschiff als Abzeichen an die Ärmel, die Baltikumer spürten sich durchaus auf den Spuren der Ordensritter, hanseatische Freikorps sangen das Seeräuberlied Störtebeckers, die Namen Schill und Lützow prangten auf manchen Fahnen und Standarten. Aber am meisten wurde doch von den Soldaten selber wie von den erschreckten Bürgern für die Freiwilligen die Bezeichnung „Landsknechte" angewandt.

Der frundsbergische Landsknecht wie der tapfere Soldat des Dreißigjährigen Krieges verkaufte sich an die Herren, für die er kämpfte. Er verkaufte sich mit Leib und Leben, und das ist immer noch edler, als wenn man nur Gesinnung und Talent verkauft. Er verkaufte sich an viele Herren, an jene, bei denen er mit seinem Einsatz am meisten Beute zu machen glaubte. Das Risiko war immer spielerisch, der Einsatz hatte spielerischen Sinn. So wurde für den wohlanständigen Bürger der Landsknecht eben dieses Sinnes wegen eine gefürchtete und verächtliche Figur, deren verabscheuungswürdigstes Merkmal eben dieselbe händlerische Gesinnung war, die dem Bürger seine eigene Macht erwachsen ließ. Im Grunde sah immer der Bürger im Landsknecht doch sein eigenes groteskes und verzerrtes Spiegelbild und spürte die gleiche Scham, wie sie etwa der Mensch verspürt, wenn er den Affen sieht. Der „Landsknecht" des deutschen Nachkrieges aber verkaufte sich nicht. Er verschenkte sich. Und zwar an eine Idee. Und er verschenkte sich mit tödlichem Ernst. Ganz gewiß war es so, daß diesem tödlichen Ernst eine gute Dosis prachtvoller Unbekümmert-

heit beigemengt war, daß nicht blutleere Überlegungen bei ihm den Einsatz zeitigten, sondern lachende Lust am Draufgehen. Aber diese „Landsknechte" waren Männer, ihres Wertes bewußt und sich bewußt der sinnlosen Leere eines Lebens ohne heldenmütige Hingabe an das Leben; die größte Hingabe an das Leben aber ist seine kraftvolle Erfüllung, ist der Mut, es um seiner und der Idee willen wegzuwerfen. Viel eher also mag ein Vergleich passen mit den Eisenköpfen Cromwells oder mit den Kriegern Gustav Adolfs. Immerhin hatten sowohl die Kriege als auch die kriegerischen Gemeinschaften der Freiwilligen landsknechtsmäßige Form. Sie wie die Landsknechte hatten keine andere Heimat als die Fähnlein, denen sie folgten. Sie wie jene waren gebannt nicht durch die gültigen Parolen des Tages und die versiegelten Ordres aus fernen Hauptstädten, sondern durch den Willen des verehrten Führers, dessen Namenszeichen oft genug die Haufen zusammenhielt. Sie wie jene hatten die schweifende Unruhe, den Willen zum Selbstverzehr, spürten den unsagbaren männlichen Reiz steter und gesuchter Gefahr. Sie wie jene genossen die Verachtung der Seßhaften, der Pausbäckigen, und erwiderten sie, da sie an Lagerfeuern und im Feldquartier, in heißen Gefechten und auf langen Märschen ihre eigene Wesensform erfuhren und die Begriffe und Wertungen der geschätzten Anderen hohnvoll zerbrachen. Sie wie jene endlich waren zwischen zwei Ordnungen gestellt, zwischen die alte, die sie vernichten, und die neue, die sie schaffen halfen, ohne in einer von ihnen Platz zu finden für ihre gefährliche Wesenheit.

Den schärfsten Anreiz zu Vergleichen mit den mittelalterlichen Landsknechtsheeren boten aber die Freikorps natürlich durch ihre äußere Erscheinung. Das alte Heer, ein sinnvoll gefügter Organismus, in den die junge Mannschaft des ganzen Volkes einströmen konnte, die Macht des Reiches nach außen hin eindrucksvoll repräsentierend, wurde abgelöst von kleinen, wendigen Haufen, die, durch irgend eine gefällige Besonderheit zusammengehalten, sich noch am wenigsten durch einen vergleichsweise hohen Sold von den alten ruhmvollen Regimentern unterschieden. Der Sold, die Löhnung in Höhe eines guten Arbeitsverdienstes, war den Freikorpsmännern niemals primäre Angelegenheit; und von den Freikorps kann hier nur die Rede sein, nicht von jenen großen Truppenkörpern, die später zusammengeschlossen die Reichswehr bildeten, Truppenkörper, die eigens von der besorgten Reichsregierung zu diesem Zweck geworben und vielfach, soviel bekannt nur

mit Ausnahme des freiwilligen Landesjägerkorps, mit den Stämmen der Garnisonen des alten Heeres gebildet wurden. Die Freikorps aber hatten insgesamt einen Mannschaftsbestand von höchstens 50—70 000 Mann, eben jenen, der bei der im Friedensvertrag festgesetzten Herabminderung des deutschen Nachkriegsheeres auf 100 000 Mann nach dem Kapp-Putsch und den Kämpfen des Jahres 1920 im Ruhrgebiet ohne allerdings auch nicht geforderten Dank aufgelöst und entlassen wurde. Schon die geringe Anzahl der Freiwilligen konnte den Freikorps nicht jene tragende Verbundenheit mit den breiten Massen des Volkes vermitteln, die beim alten Heere selbstverständlich war. Gerade das aber gab den Korps den Charakter des Abenteuerlichen, der sie auch den vollgültigen Vertretern der alten Armee ausgesprochen unschmackhaft machte. Vom Stabsoffizier an aufwärts bestand verblüffend wenig Neigung bei den Offizieren, in den Dienst der Freikorps zu treten. Übrigens wurden schon Majore von der Truppe selbst als unzweckmäßige Belastung empfunden.

Die politische Willensrichtung der Korps, ihre naturgemäß andersartige Disziplin, die Art ihrer Rekrutierung, das Fehlen einer Gerichtsbarkeit, die Zusammensetzung ihrer Mannschaft, die neuartigen Anforderungen an das Führertum und die Stellung ihrer Offizierkorps verliehen ihnen das Gepräge von Revolutionstruppen, die sie ja in der Tat auch waren. Sie wurden vor Aufgaben gestellt, die auch die Formationen des alten Heeres binnen kurzem zu einer Veränderung ihrer Struktur geführt hätten, eine Behauptung, die durch das Beispiel der Schutztruppe in Südwest leicht zu belegen ist. Die kämpferische Grundhaltung, die immer der edelste Kern des alten Heeres gewesen, erfuhr in den Freikorps ihre neue, zugespitzte Wertung. Da sie bei ihren verwegenen Aktionen fast immer einer Überzahl, einer durch Masse, Rückhalt und meist auch Ausrüstung überlegenen Mehrheit gegenüberstanden, wuchs der von ihnen bald geformte Zwang, die größere Masse durch größere Härte zu besiegen. Aus Militärpersonen wurden Kriegstechniker, die jede Waffe und jedes Gelände zu beherrschen lernten und den Angriff als die schärfste Waffe einer Minderheit. Die Gewöhnung an schnelles Zupacken wiederum trieb vor der Reife der Gelegenheit zu Aktionen in eigener Sache, die nach ihrem Scheitern leicht genug „Abenteuer“ genannt werden konnten; doch waren diesbezügliche Vorwürfe von den Truppen nichts weniger als schwer zu ertragen. Das rücksichtslose Vorgehen gegen be-

waffnete und unbewaffnete Massen und Gegner, die grenzenlose Nichtachtung vor der sogenannten Heiligkeit des Lebens, die ausgeprägte Neigung, unter keinen Umständen Gefangene zu machen, und endlich jene richterliche Selbsthilfe, die im Kern schon von Anfang an bei der besonderen Lagerung der Verhältnisse in den Freikorps vorhanden war und unter den harten Schatten ständiger Bedrohung bald in schnellen und zweckvollen Akten zur Anwendung kam, verschafften den Korps in den breiteren Schichten der Bevölkerung einen Ruf, der ihrer Isolierung die Untermalung gab. Die Truppen selber aber fühlten sich von den Menschen des Nutzens umzingelt und waren geneigt, ihr Notwehrrecht unbedenklich geltend zu machen.

Dies Notwehrrecht ist den Truppen von der bürgerlichen Umwelt — und nach den gültigen Anschauungen zu Recht — unter Hinweis auf die Freiwilligkeit ihres Dienstes bestritten worden. Die Freiwilligkeit aber führt sich im Kern auf ihre ersten Anfänge in den Großkämpfen des Weltkrieges zurück. Im letzten Jahre des Krieges war durch die mannigfache Gelegenheit, sich dem Einsatze zu entziehen, jeder einzelne Frontkämpfer im Grunde Freiwilliger und empfand sich auch als solcher. Die Pflicht als beherrschender Faktor konnte nach Gefühl, Erfahrung und Einsicht der Einzelnen nicht mehr genügen. Sie erhielt ihre verpflichtende Bedeutung erst durch etwas Zusätzliches, durch die Freiwilligkeit. Dem Frei-Willigen allein wuchs der Heroismus zu, der ihn befähigte, vor dem Ansturm elementarer Gewalten zu bestehen, ihm befahl, in die Grenzen der Verantwortung jene metaphysischen Bezirke einzubeziehen, die das eigentliche Kraftfeld der Nation darstellen. Dieser Heroismus erkannte eine Haftung an, die nicht auf den Erfolg, sondern auf die Erfüllung hinzielte, also schicksalsmäßig bedingt war. Die Freiwilligen des Nachkrieges setzten den Begriff der Pflicht in seiner landläufigen Deutung scharf von seinem urtümlichen Gehalt ab, sich zu einem Zwang bekennend, der noch nicht Ausfluß einer körperlichen und sichtbaren Lebenseinheit war, aber in seiner Gesetzmäßigkeit stark gespürt werden konnte. So bedurfte ihr Tun keiner dogmatischen Rechtfertigung; es knüpfte beinahe unmittelbar an das Handeln vorepochaler Menschen an, deren artverwandtes Sein noch nicht verschlackt und verbildet war, und war so diktiert von einer Haltung, die spontan zu überraschenden Forderungen kam, wie etwa zu jener, die an die Stelle einer allgemeinen Wehrpflicht ein besonderes Wehrrecht setzen will.

Dem Akt der Zerstörung, der im Schlamm der Trichterfelder sich in den Herzen der Einzelnen wie in der Wertung der Geschichte vollzog, konnten nur die Formen und Tafeln des vergangenen und vergehenden Jahrhunderts unterworfen sein; der Vorgang der Zerstörung kann nur als ein Durchbruch der urtümlichen Kräfte, des Lebens in seinen nackten Äußerungen selber, in die gefügte und erstarrte Welt begriffen werden. Der Durchbruch ist noch nicht vollendet, die lebendigen Kräfte sind noch auf dem Wege und schieben sich allmählich in alle fremden Zonen ein. Die Männer, die das Schicksal zu den Trägern dieser Kräfte ausersehen, stießen in die Wirre des Nachkrieges. Durch ihr Wirken erhielten die Ereignisse die große Linie und wurden dadurch recht eigentlich erst geschichtlich. Durch ihre wilden Märsche und Gefechte wurde die Entwicklung weitergepeitscht und so die Verwandlung der deutschen Lage in einem Grade vorbereitet, der unsere Generation noch hoffen läßt, den Augenblick der Entscheidung gestaltend mitzuerleben. So aber enthüllt sich die scheinbare Diskrepanz zwischen Wollen und Wirken, die den Freiwilligen des Nachkrieges den Ruch der Ziellosigkeit verlieh, als der Ausdruck einer höchst einheitlichen Haltung. Denn da sie urtümliche Kräfte erhalten wollten — und somit im Lagardeschen Sinne konservativ waren, mußten sie die gültige Ordnung mit allen ihren Werten, Normen und Verpflichtungen als Ballast, als Schlacke, als Verfälschung empfinden und bekämpfen und den Kräften, denen sie verhaftet waren, den Weg frei machen, also im Leninschen Sinne revolutionär sein. Die Notwendigkeit ihrer „radikalen" Haltung wird sofort eindringlich klar, wenn man das Wort in seinem eigentlichen Sinn versteht, also die radikale Haltung als einen Willen, bis zur radix, bis zur Wurzel vorzudringen begreift.

Der ungeheure Druck des Krieges und Nachkrieges hatte eine neue Rasse, einen neuen Typus Krieger geformt, dessen bedeutendstes Merkmal seine Einmaligkeit ist. Keine Ordnung kann sie dulden und ertragen, aber keine kann ohne sie auch gegründet werden. Wenn wir die Elemente erforschen, die diesem Kriegertypus seine innere geistige und seelische Haltung gaben, dann können wir Spuren aller in der deutschen Geschichte einstmals wirkender Elemente finden, außer einem, dem bürgerlichen. Und das ist auch natürlich; denn die Besonderheit dieses Kriegerschicksals, das Hineingestelltsein zwischen zwei Zeiten und zwei Ordnungen zum einzigen Zweck des destruktiven Verbrauchs konnte sich nur durch eine betonte Absage an das Bürger-

liche als an eine stark gefühlte Verfälschung der deutschen Substanz vollziehen. Diese Männer waren antibürgerlich aus Instinkt und Erlebnis. Die Haltung des vergangenen Jahrhunderts hatte vor ihrer einzig ernsthaften Probe, vor der Härte des Krieges, nicht bestanden. Darum mußte dem Krieger diese Haltung verächtlich sein. Darum mußte er die Ordnung, die von dieser Haltung geschaffen wurde, verneinen. Das forderte von ihm neben dem Ausbau einer gefährlich zielsicheren Willensrichtung das Aufgebot aller Energien für jeden entscheidenden Augenblick, das forderte das rücksichtslose Abwerfen jeden Ballastes, jeden Ressentiments, jeder humanitären, jeder anderswertigen, jeder nur formhaft traditionellen Bindung. So wurden alle Kräfte frei, die bislang durch die Gesetze der geltenden Norm gebändigt waren. Freilich waren dies Kräfte, die sich zuerst und durchaus nur im Dienste einer wilden, verneinenden Willensrichtung befinden konnten. Denn nun schossen, plötzlich aller Hemmungen, aller papierenen Gesetze ledig unter dem Druck auf einen Punkt und in eine Zeit geballter Ereignisse, ganz ohne etwelche wohltätige Regulative, chaotisch alle Triebe in die Höhe. Rausch und Tod, Aufruhr und Abenteuer, Heroismus und Exzesse, kalte Überlegung und glühender Idealismus, eiserne Disziplin und zuchtloses Rauben, Plündern, Sengen und Morden — ein Gemenge aller Leidenschaften und Besessenheiten gab dem deutschen Nachkriege und den Kriegern, die ihn führten, das Gesicht.

Niemand kann den breiten Schichten, die nicht durch Kraft und Bewegung, sondern durch Gewicht wirken, das Recht bestreiten, sich gegen die gesetzlosen Kraftnaturen — wie der erschreckte Bürger die Gesellen der marschierenden Fähnlein nannte — zu wehren. Und sie haben das auch genugsam getan. Mit Gesetzen und Verordnungen, mit Kerkerstrafen und Verfemung, mit dem saturierten Pathos patriotischer Gesetztheit, mit dem Unflat kleinbürgerlicher Entrüstung, mit fetten Schlagzeilen und dem Entzug der Subsistenzmittel gingen sie gegen die Versprengten des Großen Krieges an. Aber die Tatsache des Verschwindens dieser eigentümlichen Haufen läßt keinen Rückschluß zu auf die Macht, die sie vernichtet haben könnte. Denn der Zustand, in dem das Wirken dieser Scharen überhaupt nur möglich sein konnte, war eben einmalig, ein Augenblick der Wirre gab sie frei, und dieselben Energien, die ihr Auftauchen möglich, mehr noch: zwangsläufig, machten, ließen sie auch wieder verschwinden, als ihre Aufgabe erfüllt war. Mit ihnen hatten sich die letzten körperlich wirkenden Kräfte der Front

verbraucht. Die ersten Vorkämpfer einer Revolution, die später gewiß die deutsche Revolution genannt werden wird, können und dürfen nicht Gerechtigkeit beanspruchen, denn sie haben Gerechtigkeit als sittliche Forderung niemals anerkannt. Man wird ihnen auch nicht gerecht, wenn man eine Tragik in ihrem Schicksal sieht. Denn von Anfang an war bei ihnen eigentlich das Unabwendbare erkannt und wurde bejaht. Und sie verspürten keine sonderliche Neigung, mit sich selber Mitleid zu haben. Die Gewißheit, geschichtliche Substanz zu besitzen, der überall sich ankündigenden Verwandlung zweckvoller Exponent zu sein — und sei es auch nur mit der Funktion des Dynamits — ließ nur noch größere Entschiedenheit erwachsen. Wer sie mißt mit den Maßen der Zivilisation, die vernichten zu helfen ihre Aufgabe war, benutzt die Maße der gegnerischen Partei.

Darum ist auch die Frage nach dem Erfolge ihres Wirkens eine Frage, die das Eigentliche nicht berührt. Nein, sie haben keinen Erfolg gehabt. Die vorläufige Ordnung, die sie sehr gegen ihren eigenen Willen schaffen halfen, schmeckte ihnen bitter, sie wurden von ihr zerlaugt und aufgesogen. Die Grenzen des Ostens, die sie mit ihren Leibern zogen, sind durch Vertrag und Ohnmacht weit in das Land hineingerückt. Die eroberte Provinz im Baltikum verschluckte den Bestand der Kämpfenden und ging doch verloren. Die Vorstöße nach des Reiches Hauptstadt, nach der Macht, zerfaserten und endeten mit der Auflösung der rebellierenden Formationen. Am Ende des Jahres 1920, nach zweijährigem tollen, immerwährenden Gefecht, bestand keiner der Trupps mehr als Formation. Die Überlebenden der wirren Kämpfe tauchten unter in die Masse der Namenlosen. Nicht einen Augenblick aber resignierten sie. Wo sie standen, wo sie wirkten, wehte um sie der Pesthauch der Verschwörung. Sie strömten ein in jene sonderbaren Bezirke, in denen sich noch einmal die aufbrechende junge Mannschaft des Reiches sammelte. Einzelne stießen plötzlich wieder empor zu unerhörten Akten der Vernichtung, anarchische Gestalten, wie sie in Deutschland nie für möglich gehalten wurden. Andere betraten die wirren Bahnen, die in allen Teilen der Erde, da, wo neue Fahnenwagen gegen erstarrte Bastionen schwankten, der Männer bedurften, denen der Sprengstoff unaustilgbar im Blute saß.

Dreimal noch standen sie an den Brennpunkten der Gefahr. Als in Oberschlesien der dritte polnische Aufstand die Provinz in die Hände Korfantys brachte, als jeder Widerstand des zerrissenen Reiches

undenkbar schien, da tauchten aus den Städten, aus den geschwungenen Ebenen des Landes auf einmal wieder die verwegenen Haufen auf, beordert durch keinen Mobilmachungsbefehl, einfach auf den Anruf des Blutes hin, der schon längst der Anruf der Nation geworden war. Eine Armee war plötzlich da, die keine Armee war, ein Heer, das vorgab, nicht zu existieren. Und die alten Namen des Nachkrieges standen für Sekunden im blendenden Siegesscheine des Annabergsturmes, der Wiedereroberung der gepeinigten Provinz, um sofort wieder zu verschwinden; denn der Sieg, der dem Reiche angetragen wurde, zerbrach in Schacher und Verhandlung, und die neue Grenze zerschnitt das gestürmte Land, und die Versprengten standen abermals im Schatten des Verrats.

Als die Clairons in den engen, rußigen Straßenschluchten des Ruhrgebietes gellten, als das zermürbte Volk zu einem Widerstande sich raffte, der mit verwunderlichem Stolze passiv genannt wurde, ballten sich die versprengten Kämpfer des verlorenen Haufens zu kleinen, heimlichen Kolonnen, die den Widerstand für die rasselnde Armee der Sieger erst gefährlich machte. Ewig bleibt der Name Schlageter verpflichtendes Symbol.

Als das bedrängte Reich in Sorge und Verzweiflung an die bedrohte Grenze des Ostens starrte, als die beschränkte Macht der Reichswehr nicht mehr genügen konnte, die breiten, unbewehrten Striche der östlichen Provinzen zu bewachen, strömten die Männer unsichtbar in das fleischlose Gerüst der Landesverteidigung, ein unheimliches Heer, das in den Kasematten dürftiger Festungswerke, im Dunkel zermürbender Verschleierung vegetierte. Und die gestauten Energien zerrissen die Bande der Gemeinsamkeit, die Kräfte kehrten sich gegeneinander, zu stiller, bohrender Selbstvernichtung. Noch einmal wirkten die erbarmungslosen Gesetze der Versprengten; sie trafen die Verräter in den eigenen Reihen. Noch einmal ballten sich die Krieger zu wirren Putschen. Küstrin war eine Nacht das erste Ziel neu aufschießender Hoffnungen. In München krachten die Schüsse an der Feldherrnhalle, mehr tötend als die Leiber der Gefallenen, aber weniger, als das erleichterte Reich von Weimar glauben zu können glaubte.

Und dann war Stille. Dann war Totenstille. Die Krieger verschwanden aus dem Blickfeld der Bürgerlichkeit. Sie bohrten sich in das bröckelnde System, verloren sich in ihm. Nicht einer von ihnen konnte auf der Stufenleiter des Erfolges eine Sprosse

erklimmen, die ihn versöhnen könnte. Sie zerstreuten sich in die Verbannung. Sie verkamen hinter den Mauern und Gittern der Zuchthäuser. Sie fanden sich schließlich bei jener Reserve-Armee, die immer noch wartend hinter den Hügeln steht, und trugen dorthin Wunsch und Ahnung kommender Siege.

Sie haben keinen Erfolg gehabt. Sie haben einen Scheiterhaufen angezündet, dessen Rauchfahnen weithin über dem Lande hingen, in dem alles brannte, was brennbar war, in dem Begriffe, Werte, Forderungen und Normen zu schwärzlicher Kruste schmorten. Sie haben für die Kommenden den Bestand geläutert. Ihn zu ordnen wird die Aufgabe anderer sein.

Niemals wieder werden sie marschieren, wie sie es gewohnt waren. Zwischen den spießestarrenden Fronten hat der verlorene Haufen mit einem mächtigen Schlage die Bresche in den Feind geschlagen. Nun mögen wie die Landsknechtsheere Frundsbergs die rasselnden Reihen aneinanderrücken. Nichts bleibt den Männern des verlorenen Haufens, als sich zu der schönen Härte ihres Schicksals zu bekennen.

Friedrich Hielscher

# Die große Verwandlung

Der Krieg hat alle großen Fragen aufgerührt. So wenden sie sich an ihn und verlangen von ihm, daß er sie löse. Aber keine Frage kann gelöst werden, es sei denn aus dem letzten Grunde, wo Notwendigkeit und freier Wille, Einsamkeit und Gemeinschaft, Dinge und Herzen, Zeit und Ewigkeit in eins zusammenfließen.

Wenn anders also der Krieg die Fragen lösen soll, die er gestellt hat, muß er aus eben diesem Grunde stammen, zugleich mit dem Frieden, der sein Bruder ist; und in Wahrheit sind Krieg und Friede zwei Seiten einunddesselben Zustandes der Verwandlung, die wir das Leben nennen.

Es überrascht immer wieder, wenn man sieht, wie die Menschen den Krieg aus seinen Zusammenhängen herauslösen wollen, wie sie sich bemühen, ihn gesondert zu betrachten, als ob irgendein lebendiges Ding für sich betrachtet werden könnte, als ob es nicht vielmehr notwendig sei, Hintergründe und Voraussetzungen gleichzeitig zu sehen und so die Wechselwirkung zu begreifen, aus der alles entsteht.

Der Krieg ist immer da; und der Friede ist immer da. Denn jedes Leben vollzieht sich dadurch, daß es anderes Leben zerstört. Es gibt kein Zunehmen, ohne daß Anderes abnähme. Indem wir aufbauen, zerstören wir den bisherigen Zusammenhang der Dinge, die wir zum Aufbau brauchen. Und auch der Friede ist immer da. Denn wo immer wir uns selbst und Andere verwandeln, bleibt dennoch das Wesenhafte, das uns treibt, einunddasselbe; und wer ein einziges Mal die Ruhe und Sicherheit beobachtet hat, mit der in den schöpferischen Augenblicken der Weltgeschichte ein großer Geist sich und seine Werkzeuge einsetzt, der weiß, daß diese Sicherheit aus der unzerstörbaren Zuversicht eines Herzens stammt, welches seiner Ewigkeit gewiß ist. Als Goethe zu Eckermann über seinen Tod sprach, schilderte er diese Sicherheit: er sehe seinem Ende mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit entgegen, denn er wisse, daß die Kraft, die in ihm lebe, ewig und unvernichtbar sei.

So ist auch das Leben der großen geschichtlichen Gewalten, der Seelentümer, die, Völker und Reiche gestaltend, die Weltgeschichte vorwärts treiben, in jedem Augenblick zugleich Krieg und Friede. Es ist Friede, denn im Grunde eines jeden Seelentums ruht die unabdingbare, kryſtallisch klare Gewalt, von der die großen Ein-

samen der Nation besessen sind; sie bleibt in aller Vielfalt der Geschichte einunddieselbe. Und dieser Friede ist zugleich Krieg; denn es ist kein Einsamer, der an der Verwirklichung seines Werkes nicht zugrunde ginge; es ist kein Volk, das sich nicht selbst, ohne es zu wollen und zu wissen, Tag für Tag und Jahr für Jahr opferte; und es ist kein Feind, den wir nicht, solange wir irgend etwas Eigenes erreichen, gefährden und zerstören müßten. Die Art der Zerstörung ist verschieden, und ihre Möglichkeiten sind unendlich, aber zerstört wird immer. Umgekehrt: ist nicht die unwandelbare Ruhe der Seele einunddieselbe, gleichgültig, welcher Art die Zerstörung ist?

So wissen wir um Krieg und Frieden als die beiden dauernden und sich in jeder Zeit vollziehenden Eigenschaften des Lebens; und wir wissen, daß dieses Leben eine höhere Wirklichkeit ist als diejenige, die uns in Raum und Zeit erkennbar und berechenbar entgegentritt. Was in Raum und Zeit sichtbar wird, ist nichts als die Erscheinung eben dieses Lebens, in dem die großen Seelentümer stehen, genau wie wir Einzelnen in ihnen.

Das Leben selbst können wir nicht erkennen, und wir haben eine solche Erkenntnis nicht nötig; denn wir tun es. Es wirkt in uns. Jeder einzelne von uns ist ein Tropfen des großen Meeres. Darum sagen wir Ja zum Leben, wie es ist. Wir heißen es vollkommen, und es könnte nicht anders sein. Darum lieben wir die große Verwandlung der Weltgeschichte; denn in ihr wirkt die Ewigkeit selbst, Krieg und Friede zugleich, zugleich Untergang und Sieg, Tod und Vollendung.

Wer dieser Dinge gewiß ist, wer diesen Glauben zu bekennen vermag, steht in der Mitte der Welt. Alle ihre Vielfalt strömt auf diese Mitte ein. Wer ihr angehört, nimmt an allen Aufgängen und Untergängen teil, an allen Leiden und Verzückungen; wie der Gott Israels und die Götter Griechenlands wird die Staatsklugheit der Römer, das Geheimnis Indiens in ihm lebendig; erschüttert im Innersten sucht er in allen Fernen seine Mitte und wird durch die Ströme der Ferne zu seiner Heimat zurückgeführt. Sie zeigt um dieses Kreislaufs willen den Wechsel von Abgründen und Höhen, der sie vor allen anderen Mächten der Welt auszeichnet. Ein jedes ihrer Glieder nimmt anders an der Vielfalt des Geschehens teil, kreist in anderen Strömen; so muß die Heimat in dauernden Verwandlungen ihren Weg gehen. Sie gleicht sich nie und bleibt doch immer dieselbe.

Um diese Heimat dreht sich die Welt. Unhörbar dreht sie sich. Zu dieser Heimat gehört niemand, in dessen Herzblut nicht die Goethesche Inbrunst lebt. Sie ist eins mit Nietzsches Willen zur Macht, Luthers Vertrauen in die Allmacht Gottes, der Versunkenheit Meister Eckeharts, dem königlichen Kriegertum der Nibelungensage. Aus allen diesen redet einunddieselbe Zuversicht, einunddasselbe Ja zu dem einen Willen, der in der Welt sichtbar wird. Welchen Namen man ihm gibt, ob Nietzsche den Willen zur Macht oder Luther den verborgenen Gott verkündet, bleibt sich gleich. Immer ist es der eine göttliche Wille, jenseits von Gut und Böse, in dem alles beschlossen ist, hinter allem Schein und allen Verwandlungen die eine einzige Gewalt.

Gibt es die Heimat eines solchen Glaubens wirklich, ein Reich von Seelen, die sich mit allen Dingen inmitten des unendlichen Gottes wissen, gibt es wirklich eine menschliche Einheit, in der dieses Reich sichtbar wird — wie das Dasein überhaupt die Erscheinung der göttlichen Wirklichkeit ist —, dann muß diese menschliche Einheit sich als die Erscheinung jenes ewigen Reiches in geschichtlichem Ablauf entfalten, wie alle ewigen Kräfte des göttlichen Werdens als zeitliche Verwandlungen in der Geschichte erscheinen. Dann können wirklich nur die Glieder des Reiches darum wissen, daß das ewige Werden als die im Kampf geschehende Einheit der Welt sichtbar wird. Dann müssen sie — und nur sie — in ihrem menschlichen Tun den Sinn des Lebens im Kampfe finden, Krieger sein um des Krieges willen, als Krieger des höchsten inneren Friedens gewiß, dann muß ihr Erscheinen in der Welt in fortwährenden Erschütterungen alle Kräfte der Erde an sich ziehen, ihre Grenzen sprengen, dann müssen die großen Umschwünge der Geschichte auf die menschliche Gemeinschaft hin angelegt sein, in welcher das Reich sichtbar wird, und müssen von ihr über die ganze Erde ausstrahlen. In dem Hexenkessel dieser menschlichen Gemeinschaft muß der Zaubertrunk der Welt gebraut werden.

Der Weg dieser Umschwünge, dieses Zaubers, dieser Erschütterungen führt von der Völkerwanderung über den Dreißigjährigen Krieg und den ersten Weltkrieg in die Zukunft, umjubelt von den Geigen Don Giovannis und des Kapellmeisters Kreisler, umgraust von dem Lachen des Tronjers, umsponnen von dem Glanz Kriemhilds, eine lange Reihe brennender Geister, reitend von der Unendlichkeit her auf die Unendlichkeit hin, auf den Helmen die Zeichen des mephistophelischen Feuers und der faustischen Gewalt.

Durch die Völkerwanderung wird die Erde zum ersten Mal auf das heimliche Reich aufmerksam. Zu erkennen ist vorerst nur, daß ein unergründlicher Menschenschlag, zugleich kindlich einfältig und voll verschlagener Bosheit, den Kreis der um das Mittelmeer gelagerten Mächte sprengt. Was diese Mächte nicht erkennen können, ist die beispiellose Gewalt, mit der die neue Erscheinung die ihr begegnenden Gedanken und Kräfte an sich zieht.

Der Schatz dieser Kräfte ist groß. Babylon, Assur, Ägypten und das hettitische Reich haben sich ineinander verkämpft. Zwischen ihnen ist die israelitische Sittlichkeit aufgestanden, alsbald in wechselseitig befruchtendem Streit mit der sich überall ausbreitenden persischen Macht, welche durch die Schwerter der Achämeniden und die Lehre Zoroasters ihre Siege erficht. Hinter den Persern kommen Hellas, Rom, Byzanz. Längst ist der Krieg der Geister wichtiger geworden als der Krieg der Leiber. Die Kämpfe haben sich in das Innere der Menschen verlagert; und erst, wenn sie durch diese unsichtbaren Gebiete hindurchgegangen sind, schlagen sie wieder nach außen um. In einen jeden der um das Mittelmeer lebenden Menschen haben Rom, Byzanz, Jerusalem, Athen, Memphis, Babylon den Samen ihres Wesens gesenkt; der Mensch ist Schlachtfeld geworden; und die Verborgenheit des Kampfes steigert seine Leidenschaft, bis sie sich in wilden Schlachten entlädt, bei denen Tausende von Herzen und Leibern geopfert werden.

Die ganze Fülle der in diesem Streit miteinander verflochtenen Kräfte nimmt das heimliche Reich in sich auf, als es seine Stämme in den Krieg um das Mittelmeer hineinschickt. Durch eine königliche Verschwendung von Blut erobert es sich die Staatskunst Roms, das sittliche Feingefühl Israels, den hellenischen Schönheitssinn, die geistgeladenen Begriffe von Byzanz. Es ergreift alle diese Eroberungen in seinem Herzen, dringt mit tödlichem Ernst in ihre Winkel und Geheimnisse, wächst in seinem Ringen mit ihnen, findet durch sie hindurchgehend zu den Tiefen der Mystik und zu den Höhen der staufischen Herrscherkunst. Der Araberssturm und die Reiterzüge der Mongolen kehren vor seinen Toren um.

Im sechzehnten Jahrhundert erwacht der Westen. Ein neues Seelentum wird sichtbar. Seine Menschen breiten sich westlich des Rheines und bald auch jenseits des Atlantischen Ozeans aus, gekennzeichnet nicht durch Verehrung einer als göttlich empfundenen Macht, sondern durch Anbetung des Stoffs, nicht nach Weisheit

oder Macht, sondern nach Verdienst strebend, als Ziel und Sinn des Lebens den größtmöglichen wirtschaftlichen Nutzen vor Augen. Während diese neue geschichtliche Macht ihre Stellung so rasch wie möglich ausbaut, schmelzen die Menschen des heimlichen Reiches im Feuer des Dreißigjährigen Krieges die seit einem Jahrtausend gewonnenen Werte ein. In den Köpfen Luthers und Shakespeares, der einsam unter westlich gewordenen Menschen wirkt, in den Schlachten von Breitenfeld und Lützen wird über die Rangordnung der Werte entschieden.

Der Dreißigjährige Krieg ermöglicht Leibniz und Friedrich den Großen, Bach und Mozart, Goethe und Hegel: der Boden ist aufgewühlt bis in den Grund und trägt tausendfältige Frucht. Während der Westen die Macht seiner Wirtschaft über die ganze Erde ausdehnt, findet das heimliche Reich zu E. T. A. Hoffmann, Bismarck, Nietzsche und Wagner.

Im Bannkreis dieser Gestalten werden die Herzen mit einer gefährlichen Spannung geladen, das Blut siedet nach innen, eine beängstigende Stille des Geistes liegt über dem Lande, eine heimtückische und schweigsame Oberfläche verharrt mitten zwischen dem Lärm, mit dem sich der Westen überall ausbreitet; sein Mißtrauen wächst; jahrelang bereitet er den großen Schlag vor.

Aber als die Stunde gekommen ist, erschrickt er vor der himmelhohen Flamme, die ihm entgegenschlägt. Er spürt sofort und wird nicht müde, es in alle Welt hinauszurufen: in den Reihen des grauen Heeres, das nun vier Jahre lang die Erde in Atem hält, fechten Nietzsche und Wagner genau so wie Bismarck und Friedrich der Große. Das graue Heer weiß nichts davon. Noch ist die Zeit nicht reif.

Als die Feuersaat geendet hat, ist die Welt verwandelt. Es gibt keine einzelnen Kampffelder mehr, in Ostasien oder um das Mittelmeer, sondern es gibt nur noch die eine Erde als Schauplatz des Zusammenpralls aller Kräfte zugleich. Geführt vom Westen haben sich alle Kräfte der Erde gegen das heimliche Reich erhoben. So sind alle Kräfte der Erde durch das heimliche Reich verwandelt worden. Der Westen hat seine Wirtschaftsordnung befestigen wollen. Sie wankt in ihren Grundfesten. Indien, China, Arabien stehen ebenso in Brand wie Rußland und Japan.

Hinter der Maske von Feuer und Blut ist das heimliche Reich aufgestanden und hat, zum dritten Mal seine Menschen in uner-

hörtem Opfer einsetzend, alle Fragen und Dinge an sich gezogen. Abermals wie zur Zeit der Völkerwanderung sind in allen Herzen alle Stürme wach. Alle Ströme wandern zu einem Ort.

Die Menschen fragen nach dem Sinn der Erde. Die Staaten und Völker warten auf Zeichen und Wunder. Die Seelen verschwenden ihr Blut in den Feuerkessel des Reiches hinein. Die Seelentümer kreisen um den geheimen Kern, um die unsichtbare, gewisse, ruhende Mitte des Lebens, um die kriegerische Flamme, in der innen der höchste Friede lebt.

Werner Best

# Der Krieg und das Recht

## I.

Die offizielle Bezeichnung des am 27. August 1928 in Paris abgeschlossenen sogen. Kellogg-Paktes als „Vertrag zur Ächtung des Krieges“ (vgl. Reichsgesetzblatt 1929, Teil II, S. 97) übertreibt die rechtliche Bedeutung dieses Vertrages. Denn von rechtlicher Wirkung sind nur die Vereinbarungen, daß (Art. 1) die Vertragschließenden „auf den Krieg als Werkzeug nationaler Politik verzichten“, und daß (Art. 2) Schwierigkeiten, die zwischen ihnen entstehen könnten, nur „durch friedliche Mittel geregelt werden sollen“. Was als „Ächtung des Krieges“ ausgegeben wird, ist die rein deklaratorische Feststellung, daß die Vertragschließenden (Art. 1) „den Krieg als Mittel für die Lösung internationaler Streitfälle verurteilen“. Durch diese moralische „Ächtung“ ist aber kein Kriegführender, der nicht zufällig Vertragspartei und deshalb vertragsbrüchig ist („pacta sunt servanda“), rechtlich „geächtet“, d. h. mit der strafenden Intervention der Vertragsmächte bedroht. Der Kellogg-Pakt bedeutet also nicht das Ende des völkerrechtlich zulässigen Krieges.

Weiter als der „Vertrag zur Ächtung des Krieges“ geht in der rechtlichen Behandlung „des Krieges“ die Völkerbundssatzung (Teil I des Versailler Vertrages vom 28. Juni 1919), deren Art. 11 „ausdrücklich feststellt, daß jeder Krieg und jede Bedrohung mit Krieg, mag davon ein Bundesmitglied betroffen werden oder nicht, eine Angelegenheit des ganzen Bundes ist, und daß dieser die zum wirksamen Schutz des Völkerfriedens erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen hat“. Die Vertragsparteien nehmen also für sich ausdrücklich das (bisher als „Interventionsrecht“ von der Völkerrechtslehre bestrittene) Recht in Anspruch, sich in jeden Krieg einzumischen, auch wenn Mitglieder des Bundes nicht davon betroffen werden. Dagegen fehlt das Verbot, das dem Handeln der Kriegführenden das Stigma der Rechtswidrigkeit aufprägen könnte. Denn der Krieg wird nicht generell „verurteilt“, wie in Art. 1 des Kellogg-Paktes, sondern es werden nur Maßnahmen „zum wirksamen Schutz des Völkerfriedens“ vorgesehen. Die „Erforderlichkeit“ der Maßnahmen nach Anlaß, Art und Umfang ist dem Ermessen der Völkerbundsorgane, d. h. der in diesen vertretenen Staaten, anheimgestellt (vgl.

Schücking-Wehberg, Kommentar der Völkerbundssatzung, Anm. D und E zu Art. 11).

Die angeführten (und alle übrigen) völkerrechtlichen Verträge sind Ergebnisse und Mittel der Politik der an ihnen beteiligten Staaten. Sie sind Abschlüsse der voraufgegangenen politischen Aktionen dieser Staaten, deren Tendenzen sich jeweils in einer solchen Rechtsvereinbarung kreuzen, verbinden oder binden, und sind Ausgangspunkt und Instrument für sehr verschiedene weitere Zielsetzungen der Vertragspartner. Ein „Wille des Gesetzgebers", wie er zur Auslegung des staatlich gesetzten Rechts ermittelt oder konstruiert werden mag, fehlt im Völkerrecht, dem Recht *zwischen* den begrifflich isolierten, einsamen Staaten. Deshalb wäre es verfehlt, aus völkerrechtlichen Satzungen unmittelbar bestimmte Auffassungen und Tendenzen grundsätzlicher Art lesen zu wollen: die unmittelbar beteiligten Staaten kennen solche nicht. Trotzdem lassen sich mittelbar Schlüsse auf die geistigen Strömungen der durch ihre Staaten mittelbar beteiligten Menschengruppen in der fraglichen Zeit ziehen. Denn die Form, in die die Staaten die Zwischenbilanzen ihrer Machtkämpfe kleiden, gibt — insbesondere, soweit sie ihre Untertanen parlamentarisch-demokratisch regieren — im wesentlichen die Anschauungen, Wünsche, Grundsätze, kurz alle die Imponderabilien der Menschen und Völker wieder, auf die die Staats- und Staatenpolitik von je um so mehr in ihren Proklamationen Rücksicht nimmt, je weiter sie sich in der Sache von ihnen entfernt.

In diesem Sinne läßt die vorstehende Andeutung der gegenwärtigen völkerrechtlichen Behandlung „des Krieges" mittelbar Schlüsse zu auf die Auffassungen von Krieg und Recht, die heute die internationale Öffentlichkeit beherrschen. Zunächst wird die Tendenz der Rechtsentwicklung von 1919 bis 1928 deutlich: In Versailles 1919 konnte unter dem Eindruck des siegreichen Krieges, des gerechten Kreuzzuges für die Ideen und die Zivilisation der Siegerstaaten eine endgültige, absolute „Verurteilung" des Krieges schlechthin nicht beschlossen werden; eine Spur von der Ächtung „des Krieges" wäre *auch* auf die *siegreichen* Kriegführenden gefallen. Dafür schuf man ohne feste Bindung an rechtliche Verbote und Gebote ein Machtinstrument zur beliebigen Exekution des Willens der siegreichen Mächtegruppe. Daß dieser Wille nur auf den „Schutz des Völkerfriedens" gerichtet sein konnte (Art. 11 der Völkerbundssatzung), war selbstverständlich; hatte man doch auch nur für dieses Ziel den „gerechten Krieg" geführt. — In Paris 1928 wirkte eine

zugleich radikalere und resignierte Auffassung: Dem Krieg schlechthin galt die ausdrücklich ausgesprochene „Verurteilung". Aber man sah nach neun Jahren Völkerbundserfahrung davon ab, über das nunmehr klar ausgesprochene Rechtsprinzip — „Verurteilung des Krieges als Mittels zur Lösung internationaler Streitfälle" — und über die vertragliche Verpflichtung der Vertragsparteien hinaus allgemeinverbindliches Recht zu statuieren und für die Verletzung dieses Rechtes jedem Kriegführenden Sanktionen anzudrohen.

Die rechtliche Beurteilung des Krieges ist in dieser Zeitspanne radikaler geworden, ist zu einer Verurteilung gelangt. Nur in der praktischen Anwendung des nunmehr eindeutigen Grundsatzes ist man vorsichtiger geworden. Die völkerrechtliche Statuierung des allgemeinverbindlichen Kriegsverbots und seine Sicherung durch entsprechende Sanktionen ist noch nicht geglückt. Aber aus der vorläufigen Beschränkung auf das zur Zeit Mögliche spricht eben ein „Noch nicht" und die Erwartung, mit der Zeit mehr zu erreichen (z. B.: der Vertrag wird den noch nicht beigetretenen Mächten zum Beitritt offengehalten, Art. 4). So erscheint die Rechtsentwicklung getragen von dem Glauben, daß das Recht den Krieg überwinden müsse und überwinden werde. Das Recht steht über dem Krieg: der Krieg unterliegt der rechtlichen Wertung und — wenn möglich — dem Rechtszwang. Diese Auffassung beherrscht nicht erst seit dem Weltkrieg die Tendenz der Rechtsentwicklung. Sie liegt schon der Lehre des Hugo Grotius (De jure belli ac pacis, 1625) vom „gerechten" und „ungerechten" Kriege zugrunde. Zeitweilig verdrängt von anderen (später darzustellenden) Anschauungen, wurde diese Lehre im Weltkriege für die politischen Zwecke unserer Gegner wieder aufgegriffen (vgl. Julius Binder: Der 28. Juni und die Kriegsschuldfrage, 1929, S. 14) und hat insbesondere in der Kriegsschuldthese des Art. 231 des Versailler Vertrags ihren positiv-rechtlichen Niederschlag gefunden. Da diese Auffassung der herrschenden Stimmung der internationalen Öffentlichkeit entgegenkam, blieb dieses Zweckverdikt nicht ohne Wirkung auf die Rechtsentwicklung. Die der Sache immanente Logik drängte weiter; der Kriegsschuldartikel war schon „werdendes Kriegsächtungsrecht" (vgl. Heinr. Rogge, Deutsche Juristenzeitung 1299, Sp. 877).

Die Auffassung vom Krieg und vom Recht, die die gegenwärtige rechtliche Beurteilung und Behandlung des Krieges beherrscht, entspringt der geistigen Haltung der westeuropäischen Völker seit der

Zeit der Aufklärung. Der Krieg wird von einer eudämonistischen Lebensauffassung verurteilt: er ist ein Übel, das Schmerz und Zerstörung mit sich bringt und den Fortschritt der Menschheit, das Glück des Einzelnen beeinträchtigt. Dieses Übel ist aber nicht unvermeidbar. In dem Recht ist den Menschen ein Mittel gegeben, es zu verhüten. — Das Recht wird im wesentlichen naturrechtlich begriffen. Was rechtens sein soll, ist von der Natur im Menschen selbst vorgezeichnet. Es braucht nur richtig erkannt zu werden, um als allgemeingültiges Recht in jedem Falle richtig und anwendbar zu sein. Denn die Menschen sind grundsätzlich gleich; die Natur des Menschen bietet immer und überall die richtige Quelle des richtigen Rechts. Unzulänglichkeiten des gegenwärtigen Rechts beruhen nur auf unzulänglicher Erkenntnis des natürlichen Rechts. Diese Erkenntnis wird wachsen und mit dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit den Idealzustand zeitigen, dessen Ordnung ganz dem wahren Wesen des Menschen entspricht, in dem deshalb Freiheit des Einzelnen und Ordnung der Gesellschaft reibungslos identisch sind. „Das ist der Leidens- und Erlösergang der Menschheit, ihr Golgatha und ihre Auferstehung zum ewigen Reich: vom Krieg zum Frieden, von der feindlichen Zersplitterung der Horden zur friedlichen Einheit der Menschheit, von der Tierheit zur Humanität, vom Raubstaat zur Freibürgerschaft" (Franz Oppenheimer: Der Staat, 1919, S. 171). Das Friedensreich der Menschheit ist hier echte Utopie, d. h. Wunschbild und Ziel, an dessen Erreichbarkeit nicht gezweifelt wird. Das Mittel dazu ist die fortschreitende rationale Erkenntnis des richtigen natürlichen Rechts und dessen Anwendung. Die so gekennzeichnete Auffassung soll deshalb nunmehr als die utopisch-rationalistische Auffassung von Krieg und Recht bezeichnet werden. Sie ist dem westeuropäischen Denken eigen und allen von ihm stammenden oder beeinflußten Geistesströmungen: dem Liberalismus wie dem Marxismus, dem Weltwirtschaftsdenken wie der Völkerbunds- oder Kelloggpolitik.

Das natürliche Recht, das den Krieg verbietet und den Frieden ordnet, wird natürlich nicht von allen Menschen und Staaten zugleich begriffen und gewollt. Deshalb hat nach echt rationalistischem Prinzip schon die Mehrheit der Einsichtigen das Recht und die Pflicht, die neue Ordnung zu errichten und die Widerstrebenden ihr zu unterwerfen.[1]) Gegenüber dem richtigen Recht, der durch den

[1]) Für dieses Missionsgefühl liegt mir gerade ein interessantes Dokument aus den größten Tagen dieser Bewegung vor: das „Dekret der (französischen)

Willen der Mehrheit konstituierten Ordnung, gibt es kein Sonderrecht des Einzelnen. Das von der Mehrheit erkannte und gewollte Recht herrscht absolut und läßt kein Widerstandsrecht seiner Untertanen zu. Die utopisch-rationalistische Auffassung gelangt zwangsläufig zu einem Universalrecht, durch das das Völkerrecht in seiner heutigen Form beseitigt wird. Das Völkerrecht kennt nur selbstgewollte Bindungen der Staaten; das Universalrecht übt Rechtszwang aus. Damit ist der Endzustand des Universalstaats erreicht, den schon die naturrechtlichen Konstruktionen statuierten (vgl. die „civitas maxima" des Christian Wolf, Jus gentium, 1749). Folgerichtig muß eine Exekutivgewalt geschaffen werden, die die Sanktionen des Universalrechts vollstreckt. Solange diese Zentralgewalt noch nicht geschaffen ist, handeln statt ihrer diejenigen Mächte, die „tief durchdrungen sind von ihrer erhabenen Pflicht, die Wohlfahrt der Menschheit zu fördern" (Präambel des Kellogg-Paktes). Art. 11 der Völkerbundssatzung war ein Anfang dazu; trotz der resignierenden Zurückhaltung des Kellogg-Paktes geht die Tendenz weiter dahin, daß „alle sich zu einer Art Kriminalpolizei und Kriminaljustiz gegen jene großartige internationale Bande von möglichen Verbrechern zusammentun, zu der sie selber gehören, und jedem auf diese Weise sein Recht garantieren, für dessen Sicherheit er selber nur auf sehr unvollkommene und zufällige Weise einstehen kann" (Julius Ebbinghaus: Kants Lehre vom ewigen Frieden und die Kriegsschuldfrage, 1929, S. 5).

Das Recht in seiner Vollendung ist also die Regelung, *die Ordnung eines Zustandes*, der keinen Kampf, keine Gewalt, keine Reibung mehr kennt. Das Recht wird als Ordnung von Zuständen begriffen, zunächst von unvollkommenen, später von vollkommenen. Die Veränderung ist der Gegensatz des Rechtes: sie ist die Aufhebung des Rechtes, das wieder zur Ordnung eines Zustandes drängt. Ist die Veränderung erwünscht (was nach dem Wesen der utopisch-rationalistischen Haltung ständig der Fall ist, solange der Endzustand noch nicht erreicht ist), so ist sie es doch nur um des zu schaffenden neuen Zustandes willen; die Veränderung

---

Nationalkonvention" vom 15. 12. 1792, „im ersten Jahre der Frankenrepublik", dessen Art. 11 lautet: „Die fränkische Nation erklärt, daß sie dasjenige Volk als ihren Feind behandeln wird, welches die ihm angebotene Freiheit und Gleichheit nicht annehmen oder beiden entsagen . . . würde . . ." (Zitiert nach E. Schreiber: Französische Ausweisungspolitik am Rhein und die Nordfrankenlegion, 1929, der einen deutschsprachigen Originaldruck aus den Mainzer Munizipalakten von 1792/93 wiedergibt.)

an sich, die Unsicherheit, das Werden ist begrifflicher Gegensatz des Rechts. Kennzeichen der utopisch-rationalistischen Auffassung vom Recht ist also ein *statischer Begriff* des Rechts, dessen *Inhalt naturrechtlich bestimmt* wird.[2])

Fassen wir zusammen: die *utopisch-rationalistische* Auffassung vom Krieg und vom Recht sieht im Krieg eine dem wahren Wesen des Menschen widersprechende Naturwidrigkeit, die durch die Schaffung eines der erkannten besseren Natur des Menschen entsprechenden Rechtszustandes unterdrückt werden kann und soll.

## II.

Die utopisch-rationalistische Auffassung ist in Deutschland nie die herrschende gewesen, weder in der Theorie noch (wenigstens bis 1918) in der Reichspolitik. Auch das positive Völkerrecht war vor dem Kriege (in dem — wie oben gesagt — unsere Gegner bewußt auf die Lehre vom „gerechten" Krieg zurückgriffen) von einer anderen Auffassung getragen.

Diese Auffassung glaubt nicht an das natürliche Recht, das nur erkannt und vollstreckt zu werden braucht. Sie glaubt nicht an den von der Natur gegebenen und verordneten Frieden, der nur *wiederhergestellt* zu werden braucht. „Der Friedenszustand unter Menschen, die nebeneinander wohnen, ist *kein* Naturzustand, der *vielmehr ein Zustand des Krieges* ist, d. i. wenngleich nicht immer ein Ausbruch der Feindseligkeiten, doch immerwährende Bedrohung mit denselben. Er muß also *gestiftet* werden..." (Imm. Kant: Zum ewigen Frieden, Reclamausg. S. 12). Die sittliche Verpflichtung ist nicht die ad pacem colendam, sondern ad pacem instituendam (Ebbinghaus a. a. O. S. 8). Der Friede ist auch hier Ziel und Aufgabe. Aber er ist nicht von der Natur vorbereitet und latente Weltordnung, sondern er ist gerade Überwindung der anders gearteten Natur gemäß der sittlichen Ordnung, die dem Menschen als übernatürlicher Lebensbereich gegeben ist. Der Naturzustand an sich kennt weder nur Krieg noch

[2]) Naturrechtliche Generalklauseln beginnen übrigens z. Zt. allgemein in das positive Völker- und selbst Staatsrecht einzudringen: Der ständige internationale Gerichtshof hat nach Art. 38 seines Statuts (vom 13. 12. 1920) „die von den zivilisierten Nationen *anerkannten allgemeinen Rechtsgrundsätze*" (und hilfsweise die Rechtslehre) anzuwenden. Werden im Völkerrecht „natürliche" Rechtsgrundsätze „der zivilisierten Nationen" anerkannt, so werden sie durch den „Transformator" des Art. 4 der geltenden deutschen Reichsverfassung unmittelbar deutsches Reichsrecht: „Die *allgemein anerkannten Regeln* des Völkerrechts gelten als bindende Bestandteile des deutschen Reichsrechts."

nur Frieden, er kennt nicht nur das Unrecht, — aber er kennt nicht das Recht. „Zwar durfte sein natürlicher Zustand nicht eben darum ein Zustand der Ungerechtigkeit sein, einander nur nach dem bloßen Maße seiner Gewalt zu begegnen; aber es war doch ein Zustand der Rechtlosigkeit, wo, wenn das Recht streitig war, sich kein kompetenter Richter fand, rechtskräftig den Ausspruch zu tun" (Imm. Kant: Metaphysik der Sitten § 44, zitiert nach Ebbinghaus a. a. O. S. 8). Die Natur also bietet weder Recht noch Richter. Auf sie darf deshalb keine Zwangsrechtsordnung gegründet werden, deren Exekutive den Widerstrebenden unterwerfen und strafen darf und soll. Staaten aber leben in diesem „Naturzustande", weil sie bereits eine Rechtsordnung darstellen, „innerlich schon eine rechtliche Verfassung haben und also dem Zwange anderer, sie nach ihren Rechtsbegriffen unter eine erweiterte gesetzliche Verfassung zu bringen, entwachsen sind" (Imm. Kant: Zum ewigen Frieden, S. 21). Der Staat also ist die erreichbare Rechtsordnung. Es gibt keine Universalrechtsordnung, kein vollstreckbares Recht über den Staaten. Das Prinzip der Souveränität der Staaten und das Völkerrecht als Recht zwischen den Staaten wird anerkannt. Damit fällt auch die Kriegsschuldfrage als Rechtsproblem. „Kein Krieg unabhängiger Staaten gegeneinander kann ein Strafkrieg sein. Denn Strafe findet nur im Verhältnisse eines Oberen gegen den Unterworfenen statt, welches Verhältnis nicht das der Staaten gegeneinander ist" (Imm. Kant: Metaphysik der Sitten, § 57, zitiert nach Ebbinghaus a. a. O. S. 9).

Trotzdem strebt die menschliche Vernunft unter dem Gesetze der Sittlichkeit nach dem Ziel des Friedens, der mit dem Mittel aktuellen Zwangsrechts nicht zu verwirklichen ist. „So erfolgt notwendig aus der Errichtung einer rechtlichen Verfassung im Innern und aus der Befestigung des Friedens zwischen den Einzelnen Rechtlichkeit im äußeren Verhältnisse der Völker gegeneinander und allgemeiner Friede der Staaten" (J. G. Fichte: Die Bestimmung des Menschen, Reclamausg., S. 114). Da kein Rechtszwang möglich ist, bleibt nur die freiwillige Annäherung an den vorgestellten Endzustand: „So muß es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund nennen kann, der vom Friedensvertrag darin unterschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf einmal zu endigen suchte. Dieser Bund geht auf keinen Erwerb irgendeiner Macht des Staates, sondern lediglich auf Erhaltung der Freiheit eines Staates, für sich

selbst und zugleich anderer verbündeter Staaten, ohne daß diese doch sich deshalb... öffentlichen Gesetzen und einem Zwange unter denselben, unterwerfen dürfen" (Imm. Kant: Zum ewigen Frieden, S. 22).

Dieses Ziel kann nicht Gegenstand eines zu verwirklichenden Programms, sondern nur Aufgabe des sittlichen Willens sein. Ob eine Verwirklichung des Zieles jemals erreicht wird, kann dahingestellt bleiben, berührt aber Aufgabe und Willen nicht. „Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung wirklich zu machen, so ist der ewige Friede keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt." (Imm. Kant: Zum ewigen Frieden, Schlußsatz). — Kant spricht von „ins Unendliche fortschreitender Annäherung" an den dem sittlichen Gesetz entsprechenden Zustand. Andere verzichten auf die Vorstellung der tatsächlichen Vollendung selbst im Unendlichen: „Die vollkommene Versöhnung von Staats- und Weltbürgertum darf aber weder in einer nahen noch fernen Zukunft gesucht werden; auch diese Antinomie löst sich erst jenseits der Wirklichkeit in der Idee des Rechts. Im Gedanken der Humanität ist kein Raum für einen Konflikt zwischen zwei Staaten und ebensowenig für einen Widerstreit zwischen einem Staatswesen und der Staatengemeinschaft; denn die menschliche Gesellschaft ist eine einheitliche und nicht mehr gegliederte Gemeinschaft, ist eine civitas maxima, ein alle Menschen umfassender Weltstaat, ist eine letzte Synthese, eine Idee, die gedacht werden muß, aber nicht verwirklicht werden kann, und ist wiederum eine heilige Sehnsucht, über dem Ringen der Völker ausgebreitet wie Weihe und Segen, weil ihre Verwirklichung das Ende aller Kriege und darüber hinaus das Ende aller internationalen Feindschaften und somit Erlösung wäre" (Max Ernst Mayer: Rechtsphilosophie, 1922, S. 93).

Ist das Friedensziel der utopisch-rationalistischen Auffassung echte Utopie, deren Verwirklichung nur Frage der Mittel ist, so ist das Friedensziel dieser Auffassung, die nunmehr als die moralisch-idealistische[3]) bezeichnet werden soll, „regulative Utopie" (vgl.

[3]) An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, daß diese Bezeichnungen nicht an die Terminologie der zünftigen Philosophie anknüpfen, sondern sich allein aus den vorgetragenen Gedanken ergeben und nur aus ihnen verstanden sein wollen.

S. Behn: Abendland, 1929, S. 272), ist reine Idee, die — ohne Versprechen der Verwirklichung — den Willen der Handelnden in „ins Unendliche fortschreitender Annäherung" auf das Ziel hin führt. Nicht durch rechtliche Gebote und Verbote, nicht durch Errichtung einer Zwangsrechtsordnung für alle kann der bestmögliche Zustand erreicht werden, sondern nur durch die Wirkung der Friedensidee auf das freiwillige Handeln der Staaten.

Diese Auffassung hat tatsächlich das positive Völkerrecht der Vorkriegszeit beherrscht. Als Beispiel sei die Präambel der Haager Landkriegsordnung (Abkommen betr. die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907, Reichsgesetzblatt 1910, S. 107) zitiert:

„(Die Vertragschließenden) in der Erwägung, daß *bei allen Bemühungen*, Mittel zu suchen, um den Frieden zu sichern und bewaffnete Streitigkeiten zwischen den Völkern zu verhüten, *es doch von Wichtigkeit ist, auch den Fall ins Auge zu fassen*, wo ein Ruf zu den Waffen durch Ereignisse herbeigeführt wird, *die ihre Fürsorge nicht hat abwenden können*, von dem Wunsche beseelt, selbst in diesem äußersten Falle den Interessen der Menschlichkeit und den sich immer steigernden Forderungen der Zivilisation zu dienen..."

Hier wird der Krieg weder verboten noch erlaubt, denn er steht außerhalb der möglichen Rechtsordnung (vgl. Ebbinghaus a. a. O. S. 17). Aber „Bemühen" und „Fürsorge" gelten dem Ziel, den Frieden möglichst zu sichern. Dem Kriege aber soll nach Möglichkeit seine Furchtbarkeit genommen werden, gemäß den „Interessen der Menschlichkeit" und den „sich immer steigernden (!) Forderungen der Zivilisation". — Darauf also wird das *Recht* beschränkt: es steht *neben dem Krieg*, den es, weil er an sich außerhalb der Sphäre des Rechts steht, nicht „auf einmal endigen" kann; das Recht steht neben dem Krieg, um seine Schrecken zu mildern, bis der Krieg aus anderen als rechtlichen Gründen allmählich stirbt, — nicht von dem Schwerte der Weltjustiz, sondern durch die moralische Läuterung der möglichen Kriegführenden (vgl. dazu auch Kant über unzulässige Kriegsmittel: Zum ewigen Frieden, S. 9).

Auch darin steht das Recht für die moralisch-idealistische Auffassung neben dem Krieg, einschränkend und überwachend, daß es erwünschtes Mittel ist, um konkrete Kriege durch Einzel-Rechtsvereinbarungen, die gültiges Völkerrecht werden, zu verhindern.

Dokumente dieser Annäherung an die „regulative Utopie" sind die zahlreichen Schiedsgerichtsverträge schon der Vorkriegszeit (vgl. die Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten vom 18. Oktober 1907, Reichsgesetzblatt 1910, S. 5 ff.).

Auch die moralisch-idealistische Auffassung sieht die Vollendung des Rechts in der — vorgestellten — Schaffung und Wahrung eines Zustandes der „Erlösung" (M. E. Mayer a. a. O.). Zwar ist die inhaltliche Vollendung der „einheitlichen und nicht mehr gegliederten Gemeinschaft" eine „Idee, die gedacht werden muß, aber nicht verwirklicht werden kann", aber aus ihrer Vorstellung ergibt sich der zu ihr gehörige Begriff des Rechts. Auch hier ist es ein statischer Begriff: das Recht ist als jeweilige Regelung eines Zustandes das Abbild der in der Idee gegebenen Regelung des vollkommenen Zustandes der Vollendung. „Hier" ordnet das Recht unvollkommene Zustände, die einander in Annäherung und Entfernung zur Idee ablösen; „dort" — in der Idee — wird der Zustand Wirklichkeit, der dem Rechtsbegriff Sinn und Richtung gibt.

Der utopisch-rationalistischen Auffassung wirft die moralisch-idealistische vor, daß jene mit ihrem Pazifismus eine („regulative") Idee mit einem (wunschgemäß zu verwirklichenden) Ideal verwechsele (vgl. M. E. Mayer a. a. O., S. 93). Ihr eigener Pazifismus bleibt Idee, nach der sich jede — immer unzulängliche — Einzelhandlung richten soll; die in der — immer unzulänglichen — Rechtsordnung (die zwischen den Staaten nur vereinbartes Völkerrecht sein kann) „in ins Unendliche fortschreitender Annäherung" nach Gestaltung drängt. „Ein Narr, welcher glaubt, daß sein Schiff schließlich auf dem Polarstern landen werde" (S. Behn a. a. O.), aber das Steuer wird — nach jeder Eruption der rebellischen, gesetzlosen „Natur" — wieder in den Kurs gezwungen, den der Friedensstern unverändert weist.

Die moralisch-idealistische Auffassung von Recht und Krieg war und ist vor allem die des guten deutschen Bürgertums.

## III.

Seit dem „ersten Weltkriege" (Stefan George: Drei Gesänge, 1921, S. 7) bricht eine neue geistige Welle hier und dort durch die Oberfläche des alten Europa; nach ihrer derzeitigen politischen Auswirkung wird sie allgemein als „Nationalis-

mus" bezeichnet und deshalb in begreiflicher Verwechselung mit anderen politischen Erscheinungen oft mißdeutet. Sie hat sich in der Person ihrer ersten Vorkämpfer dahin zu legitimieren, ob sie mehr ist als eine politische Variation, ob mit ihr ein neues Weltbewußtsein, eine neue Lebensauffassung aufzieht. Sie hat die Probe zu bestehen in der Auseinandersetzung mit jeder Erscheinung der „Wirklichkeit", die ihr begegnet, nein, die sie aufzusuchen hat, um sie zu bewältigen. Und was läge näher als die Auseinandersetzung mit der Erscheinung, der das neue Bewußtsein, das neue Denken Anstoß und Aufbruch verdankt, mit dem Kriege? Wir sind ausgegangen von der die geistige Oberfläche der Welt heute bewegenden Antinomie von Krieg und Recht; wir haben uns die Grundauffassungen vorzustellen versucht, die in mannigfachen Abwandlungen die Stellungnahme der Geister zu dem „Problem" bestimmt. In der Auseinandersetzung mit den vorgefundenen Auffassungen hat die neue Einstellung sich zu erklären und zu bewähren.

Uns zu erklären und zu bewähren, nicht aber zu überzeugen, ist die Absicht. Denn wir sind uns bewußt, daß alle diese „Auffassungen" nur Reflexe des eigenen Wesens der Denkenden sind; daß die „Stellungnahme" des Urteilenden vorgezeichnet ist in seiner geistigen Struktur. Und das ist gut so, trotz der Unversöhnlichkeit der aus dieser Tatsache erwachsenden Gegensätze und Kämpfe. Denn hier allein finden wir den festen Punkt, von dem aus alles zu begreifen und zu werten und von dem aus ab und zu die geistige Welt aus den Angeln zu heben ist. Die Logik allein würde alles rettungslos relativieren: „Alles, was man beweisen kann, kann man auch bestreiten. Unbestreitbar ist nur das Unbeweisbare" (Simmel, Tagebuch, Logos 1920). Nicht Ergebnisse zu beweisen, sondern an den Ausstrahlungen ein Wesen, eine Haltung darzutun, aber auch in der lückenlosen Bewältigung des vorliegenden Stoffs die Leistungsfähigkeit der neuen Denkform zu erweisen, kann Aufgabe sein. Wie wir denn auch die verworfenen Gedankenreihen nicht zu widerlegen, sondern aus ihnen ebenfalls nur ein Wesen, eine Haltung zu erschließen suchen, die als Ganzes begriffen und abgelehnt wird. Die Überwindung des Anderen kann nie auf dem Felde der Logik, sondern nur auf dem Felde der Macht erkämpft werden.

Über die Beschaffenheit der Umwelt, die wir als Gegenstand der Wertung und als Aufgabe zur Gestaltung vorfinden, ist der

Nationalismus mit der utopisch-rationalistischen und mit der moralisch-idealistischen Auffassung einer Meinung: die beiden letzten finden ja gerade ihre Voraussetzung und Rechtfertigung in der Tatsache, daß die „Wirklichkeit“[4]) *nicht* dem rationalen Ideal der ersten oder der regulativen Idee der zweiten entspricht. Denn diese „Wirklichkeit“ heißt Krieg, heißt Spannung, heißt Unzulänglichkeit jeder Regelung und Ordnung. Nicht nur das Völkerleben besteht in einer rastlosen Folge von großen und kleinen Katastrophen, sondern auch der Einzelne kann nie in seinem Leben vor Spannungen, Konflikten, vor äußerem und innerem Kampf jeder Art Sicherheit gewinnen. — Zu dieser empirischen Wirklichkeit nimmt der Mensch Stellung, wenn er sich eine Auffassung vom „Leben“ bildet: er setzt sein Ich in ein Verhältnis zu der erlebten Wirklichkeit. Das Ich mit seiner inneren Richtung, seinen Wünschen und Trieben ist die eine Gegebenheit; die „Wirklichkeit“, wie sie aus sinnlicher Wahrnehmung und logischer Ordnung ersteht, die andere. Zwischen beiden muß — nach einem Grundgesetze unseres Denkens — ein Gleichgewicht, eine „Synthese“ gefunden werden, in der sich alle Widersprüche und Unbegreiflichkeiten erklären, alle Unbekannten in einer letzten Gleichung auflösen. Aus der Formel dieser Gleichung läßt sich rückschließend *der* Faktor ermitteln, dessen Variabilität die Notwendigkeit verschiedener „Lösungen“ bedingt: das Wesen dessen, der gerade diese vorliegende Synthese geschaffen hat, der sie so und nicht anders schaffen *mußte*, weil er so und nicht anders ist. Und dieses Wesen des Denkenden ist es, das uns interessiert, wenn wir uns bemühen, das Ergebnis eines Denkens zu begreifen. So müssen uns die vorgefundenen Auffassungen von Krieg und Recht das Wesen derer enthüllen, die diese Gedanken so denken mußten.

Die utopisch-rationalistische und die moralisch-idealistische Auffassung *verneinen* die empirische Wirklichkeit des Lebens, als welche wir gemeinsam Kampf, Spannung, Veränderung, Katastrophe festgestellt haben. Denn sie finden ihre Synthese erst in einer entweder erhofften oder gedachten *Überwindung dieser Wirklichkeit*. Die utopisch-rationalistische Auffassung erhofft die tatsächliche Herstellung eines Zustandes, in dem die Wirklichkeit endlich dem Wesen des Menschen entspricht, das unter der gegen-

[4]) Der Begriff wird im Bewußtsein seiner erkenntnistheoretischen Problematik gebraucht; für eine erkenntniskritische Behandlung aus unserem Kreise wird auf Friedrich *Hielscher* „Die Selbstherrlichkeit“ (1928), bes. S. 28, verwiesen.

wärtigen Wirklichkeit leidet. In dem positiven Ausbau der Utopie herrscht allerdings nicht die gleiche Einigkeit wie in der Ablehnung der Kampfwirklichkeit: ein Angriffspunkt für den, der ein Geplänkel auf dem Boden der eigenen Voraussetzungen jener Lehre führen wollte. — Dem Zielbild, in dem die utopisch-rationalistische Auffassung ihre Synthese findet, entsprechen ihre sittlichen Forderungen und damit auch der Zweck, der dem Recht als Mittel zur Verwirklichung dieser Forderungen gesetzt wird; die Aussicht auf die Erreichung des ersehnten Zustandes genügt zur Rechtfertigung der sittlichen Postulate wie der rechtlichen Gebote. Ihrer jedes hat eine Begründung nach Art jenes Gebotes eines echt rationalistischen Gesetzgebers: „. . . . auf daß du lange lebest und daß dir's wohlgehe in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird" (5. Mose 5, 16). Mag „der Herr, dein Gott", je nach dem Zeitgeschmack Vernunft, Weltwirtschaft, Weltrevolution oder anders heißen, die Verheißung ist die gleiche: die Erreichung eines Zustandes, der den Wünschen des Angesprochenen Erfüllung bringt.

Auch die moralisch-idealistische Auffassung findet ihre Synthese erst in der Überwindung dieser Wirklichkeit, in einem Zustand der Erfüllung. Aber sie verzichtet auf die Verheißung des irdischen Paradieses. Für sie lösen sich alle Antinomien erst jenseits der „Wirklichkeit", — für die naive Vorstellung in einem geglaubten „Jenseits", für den abstrahierenden Verstand in der Idee. Aber auch hier steht ein Zustand am Ende des Denkens: ein Zustand zwar nicht der tatsächlichen Erfüllung, sondern der Vollendung, der Vollkommenheit. Auf ihn zielt die Moral dieser Auffassung: „Was soll ich Gutes tun, daß ich das ewige Leben möge haben?" (Matth. 19, 16). Die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens in dieser Wirklichkeit wird anerkannt, aber gleichzeitig die sittliche Pflicht statuiert, jede Einzelhandlung zu möglichster Annäherung an die Idee, an das sittliche Postulat zu erheben. So hat auch das Recht den Zweck, sich seiner Idee möglichst anzunähern, d. h. also in der jeweiligen Ordnung der menschlichen Dinge soweit als möglich ein Abbild des gedachten Zustandes der Vollendung zu schaffen. — Die „Erlösung" von der Unerträglichkeit der Gegenwart, hier auf Erden oder jenseits der Wirklichkeit (vgl. Fr. Oppenheimer a. a. O. und M. E. Mayer a. a. O.), die Ablösung der Unruhe dieser Wirklichkeit durch den Frieden eines Zustandes der Erfüllung oder Vollendung, das ist die (bewußte oder unbewußte) Lebenstendenz der Menschen, die in den Formeln der utopisch-rationalisti-

schen und der moralisch-idealistischen Auffassung die Gleichung für ihr Daseinsrätsel finden.

Der „neue" Nationalismus ist ein Kind des ersten Weltkriegs. Es liegt nahe, seine Stellungnahme zum Kriege und zu der friedlosen Wirklichkeit aus dieser seiner Herkunft zu erklären. Aber diese Erklärung ist oberflächlich; oder der Nationalismus wäre oberflächlich, wenn diese Erklärung richtig wäre. Wenn auch das „Kriegserlebnis" einer Generation, die im Angesicht des Todes das Leben tiefer verstehen lernte, den Boden lockerte für die neue Saat, so muß doch die innere Haltung, deren Bewußtwerden hier nach Ausdruck ringt, über eine Generation und über ein konkretes Erleben hinaus ein geistiges Phänomen von allgemeiner ursächlicher Bedeutung, nicht eine zufällig verursachte Reaktion sein. Denn diese Haltung war schon vor dem großen Kriege zu finden, und sie greift über auf nachrückende Generationen, denen die Offenbarung des Krieges nicht mehr vergönnt war. Aus dem Kriege sind nur die Zufälligkeiten, die accidentalia dieser geistigen Welle zu erklären; ihr essentielles Wesen ist originär. Eben deshalb entzieht es sich, wie auch die anderen geistigen Typen, der Frage nach dem Woher und Warum. Eine innere Gewißheit, eine selbstverständliche Denkform, ein Nicht-anders-können muß vorausgesetzt werden; über diesen irrationalen Ausgangspunkt kommt auch keine Psychoanalyse hinweg, die ihn nur jeweils aus dem einen „Komplex" in einen anderen verschiebt.

Die innere Haltung, die hier als Nationalismus bezeichnet wird, bejaht die friedlose, von Kampf und Spannung erfüllte Wirklichkeit unserer Umwelt. Sie erstrebt keine „Erlösung", keinen Zustand, der die gegenwärtige Unruhe endet. Denn sie weiß aus unmittelbarer Gewißheit, daß alles Leben, daß die Dynamik des Kosmos in Spannung, Kampf und Unruhe besteht. Das Ziel, nach dem die Anderen streben, wäre zugleich das Ende: mit einem Zustand hört das Leben auf, wie bei ihm auch das Denken jener Lehren aufhört. Das ist ja gerade das Lebenswunder des Alls, daß noch immer nicht alle Spannungen ausgelöst, alle Kämpfe ausgekämpft sind. „Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es erreicht sein" (Fr. Nietzsche: Wille zur Macht, 1062). Jenes statische Moment in den dargestellten Auffassungen ist auch nur deshalb erträglich, weil es als Widerspruch zu der tatsächlichen Dynamik der Wirklichkeit selbst einen Teil dieser Dynamik bildet. Der Zielbegriff eines zu erreichenden oder auch nur zu denkenden Zustandes

ist mit dem Begriff des Lebens unvereinbar: Leben ist Werden, ist stetes Auslösen und Aufreißen von Spannungen, ist Reibung und Kampf. Wo diese ewige Unruhe endet, endet das Leben. Da aber wir leben und den Anfang „des Lebens" nicht kennen, das Leben vielmehr „nach rückwärts" als ewig annehmen, so ist damit die Ewigkeit des Lebens selbst bejaht und ebenso die Ewigkeit dessen, was das Wesen dieses Lebens ist: Spannung, Unruhe, Kampf. „Wäre die Welt überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens, eines „Seins" fähig, hätte sie in allem ihrem Werden nur einen Augenblick die Fähigkeit des „Seins", so wäre es wiederum mit allem Werden längst zu Ende, also auch mit allem Denken, mit allem „Geiste"." (Fr. Nietzsche a. a. O.). Wenn also für die anderen Auffassungen Kampf, Unfriede, schmerzliche Spannung und Unruhe nur eine Abweichung, eine Unzulänglichkeit gegenüber dem „richtigen" Zustand des Wunschziels oder der Idee ist, so erkennen wir in dieser Wirklichkeit das Wesen des Lebens und Werdens der „Welt" und sehen auch in den Erscheinungen scheinbarer Ruhe und geglaubten Friedens nur eine Modifikation, eine andere Verwirklichung dieses „Spiels von Kräften und Kraftwellen", dieses „Meeres in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend", dieser „Welt des Ewig-sich-selber-Schaffens und Ewig-sich-selber-Zerstörens" (Fr. Nietzsche, Wille zur Macht, 1067). In der rückhaltlosen Bejahung dieser Wirklichkeit mit allen ihren Härten, Grausamkeiten und Schmerzen finden wir die Synthese, die das einsam kämpfende Ich mit der feindlichen Wirklichkeit in der höheren Einheit des ewig dynamischen lebendigen Alls eins werden läßt.

Aus dieser Bejahung der Wirklichkeit, aus der Ablehnung eines Erlösungsziels muß eine andere Sittlichkeit erwachsen, als aus der Teleologie der anderen Lehren. Jene richten notwendig den Sinn alles Handelns auf ihr Ziel und schreiben damit den Inhalt dieses Handelns vor. Was der Einzelne in jedem Einzelfalle zu tun habe, ist Gegenstand ihrer Moral; deshalb vermeidet diese Moral selten die Gefahr der Orthodoxie und der Intoleranz. Die Sittlichkeit der neuen Haltung kann kein „was" vorschreiben, weil sie kein solches kennt. Sie ist nicht auf ein Ziel eingestellt und dient nicht einer Erfüllung oder Vollendung. Jeder Augenblick stellt den vorhergehenden wieder in Frage. Kein Wert, für den jeweils gekämpft wird, hat Anspruch und Aussicht auf Sicherheit und Dauer. So bleibt als Maß der Sittlichkeit nicht ein Inhalt, nicht

ein Was, sondern das Wie, die Form. „Nicht wofür wir kämpfen, ist das Wesentliche, sondern *wie* wir kämpfen" (Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 78). Der Kampf ist das Notwendige, Ewige, die Kampfziele sind zeitbedingt und wechseln. Deshalb kann es auch auf den Erfolg des Kampfes nicht ankommen. Siegen zu wollen, ist der immanente Sinn jedes Kampfes, aber nicht der Sieg entscheidet über den Wert des Kämpfers. Die Hoffnung auf Sieg darf nicht einmal bestimmend sein für den Kämpfenden. Kämpfen in der Erwartung, daß man selbst siegen oder daß die „gute Sache" irgendwann doch einmal triumphieren werde, das können auch die anderen, denen nur der Glaube an ein letztes Ziel den gegenwärtigen Kampf erträglich macht. Dagegen ist die Bejahung des Kampfes auf verlorenem Posten für eine verlorene Sache das Kriterium der neuen Haltung: auf den guten Kampf kommt es an, nicht auf die „gute Sache" und auf den Erfolg. So ersteht aus realistischer Bejahung der Wirklichkeit eine heroische Sittlichkeit; deshalb mag, als terminologische Parallele zu den Bezeichnungen „utopisch-rationalistische" und „moralisch-idealistische" Grundauffassung, die den Nationalismus tragende innere Haltung als *heroisch-realistische* gekennzeichnet werden.

## IV.

Die herrschenden Auffassungen sehen im Krieg nur das Trennende, in der Ordnung des Rechts nur das Verbindende. Die heroisch-realistische Auffassung sieht *auch im Krieg das Verbindende* und *auch im Recht das Trennende*. Der Krieg ist eine notwendige und natürliche Form des gesamten Lebensprozesses. Wie der Kampf in anderen Formen dem Individuum unausweichbares Schicksal ist, so der Krieg den Staaten und Völkern. Gleiches Schicksal, in gleicher Weise anerkannt, verbindet, auch wenn es die von ihm Erfaßten einander als Gegner gegenüberstellt. Die heroisch-realistische Synthese läßt über dem verbissensten Kampf, der bis zum bitteren Ende ausgekämpft werden muß, eine Einheit begreifen, die in ihrer Notwendigkeit und Wahrheit versöhnender wirkt als der Appell an die gemeinsamen Schwächen. Als Glied dieser Einheit wird der Gegner ohne Prüfung seines Rechts und seiner Schuld anerkannt. Für die heroisch-realistische Auffassung fällt die Kriegsschuldfrage nicht erst — wie für die moralisch-idealistische — mit der Verneinung

einer Gerichtsbarkeit des einen über den anderen, sondern schon mit der theoretischen Unmöglichkeit einer Anklage: es kommt für einen guten Kampf nicht auf Recht oder Schuld, auf Einsicht oder Irrtum an. „Mag der Flieger des Barbusse tief unter sich zwei gerüstete Heere zu einem Gott um den Sieg ihrer gerechten Sache beten sehen, so heftet sicher eins, wahrscheinlich alle beide, einen Irrtum an seine Fahnen; und doch wird Gott beide zugleich in seinem Wesen umfassen" (Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, S. 110). Der Kampf verbindet die Gegner zu einer höheren, vielleicht der höchsten, weil zweckfreiesten Gemeinschaft, die zwischen Menschen möglich ist. Deshalb ist die Ritterlichkeit zwischen Kampfgegnern die höchste Form des Verkehrs zwischen Menschen.[5])

Das Recht kann — als Erscheinung der Wirklichkeit — nicht die Verneinung dieser Wirklichkeit sein. Es kann deshalb nicht als Ordnung eines Zustandes das Ende alles Kampfes bedeuten. Auch in ihm muß vielmehr das Wesen alles Wirklichen, eben der Kampf, wirksam sein. Da aber das Recht andererseits tatsächlich eine Ordnung ist, können wir es nur als eine Ordnung des Kampfes oder als eine Ordnung im Kampfe auffassen.

Das Ziel jedes Kampfes ist die Erweiterung der Macht des Kämpfenden. Der Kampf zwischen Gegnern, die einander dieses Ziel bestreiten müssen, kann nicht enden, solange nicht einer von ihnen irgendwie aus dem Kampf ausscheidet. Der jeweilige Stand des Kampfes zeitigt das jeweils zwischen den Kämpfenden geltende Recht. Das Recht ist die Abmarkung des Ergebnisses des gerade voraufgegangenen Kampfes: Gewinn an Macht auf der einen, Verlust auf der anderen Seite. Diese Feststellung des Kampfergebnisses schwankt zwischen zwei äußersten Möglichkeiten: zwischen der völligen Unterwerfung des einen Kampfpartners und dem völligen Gleichgewicht zwischen beiden. Im positiven Recht der Gegenwart finden wir diesen Gegensatz in der Unterscheidung zwischen dem Völkerrecht und dem durch staatlichen Zwang garantierten Recht. Beide bieten praktisch nur Annäherungen an das in ihnen verkörperte Prinzip. Das positive Völkerrecht konstatiert nur selten ein völliges Gleichgewicht zwischen den an einer bestimmten Regelung Beteiligten. Und das staatliche Zwangsrecht erreicht fast nie den Zustand der völligen Unterwerfung der „Rechtsunter-

[5]) Diese Erkenntnis gilt nicht nur für das „politische", sondern für das gesamte menschliche Leben, Liebe und Freundschaft nicht ausgenommen.

worfenen“: es grenzt stets innerhalb des Staates Machtsphären ab, wie das Völkerrecht zwischen den Staaten. In der herrschenden Lehre wird das nicht durch übergeordneten Zwang garantierte Völkerrecht als das „weniger entwickelte“, das durch staatlichen Zwang garantierte Recht als „hochentwickelt“ bezeichnet (vgl. M. E. Mayer a. a. O., S. 54). Dem hier aufgestellten Begriffe des Rechts entspricht die umgekehrte Wertung. Wenn nämlich das Recht als Abgrenzung der Machtsphären zwischen Kampfparteien verstanden wird, so ist — da der Kampf als fortdauernd anzunehmen ist — eine Abgrenzung von einer den Augenblick einer Kampfpause überschreitenden Dauer nur in dem idealen Fall eines völligen Gleichgewichts der Kämpfenden denkbar. In diesem — wie gesagt — idealen Falle hätte das Recht sich begrifflich vollendet: es wäre reines Recht, ungetrübt von irgendeiner Willkür, das diese Ordnung schüfe. Das Völkerrecht ist in seiner reinen Form des gänzlich zwangsfreien Rechts das begriffliche Urbild des Rechts überhaupt. Das staatliche Zwangsrecht dagegen vernichtet in seiner Vollendung das Recht überhaupt, indem es jeden Widerstehenden, dessen Machtsphäre gegen den „rechtsetzenden“ Mächtigen abgegrenzt werden könnte, durch Unterwerfung beseitigt. Die Vollendung dieses Zwangsrechts hebt den Begriff des Rechts auf und läßt nur den der Herrschaft übrig. Uns erscheint deshalb das staatliche Zwangs„recht“ als eine Abschwächung des Rechtsbegriffs, der seine reinste Darstellung in dem völligen Gleichgewicht einander berührender Machtträger fände.

Praktisch können die beiden äußersten Möglichkeiten des Rechts jeweils nur für einen Augenblick Verwirklichung finden. Denn das einmal erreichte Verhältnis des völligen Gleichgewichts der beteiligten Mächte wird sofort durch Veränderungen in dem inneren Wesen derselben wieder zerstört. Der Wille zur Macht, durch den jede Erscheinung lebt, unterliegt selbst dem Gesetz der steten Veränderung: in jeder lebendigen Erscheinung wächst oder schwindet ständig der Wille zur Macht, die Lebenskraft. Das gilt für alles Leben, also auch für den Menschen und für die auf den Menschen sich aufbauenden überindividuellen Steigerungen des Willens zur Macht: für die Staaten. So folgen auch die Mächte, zwischen denen in diesem Augenblick völliges Gleichgewicht, also in Wahrheit ein vollendeter Rechts„zustand“ besteht, dem Gesetz der steten Veränderung: in beiden wächst oder schwindet der Wille zur Macht, und zwar notwendig ungleichmäßig. Damit ersteht aus

dem Gleichgewicht ein Übergewicht des einen und das Recht entbehrt wieder der einzigen begrifflich zulässigen Garantie: des Gleichgewichts der Mächte. Auch die andere äußerste Möglichkeit der (wörtlich) „restlosen" Unterwerfung eines bisherigen Gegners und der Ersetzung des Rechts (= Abgrenzung der Machtsphären) durch die Herrschaft des Siegers kann nur vorübergehend Wirklichkeit werden. Auch hier wirkt die biologische Auswirkung des Gesetzes, daß alles Lebendige nur durch den Willen zur Macht lebt. Wenn nämlich der Gegner wirklich *ganz* unterworfen, d. h. sein Wille zur Macht *völlig* vernichtet ist, so wird er auch biologisch zugrunde gehen und so den Sieger um den Siegespreis der vollendeten Herrschaft betrügen. (Daß der Wille zur Macht den Unterworfenen oft auf zunächst nicht erkennbaren Wegen zu neuem Kampfe und zum Siege über seinen Sieger führt, beweisen die geschichtlichen Beispiele der Herrenvölker, die nach anscheinend völliger Unterwerfung anderer schließlich an ihren Sklaven rassisch zu Grunde gingen: das Blut der Unterworfenen führte den Kampf fort, den das Bewußtsein aufgegeben hatte.)

Die Vollendung des Rechts im Gleichgewicht der Mächte und die Vernichtung des Rechts in der vollendeten Herrschaft sind also aus tatsächlichen „biologischen" Gründen nur für Augenblicke möglich. Die zwischen diesen äußersten Möglichkeiten unendlich variierenden *Verwirklichungen des Rechts als Abgrenzung der Machtsphären kämpfender Mächte* sind begrifflich nur als augenblickliche und sofort sich ändernde Gegenwartsordnung, als Fazit des vorausgehenden und als Ausgangspunkt des folgenden Kampfes denkbar. Denn hier wird durch Abgrenzung eine Ordnung zwischen Mächten hergestellt, zwischen denen kein Gleichgewicht besteht, von denen aber auch noch nicht die eine die andere unterworfen hat. Die natürliche Tendenz der Machterweiterung — sowohl des Stärkeren *wegen* seiner Stärke, wie des Schwächeren *wegen* seiner Schwäche — läßt deshalb diese Ordnung nur als (theoretisch ausdehnungslose) Gegenwartsgrenze zwischen den vorhergehenden und den folgenden kämpferischen Veränderungen des Verhältnisses der Mächte zu.

Das Recht, begriffen als Abgrenzung der jeweiligen Machtsphären, trennt die so „Abgegrenzten" ebensosehr, wie es sie als Ordnung ihres Verhältnisses einen Augenblick verbindet. Das Recht, erkannt als Kampfergebnis und zugleich Basis, Ausgangspunkt des neuen Kampfes, kann nicht als Gegensatz zum Kampfe

aufgefaßt werden (wie die utopisch-rationalistische Auffassung ihr Zustände sicherndes Recht dem Kampfe überordnet, die moralisch-idealistische ihr nach Vollendung strebendes Recht dem Übel des Kampfes dualistisch entgegenstellt). Das Recht wird vielmehr als eine Funktion des Kampfes, als Intervall im Takte des Lebens begriffen, ebenso notwendig wie unselbständig, Frucht und Keim des Lebensprozesses. Nicht in einer „Verwirklichung" und nicht in einer „Idee" des Rechts finden wir die Synthese, die Einheit der Kämpfenden. Wir sehen die Kämpfenden allein verbunden durch ihren Gegensatz, ihren Kampf. Noch das Recht ist nichts als Gestaltung, Ordnung dieses Gegensatzes. Die Synthese aber erzwingt das große Ja zu dem ewigen Spiel der kämpfenden Mächte, zu dem ewigen Geburtsschmerz ewigen Vergehens und Werdens, zu der autarken Dynamik des lebendigen Alls, das kein Ziel und keine Erlösung kennt. Wer allerdings die harte und stolze Einsamkeit nicht erträgt, aus der allein das große Ja erwächst, der — schreit sein kleines Nein und rettet sich in die erlösende Utopie oder Idee.

V.

Der dynamische Rechtsbegriff der heroisch-realistischen Auffassung wird durch die Anwendung auf die Erscheinungen unserer Wirklichkeit, aus der er abgezogen wurde, bestätigt.

Um mit dem großen Kriege zu beginnen, der den Erörterungen über Krieg und Recht wieder einmal Anstoß gegeben hat: der Krieg begann nicht mit den ersten Schüssen und er endete nicht mit dem Waffenstillstand von Compiègne. Der Krieg wurde geführt, seit der eine Kampfpartner durch den Zusammenschluß kleinerer Mächte zu einer neuen Macht auf dem Felde erschien und so neue Spannungen zu allen angrenzenden Mächten weckte. Und der Krieg wird weitergeführt — von beiden Seiten. Jeder Friede ist Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Und die irgendwann einmal als „Festsetzung" des in jenem Augenblick erreichten Kampfstandes formulierten „Rechts"ordnungen decken einen unaufhörlichen Wechsel des tatsächlichen Rechts, das jeweils das Ergebnis des auf allen Machtebenen weitergeführten Krieges ist. Die Niederlage des Deutschen Reiches im Jahre 1918 war eine Kampfentscheidung, die wir als recht-schaffend durchaus anerkennen. Aber das Recht, das den Kampfstand jenes Augenblicks konstatierte, hatte nur diesen einen Augenblick den Inhalt, der damals aufgezeichnet wurde. Es hat sich seitdem mit dem weiteren Verlauf

des Kampfes ständig geändert. Ob zu unseren Gunsten oder zu unserem Nachteil, ist Sache der politischen Betrachtung; wesentlich ist hier nur die Feststellung, daß Veränderungen zum Vorteil oder zum Nachteil eintreten müssen. Das tatsächliche Recht kennt keinen Zustand; auf den Fetzen Papier eines formulierten Rechtsinstrumentes kommt es aus diesem tieferen Grunde nicht an. Das Versailler Instrument gibt uns keine Sicherheit vor weiteren noch viel vernichtenderen Niederlagen im fortgesetzten Kriege. Und der Widerruf dieser längst überholten Formulierung eines einmaligen Rechtsstandes ändert nicht das geringste an der derzeitigen wirklichen Rechtslage. Jeden Augenblick wird auf unzähligen Fronten durch Kampfentscheidung Recht geschaffen, das unsere Machtsphäre entweder erweitert oder einschränkt. Jede deklaratorische Rechts„feststellung", heiße sie nun Kellogg-Pakt oder Freiheitsgesetz, bleibt Phrase, — kann als solche allerdings ein Mittel im realen Machtkampf sein.

Die Anwendung des gefundenen Rechtsbegriffes auf den Staat steht im Zeichen der Antithese Recht-Herrschaft. Die Vollendung des staatlichen Zwangs„rechts" ist die Vernichtung des Rechts (wie es hier begriffen wurde: als Abgrenzung von Machtsphären) durch die Herrschaft. Die Vollendung der Herrschaft ist, wie gezeigt wurde, nur für einen Augenblick möglich, weil mit der Vernichtung seines Willens zur Macht — und erst damit ist die Herrschaft vollendet — der Unterworfene als (passives) Subjekt eines Machtverhältnisses verschwindet, Objekt einer Willkür wird und auch als solches durch biologischen Niedergang dem „Herrscher" entzogen wird. Diese Feststellung widerspricht nicht der leidenschaftlichen Bejahung des Staates als der höchsten überindividuellen Steigerung des Willens zur Macht, — gerade in seiner Tendenz auf Erweiterung und Vollendung der Herrschaft. Vielmehr wird hier auch in Anwendung auf den Staat lediglich die Erkenntnis gewonnen, daß die Wirklichkeit keine als Ziel zu erstrebenden Endzustände kennt. Der Staat ist ein Stück Wirklichkeit und damit nicht nur als Ganzes nach außen, sondern auch als Erscheinung an sich in den dynamischen Lebenszusammenhang der Wirklichkeit gestellt: auch Staatsbildung und -rückbildung vollzieht sich in unablässigem Kampf der innerstaatlichen Mächte. Der jeweilige Zustand des innerstaatlichen Rechts ist ebenfalls nichts als die Abgrenzung der jeweiligen Machtverhältnisse. Das Ziel jeder einzelnen innerstaatlichen Macht ist die Herrschaft über die anderen, wobei sich jede —

die stärkste praktisch, die schwächeren theoretisch — mit „dem Staat" zu identifizieren pflegt. Vollendung der Herrschaft ist die Tendenz des Staates: je vollkommener die Herrschaft, desto vollkommener der Staat. Aber die Vollendung der Herrschaft ist nur in Annäherungen möglich. Erreichen des Zieles wäre zugleich das Ende der Herrschaft.[6]) Zwischen vollendetem Recht (= Auflösung des Staates) und vollendeter Herrschaft (= Vernichtung des Beherrschten) erscheint der Staat in zahllosen Kombinationen von Recht und Herrschaft.[7]) Ständig verändern sich die Grenzen der Machtsphären; unaufhörlich kämpfen die zunehmenden und zurückgehenden Kräfte um Sieg und Herrschaft. — Wir bejahen auch den innerstaatlichen Kampf als Verwirklichung des allgemeinen dynamischen Lebensprinzips. Damit ist nur insoweit „die Revolution in Permanenz erklärt", als keine Macht vorhanden ist, die durch Ausdehnung ihrer Herrschaft staatsbildend wirkt. Wenn Schwäche unter formalem Rechtstitel regiert, verdirbt sie den Staat. Um des Staates willen muß die stärkere Macht ihre Herr-

[6]) Ein Anklang dieses Gedankens findet sich bei Kant, Zum ewigen Frieden, S. 37: „Die Idee des Völkerrechts setzt die Absonderung vieler voneinander unabhängiger Staaten voraus, und obgleich ein solcher Zustand an sich schon ein Zustand des Krieges ist (wenn nicht eine föderative Vereinigung derselben dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorbeugt), so ist doch selbst dieser, nach der Vernunftidee, besser als die Zusammenschmelzung derselben durch eine die anderen überwachsende in eine Universalmonarchie übergehende Macht, weil die Gesetze mit dem vergrößten Umfange der Regierung immer mehr an ihrem Nachdruck einbüßen und ein seelenloser Despotismus, nachdem er die Keime des Guten ausgerottet hat, zuletzt doch in Anarchie verfällt." — Der Universalstaat hebt sich also selbst auf.

[7]) Was unter dem Namen des „Rechts" die innerstaatlichen Verhältnisse ordnet, ist durchweg nicht das Recht in dem hier gefundenen Begriffe, sondern lediglich die Organisation der Herrschaft. Kriterium ist, ob die Aufhebung und Abänderung des „Rechts" der Willkür der den Staat beherrschenden Macht überlassen ist oder nicht. Das Verhältnis der Reichsgewalt des alten deutschen Reiches zu seinen Gliedern, zu den Fürsten und anderen Reichsständen, war Recht, d. h. Abgrenzung von Machtsphären. Das gesamte „Recht" der Weimarer Reichsrepublik, das zur Verfügung einer (einfachen oder qualifizierten) Mehrheit des Reichstags steht, ist Organisation einer Herrschaft. (Daß diese Herrschaft nicht einheitlich und eindeutig ist, und daß „der Herrscher" nicht menschlich groß sein kann, macht dieses „Recht", d. h. diese Organisation der Herrschaft zu einer schlechten und schwachen.) — Unabhängig von dieser Feststellung ist die Erkenntnis, daß eine kluge Herrschaft in ihre Organisation ein gewisses Maß formellen „Rechts" einbaut: die Willkür der Herrschaft stellt allgemeine Regeln auf, für deren konkrete Anwendung sie auf willkürlichen Eingriff verzichtet. Die gesamte Justiz und ihre Garantien sind eine Konzession der klugen Herrschaft an einen Trieb der Menschen, der gleichmäßige („gerechte") Anwendung der von der Herrschaft gesetzten Normen auf alle dieser Herrschaft Unterworfenen fordert: „Gleichheit vor dem Gesetz", der Stolz des Untertanen! Aber diese Konzession kann jederzeit zurückgenommen werden; ein verfassungsänderndes Gesetz genügt dazu. „Justitia fundamentum regnorum" ist eine Lehre der Staatsklugheit, kein Begriffsmerkmal des Staates.

schaft errichten. Und wenn keine Macht vorhanden ist, die zur Herrschaft durchdringt, dann wird der Staat irgendwann im Kampf der Staaten untergehen oder sich auflösen. Auch diese Folgerung ziehen wir aus unserer Grundanschauung, daß wir das eigene Ende bejahen, wenn die Kraft versiegt, und auf die Trostvorstellung irgendeiner Konservierung verzichten. „Konservativ" sein, heißt das Notwendige, das Schicksal, das Leben — und den Tod bejahen; an Zustände zu glauben ist — „utopisch-rationalistisch".

Auch im „sozialen Leben", auf dessen Abgrenzung oder Identität mit der staatlichen Sphäre hier nicht eingegangen werden soll, bejahen wir den Kampf. Wir glauben an keine „Lösung" der sozialen Frage. Die „Werkgemeinschaft" ist in diesem Sinne ebenso eine Utopie, wie die „an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tretende Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist" (Marx-Engels: Manifest der Kommunistischen Partei, 1847, Schlußsatz von II.). Wir bejahen den Klassenkampf, aber nicht nur den aufsteigender Kräfte, sondern auch den „von oben": den Klassenkampf der Herren gegen den insurgierenden Pöbel. Wie der Staat wird eine „soziale Ordnung" immer nur durch Herrschaft geschaffen, nicht durch Zugeständnisse: „Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger, — aber über ihnen, sich durch Bedürfnislosigkeit auszeichnend, die höhere Kaste: also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht" (Fr. Nietzsche: Wille zur Macht, 764).

Die Gleichheit als rechtliches Postulat wird verneint. Denn das Recht als Abgrenzung ständig sich verändernder Machtsphären kennt keine Gleichheit der rechtlichen Bindung. Zwischen dem reinen Recht des Gleichgewichts der Mächte und der Aufhebung des Rechts in der vollkommenen Herrschaft liegt eine weite Skala der Rechtsungleichheit. — Oder umgekehrt: nur zwischen Gleichen ist begrifflich reines Recht denkbar. Daher „die Überzeugung, daß man nur gegen seinesgleichen Pflichten hat, gegen die anderen sich nach Gutdünken verhält; daß nur inter pares auf Gerechtigkeit zu hoffen (leider noch lange nicht zu rechnen) ist" (Fr. Nietzsche: Wille zur Macht, 943). — So sehr verneint die heroisch-realistische Auffassung jede Fiktion der Gleichheit, daß sie auch auf die allgemeine Anerkennung ihrer selbst verzichtet; ihre Erkenntnisse und Folgerungen sind nur für Menschen einer bestimmten Haltung verbindlich. Ihr „kategorischer Imperativ" lautet — anders als der Kants (vgl. Grund-

legung zur Metaphysik der Sitten, Reclamausg., S. 55): — Handle so, als ob die Maxime deiner Handlungen durch deinen Willen zum Gesetze *für jeden deinesgleichen* werden sollte; wenn der nach diesem Gesetze Handelnde von dir als deinesgleichen anerkannt werden kann, ist deine Maxime richtig. An sich selbst und seinesgleichen höhere Ansprüche stellen, aber auch größere Freiheit vorbehalten: die anderen sollen es „besser haben", sollen ruhiger, verantwortungsloser, glücklicher leben. Wir werden keinen überreden oder gar zwingen, unsere Art anzuerkennen oder gar anzunehmen. Ebenbürtigkeit und Rechtsgemeinschaft aber besteht nur zwischen denen, die aus einer bestimmten Prägung und Haltung, die nicht erworben, sondern gegeben ist, ihren Rang in stetem innerem und äußerem Kampf jeden Augenblick neu erringen.

## VI.

Wir haben erkannt, daß die gegenwärtige völkerrechtliche Behandlung des Krieges bestimmt ist durch die utopisch-rationalistische Auffassung, wie das Völkerrecht der Vorkriegszeit im wesentlichen von der moralisch-idealistischen geleitet wurde. Soll nun die heroisch-realistische Bewegung das geltende positive Völkerrecht ablehnen und ein Programm eines eigenen Rechts zwischen den Staaten aufstellen? Ein solcher Versuch wäre unfolgerichtig gegenüber den vorangestellten Grundauffassungen vom Krieg und vom Recht. Denn wenn der Krieg in allen seinen Formen *die* Wirklichkeit ist und das Recht eine abhängige Funktion des ewigen Kampfes, so sind auch internationale Verträge ungeachtet ihres Inhalts als Erscheinungen der Wirklichkeit Erscheinungen des Krieges. Als solche bejahen wir sie, wie wir in allem die lebendige Wirklichkeit bejahen. In den Rechtsinstrumenten über Kriegsbeschränkungen und Kriegsverbote bejahen wir eine besondere Form des Kampfes der Staaten, dieser überindividuellen Steigerungen des Willens zur Macht. Denn wir wissen, daß echte Staaten unberührt von der ideologischen Substanz ihrer Verträge diese ausschließlich als Kampfmittel im ewigen Machtkampf einschätzen und anwenden (wie umgekehrt diejenigen, die an den Inhalt der Pakte glauben, sich insoweit als Scheinstaaten erweisen und im „Kampf der Verträge" unterliegen). Wir gestehen offen, daß uns *dieses* Kampfmittel an sich nicht sympathisch ist. Die Waffe und der offene Kampf liegen uns näher, aber wir sehen ein, daß der Waffenkrieg im hergebrachten Sinne heute nicht mehr die wirk-

samste und brutalste Kampfesweise sein mag. Jede Zeit hat ihre besonderen Kampfformen wie ihre eigenen Grausamkeiten (vgl. Stapel, Deutsches Volkstum, 1929, S. 889), die von der Masse als selbstverständlich hingenommen werden, während sie der Kämpfer von gestern oft als unfair und unwürdig empfindet: dem Schwertritter des Mittelalters mußte der Fernkampf mit Feuerwaffen ebenso unritterlich erscheinen, wie dem Frontsoldaten des Weltkrieges die Fortsetzung des Krieges mit anderen Fernwaffen unter der Tarnung der Kriegsächtung. Wir lassen uns auch nicht durch das Bewußtsein, daß wir selbst heute noch nicht in einem Führerstand der gewandelten Kampffronten stehen, dazu verführen, in billiger moralischer Entrüstung die Kampfmittel theoretisch zu verneinen, die uns zur Zeit nicht zur Verfügung stehen. Nein, wir bejahen jedes Kampf- und Machtmittel, weil wir uns ausdrücklich vorbehalten, auch unsererseits eines Tages davon Gebrauch zu machen. Bis dahin rüsten wir uns, — nicht zum wenigsten, indem wir die Waffen und Kampfmethoden der Gegner als solche zu erkennen und zu studieren bemüht sind. Die aus der heroisch-realistischen Auffassung sich ergebende Bejahung der Verwendung auch von Rechtsinstrumenten als Kampfmitteln des Willens zur Macht beugt also der Versuchung vor, diese grundsätzliche Auseinandersetzung mit einer programmatischen Kritik des positiven „Kriegsrechts" abzuschließen, mit dessen ideologischer Analyse wir diese Betrachtungen eingeleitet haben. Nicht ein neues „Kriegsrecht" zu proklamieren, konnte die Absicht sein, — denn das schafft sich der Krieg ständig selbst, — sondern das unter jeder positiven Rechtsordnung und für jede Form des Krieges unveränderliche, weil begrifflich-funktionell gegebene Verhältnis des Krieges zum Rechte verständlich zu machen, wie es aus unserer Grundauffassung verstanden wird. Unsere Kritik galt den herrschenden Auffassungen, unter denen wir eine bestimmte innere Haltung erkannten, die der unseren entgegengesetzt ist. Von dieser anderen Haltung uns klar und scharf zu scheiden, den Gegensatz unerbittlich aufzudecken, scheint uns nächste Aufgabe aller theoretischen Erörterung. Wir wollen nicht überzeugen und nicht werben, sondern allein unser selbst, unserer Besonderheit und unserer Kraft bewußt werden. Wir treten zum Kampfe an und gedenken einen guten Kampf zu kämpfen. Wer „recht" behält, entscheidet das Leben, das Schicksal. So bewährt sich auch in der Anwendung auf ihren eigenen Kampf unsere Theorie von Krieg und Recht.

Gerhard Günther

# Die Bändigung des Krieges durch den Staat

Das elementare Wesen des Krieges bewirkt es, daß bei seinem Ausbruch urtümliche Kräfte wachgerufen, uralte seelische Ordnungen aufgedeckt werden, die im Frieden von der Domestikation der Zivilisation verdeckt waren. Die ebenfalls elementare Wucht dieses Durchbruchs deutet darauf hin, daß eine ursprüngliche Anlage des Menschen für den Krieg vorhanden ist. Zwar wollen manche Forscher unter ganz primitiven Stämmen solche von vollkommen friedlichem Charakter angetroffen haben. Falls sie nicht die Beute kriegerischer Nachbarn geworden sind, haben sie sich nur durch die Flucht in unwirtliche Rückzugsgebiete retten können, und ihre kümmerliche Entwicklung, schon durch die ungünstige Umwelt gehemmt, ist die Folge der fehlenden Kampfbegabung, die vielleicht nicht einmal ursprüngliche Anlage, sondern eine Entartungserscheinung der Domestikation ist, wie sie auch am Ende der Geschichte von Kulturvölkern stehen kann.

Im allgemeinen besitzt der primitive Mensch ein hohes Maß von Aggressivität. Es ist nicht einfach der Trieb der Selbsterhaltung, der hier wirksam ist; diesem würde durch die Flucht weit eher Genüge geschehen. Es ist vielmehr ein eigener, ursprünglicher Trieb, ein unmittelbarer Kampftrieb, der dem Menschen als zoologischem Wesen eigentümlich ist.

Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, in der Brunstzeit kämpfende Hirsche zu sehen, wird die erregenden Schauer nicht vergessen können, die diesem elementaren Kampf um das weibliche Tier innewohnt. Um die Beute kämpfen Wölfe nicht nur gegen fremde Konkurrenten, sondern auch gegen den Art- und wohl auch gegen die Rudelgenossen. In der Verteidigung des Nachwuchses wird die Häsin, sonst ein Fluchttier, zur Heldenmutter. Und die rätselhaften großstädtischen Staatengebilde der Ameisen unternehmen gegen verwandte Arten organisierte Raubzüge, die staatlichen Kriegen ähneln.

Dieselben Antriebe mögen auch den Menschen zu Angriff oder Verteidigung befeuert haben. Da er zu den Omnivoren zählt, hat die Jagd seine Kühnheit und Intelligenz entwickelt. Aber schon bei der Jagd geht es nicht nur um verzehrbare Beute, sondern gleichwertig um die Trophäe. So widerwärtig der nahezu gefahrlose zivilisatorische Abschuß von Großwild ist, so großartig ist der Kampf einer Handvoll speerbewaffneter Neger gegen den

Löwen, nicht um des Verzehrs, oft nicht einmal um des Schutzes und der Vergeltung willen, sondern aus Freude am Kampf selbst und um der geheimen Kräfte willen, die in Fell und Zahn beschlossen sind. Die Lust zum Kampf ist immer zugleich magischer Herkunft, und daraus allein erklärt sich ihre Stärke und Dauerhaftigkeit, da diese urtümlichen Mächte noch unter Zivilisation und Domestikation ihre verborgene Kraft bewahren.

Der Kampf mit dem Tier allein hätte den Menschen nicht dauernd gefördert; denn das Tier ist nicht sonderlich entwicklungsfähig. Aber dem Menschen war von Anfang an der gefährlichste Gegner gesetzt: der Mensch.

Kein starkes Artgefühl, kein Bewußtsein einer höheren Gemeinschaft hat ihn dabei gehindert. Für die Horde, für den Stamm ist der Fremde, der Unheimische kein Menschenbruder, sondern ein Gegenstand des magischen Schauderns, des Abscheus. Unser erst in diesem seelisch verkümmerten Zeitalter zu einer rein quantitativen Bezeichnung herabgesunkenes Wort „ungeheuer" bezeichnet diese Empfindung gegenüber dem, was nicht zum Haus, zur Verwandtschaft gehört, am treffendsten, wie auch das Unheimliche die Welt außerhalb des Heims, das Elend die Fremde schlechthin ist. Noch bei Shakespeare ist das Wort „strange" die Bezeichnung für das tiefste Grauen. Das Gastrecht und gar eine Rechtsordnung, die auch den Fremden in den Stammesschutz eingliedert, sind späte, kultisch bedingte Schöpfungen, die vor allem auf der magischen Furcht vor der Vergeltung eines fremden Dämons beruhen. Die meisten ursprünglichen Stammesnamen scheinen nichts anderes bedeutet zu haben als „die Menschen", „das Volk" im Gegensatz zu den „Anderen", den „Barbaren". Die Begegnung mit diesen bedeutet Abscheu, Flucht oder Kampf.

In seinem reizvollen Buch „Mein Onkel Benjamin" läßt Claude Tillier einen Korporal den Rekruten für den Kriegsfall instruieren: „Wenn der Gegner zur Schlacht heranrückt, wirst du von weitem meinen, daß es Menschen seien. Aber an der Farbe ihrer Aufschläge wirst du erkennen, daß es Preußen sind." Hier ironisiert der Epigone der französischen Aufklärung einen seelischen Tatbestand, der sich in jedem schlichten und gesunden Denken auch heute noch erhält. Noch heute ist die Grenze für jeden wurzelhaften Menschen nicht ein Strich zwischen zwei Verwaltungsgebieten, sondern eine Scheidelinie zwischen vertrauter Heimat und einer anderen Welt, die nicht ohne geheimen Schauer überschritten wird.

So sind auch die frühen Stammeskämpfe nicht einfach für Beute und Frauenraub geführt worden, sondern zugleich aus dem Haß gegen das Fremde. Der Feind wird nicht nur dadurch geschwächt, daß man seine Siedlungen zerstört, Frauen und Vieh wegschleppt und die Männer tötet. Zuweilen ist es wichtiger, nicht Sklaven als Arbeitskräfte zu gewinnen, sondern die Schädel der Erschlagenen nach Hause zu bringen oder das Herz des Feindes zu essen. Dadurch gewinnt man seine Stärke und Kühnheit und mehrt die Substanz des eigenen Stammes.

Diese Stammeskämpfe scheinen aber bis in die neueste Zeit mit einer durch nichts gebändigten Grausamkeit und Wut geführt worden zu sein, die in vielen Fällen bis zur völligen Ausrottung geführt hat. Nicht nur die kämpfenden Männer sind der Feind, sondern der fremde Stamm mit Frau und Kind, Haus und Garten, Baum und Feld sind das „Unreine" und müssen ausgetilgt werden, daß auch keine Spur von ihnen mehr die Erde schändet. Der „Gott" hat einen „Bann" gelegt auf den Feind und alles, was zu ihm gehört, und dieser Bann muß vollstreckt werden. Die Bibel berichtet verschiedene Male, wie der Bruch des Banns dadurch, daß man Menschen oder Tiere schont, von dem Stammesgott furchtbar gerächt wird. Nur das Gut, das dem Gott geweiht und dadurch entsühnt wird, entgeht der Vernichtung. Alles andere wird vom Feuer vertilgt, und selbst die eroberten Pferde werden nicht verwendet, sondern gelähmt, nicht nur wenn der Eroberer keinem Reitervolk angehört und nichts mit ihnen anfangen kann, sondern vor allem, weil diese Pferde fremd-unheilige Wesen sind. Sie gehören zu der magischen Wesenheit des Stammes nicht weniger als die Menschen.

Kein Sieg, es sei denn die völlige Vernichtung eines der Partner, beendigt diese Kämpfe. Denn sie dienen nicht einem politischen Ziel, der Eroberung und Beherrschung. Der rein elementare Antrieb zu Kampf und Vernichtung wird durch keine rationelle Zweckhaftigkeit gebändigt. Oft genug verbluten beide Parteien in diesen durch keine politische oder militärische Rücksicht beherrschten Kämpfen unter dem dämonischen Zwang, der diese Menschengruppen über Jahrhunderte hinweg gegeneinander treibt, ohne daß ein rationaler Grund diese Notwendigkeit zu bedingen braucht.

Aber in diesem magischen Gemeingefühl für das ausschließliche Lebensrecht des eigenen Stammes und dem Abscheu gegen das Fremde, mit dem weder Versöhnung noch Vermischung zulässig ist,

wurzelt das machtvolle Gefühl, das wir in einem späteren Stadium als die nationale Ehre wiederfinden. Mag immer zugleich das Verlangen nach Beute, nach besserem Land als Antrieb mitwirken, — ohne diesen immateriellen Antrieb sind Kämpfe nie geführt worden, was gerade die häufige Vernichtung der Beute beweist. Selbst in Zeitaltern, die das magische Denken nur noch als kaum bewußte Unterströmung durchzieht, verrät uns dies das Wort der Trophäe. Daß in dem für den Fortgang der Operationen bedeutungslosen Gefecht bei Dijon die einzige deutsche Fahne im französischen Krieg verloren ging, war, wie uns das bekannte Gedicht zeigt, eine Schändung, die für das volkstümliche Denken durch die Neutralisierung der Armee Bourbaki nicht wettgemacht und nur dadurch erleichtert wurde, daß die Fahne keinem Lebenden entrissen wurde. Uns allen ist noch Erinnerung, mit welch trotziger Freude es uns erfüllte, als jene Nationalisten die Siegestrophäen von 1871 durch ihre Vernichtung vor der Auslieferung bewahrten. Diese Männer bewiesen ein sicheres Gefühl für das Wesentliche, was ihnen auch die französische Wut bestätigte, die so um die sinnbildliche Auslöschung der Niederlage betrogen worden war. Damit erweist sich die Darstellung urtümlicher Empfindungsweisen gerade auf dem Gebiet des Kampfes, der freilich in besonderem Maße Träger und Erwecker ursprünglicher Kräfte ist, nicht nur als eine Betrachtung vergangener Lebensformen, sondern als Aufhellung innerer Erlebnisse, die auch das Zeitalter der Maschine nicht auszutilgen vermocht hat.

•

In jenen frühen Kämpfen aber und nur aus ihnen erwächst eine neue menschliche Schöpfung, die dem Leben der Stämme in ihnen selbst und untereinander eine völlig neue Form gibt und erst die hohen Leistungen der Völker ermöglicht: der Staat.

Seine Geburtsstätte ist nicht das Heim der Familie, sondern das Männerhaus. Denn die Sippen leben nebeneinander, wenn auch Reichtum und Tradition eine höhere soziale Geltung ermöglicht. Ihr Gebiet ist Wirtschaft und Brutpflege, die Sorge um Gut und Blut, weshalb auch Wohlfahrt und Sicherheit ihre natürlichen Ziele sind. Für Hof und Herd kämpft auch der Familienvater, die Landwehr, aber — nur zur Verteidigung.

Im Männerhaus aber sammelt sich abgesondert von der Atmosphäre des Heims die junge Mannschaft; in der altgermanischen Halle, in der „Heriberga" der Wikinger, wie in der Kaserne und

dem Studentenhaus finden wir seine Formen ausgeprägt. Durch schmerzhafte Riten wird der Jüngling bei der Mannbarkeitsweihe auf seine Würdigkeit geprüft. Noch in der Behandlung der Rekruten durch die alten Leute und in der Erziehung der Füchse klingen diese Zeremonien nach.

Im Männerhause selbst aber gilt nicht allein der Wille des Sippenältesten oder des „Senats", der die Sitte als uralt heiliges, durch Herkommen und nicht durch Zweckhaftigkeit begründetes Brauchtum hütet. Im Männerhause erwächst der „Herzog", als der Führer der Mannschaft. Und dort wird das Gesetz geboren, das als bewußte Satzung neues Recht schafft. Diese Mannschaft lebt nicht für die Erzeugung von Gütern, sondern vom Verzehr. Ihr geht es nicht um Wohlfahrt und Sicherheit, sondern um Ehre und Herrschaft. Das in ihr ausgebildete Verhältnis von straffer Führung und Gefolgschaft überträgt sich, nicht ohne schwere Erschütterung der Sippenordnung und ihrer Werte, auf den Stamm selbst und ersetzt das Nebeneinander der Sippen durch das Übereinander der staatlichen Herrschaftsordnung.

Es ist verständlich, daß gerade der Kampf, der mehr und mehr zur Aufgabe der Mannschaft wird, ihr eine überragende Bedeutung verleiht. Ihre straffere Ordnung und ständige Alarmbereitschaft gibt ihr eine höhere Kampfkraft. So haben die germanischen Stämme, bei denen in ruhigen Zeiten die Befehlsgewalt der Fürsten durch das Thingrecht der Freien sehr eingeschränkt war, für die Zeiten der Wanderung dem Führer der großen Trecks eine fast unbeschränkte Kommandogewalt und Rechtshoheit verliehen. Dieser Führer stützte sich aber auf die von dem schwerfälligen Wagenzug losgelöste kampfbereite Vorhut, die Hundert- oder Tausendschaften, die zunächst nicht genaue Zahlenbezeichnungen, sondern Benennungen für die reinen Mannschaftsformationen sind. Es ist verständlich, daß auch nach der Landnahme der Führer seine erweiterten Rechte, wenn sie den Stamm zum Erfolg geführt hatten, beizubehalten sucht, wenn auch gerade bei den Germanen selten mit dauerndem Erfolg.

Gerade der Kampf stellt, auch wenn mit ihm nur als einer zukünftigen Möglichkeit gerechnet werden muß, harte und dauernde Ansprüche an die Kollektivkräfte eines Stammes, die immer wieder mit den augenblicklichen Wohlfahrtsinteressen der Sippen in Widerspruch geraten. Nicht die mildere Ordnung der friedlichen Sippe, sondern allein die strengere Autorität des Staates kann diese Lei-

stungen ständig der menschlichen Trägheit und Augenblicksgebundenheit abzwingen. Für das Werden aller höheren Kultur, die nur durch Verzicht auf momentanen Lustgewinn und unter stätigem Zwang entsteht, ist es entscheidend, daß eben der Kampf gegen den Menschen, der sich entwickelt, zulernt und neue Kampfmethoden ersinnt, zur dauernden Leistungsanspannung zwingt. Dabei ist der durch Kampf geschaffene Staat der Erzieher. Er drängt auf die Vervollkommnung der Technik, deren Entwicklung auch allen anderen Gebieten zugute kommt. Er schafft — zunächst nur für seine Zwecke — festere Ordnungen und weitgreifende Planungen; aber die hier gebildeten Kräfte wirken sich auch im friedlichen Wachstum aus. Er lehrt über größere Räume als die engste Heimat und über längere Fristen als den Augenblick hinaus denken.

Schließlich wird auch der Staat der Wahrer des Rechtes. Denn allzu schreiende und allgemeine Rechtsverletzung treibt große Gruppen des Volkes in die Staatsfeindschaft hinein, die dann den Augenblick, wo der Staat im Kriege angespannt ist, zur Revolte benutzen. Gerade die moderne Kriegsgeschichte zeigt uns, daß der Krieg, die große Prüfung der Staaten, sich nicht nur auf ihre Tapferkeit und technische Entwicklung, sondern auch auf ihre politische Festigkeit und soziale Geschlossenheit bezieht.

Allein schon diese fragmentarische Übersicht zeigt, daß dem Staate mit seiner planenden Initiative neben aller ihm eigenen Dämonie, die schon wegen seiner Herkunft aus der elementaren Zone des Kampfes nicht fehlen kann, ein besonderes Maß von rationaler Zweckhaftigkeit innewohnt. Stamm und Volk sind natürliche Gebilde, die, wie alles natürliche Leben jenseits von Gut und Böse, unmittelbar aus der Hand der Schöpfung hervorgehen. Aber der Staat ist eine bewußte Schöpfung des Menschen, die er vor der Geschichte zu verantworten hat.

Mit voller Absicht haben wir, solange wir von Aktionen der von magischen Impulsen angetriebenen Stämme sprechen, das Wort Kampf gewählt, da dieses Wort mehr dem triebhaften Charakter dieser Vorgänge entspricht. Erst Staaten vermögen Kriege zu führen, unter denen wir planmäßige, zielgerichtete und organisierte Unternehmungen verstehen. Der natürliche Kampf wird im Kriege zu einem Mittel des Staates, der dieses seinen Zielen dienstbar macht, indem er auf die Urtriebe zum Kampf keineswegs verzichtet, sie vielmehr auch in seinen Dienst stellt, aber sie zu lenken versucht. Es ist der Prozeß der Bändigung des Krieges durch den Staat.

Immer wieder bricht dabei die einmal entfesselte Welt des Elementaren durch und gefährdet oder überwältigt die lenkende Absicht des Staates. Aber in immer neuer Anpassung sucht der Staat die Führung wieder zu gewinnen und das Elementarische seiner Idee gefügig zu machen. Immer ist es gefährlich, die Dämonen aufzurufen, die leichter zu wecken als zu bannen sind, besonders wenn in ihrem Beschwörer selbst der Dämon eine Heimstätte hat. Aber niemals ist eine große Leistung vollbracht worden ohne die dämonischen Urkräfte, um deren Meisterung der Staat, die Personifikation des zur Selbstherrlichkeit strebenden Menschen, zur planenden Gestaltung der Geschichte ringt.

•

Eine in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Darstellung eines frühen Konflikts zwischen Staatsräson und magischer Forderung enthält eine jüdische Quelle (1. Buch Samuelis, Kap. 15, 28—31). Der Bund Israel, kein Volk, sondern eine Eidgenossenschaft oder ein magischer Geheimbund, stand vorwiegend unter der Leitung von Einzelpersönlichkeiten oder Gilden, die als Wahrer des Vertrages mit der Gottheit weniger auf politische Notwendigkeiten als auf strikte Beobachtung des Rituals bedacht sind. Da sie zugleich im wesentlichen die Träger der Tradition und des späteren Schrifttums sind, erscheinen in ihrer Darstellung die gelegentlichen und meist kurzfristigen Versuche zur Umbildung des Geheimbundes in ein Staatswesen als Abfall von der Gottheit. Uns interessiert nicht die Frage nach der Historizität des Dargestellten, sondern die darin zutage tretende Tendenz der Geschichtsdeutung.

Innen- und außenpolitische Bedrängnisse machen den Wunsch nach staatlicher Führung volkstümlich, um so mehr als die mehr staatlich organisierten benachbarten oder überschichtenden Völker durch ihre Erfolge die größere Wirksamkeit der politischen Organisation erweisen. So löst ein Volkskönig, Saul, den widerstrebenden „Propheten" Samuel ab und rottet die Gilden der Zauberer und Wahrsager aus. In einem Kriege gegen ein Nachbarreich, über das ein die Vernichtung alles Lebens erfordernder „Bann" ausgesprochen ist, verschont Saul den gefangenen König, und sein Kriegsvolk „bannt" nur das minderwertige Vieh, während das wertvolle als Beute heimgeführt wird. Die Entschuldigung des Königs, daß er das Beutevieh habe opfern wollen (im Gegensatz zu dem gebannten kann das durch das Opfer geheiligte Vieh

verzehrt werden), wird von dem Propheten abgelehnt mit der Begründung, daß der Gottheit nicht am Dufte des Opfers, sondern an dem Gehorsam gegen ihren Befehl gelegen sei. „Denn Ungehorsam ist eine Zauberſünde", d. h. ein Vergehen, das den magischen Rechtsstand zwischen Gott und Stamm verletzt. Es ist ein Fall von typischer Tragik, daß nach diesem Fluch den König Glück wie Mut verlassen: in der Nacht vor der Entscheidungsschlacht schleicht der Gebrochene heimlich zu einem Zauberweib, deren einst verachtete Kunst er jetzt anruft. Aber aus der Grube steigt unheilverkündend der tote Prophet herauf, und nach der verlorenen Schlacht stürzt sich der König in sein Schwert. Der Versuch der Staatsräson, den magischen Kampf in einen zweckhaften Krieg zu verwandeln, endet hier mit einer Niederlage.

Das gesamte germanisch-deutsche Mittelalter ist durch diesen Zwiespalt bestimmt. Immer wieder muß der profane Staat die Suprematie des Priestertums anerkennen; aus seiner Hand allein empfangen Könige und Kaiser durch Krönung und Ölung das Charisma, das Legitimität verleiht und zugleich Glück im Kriege, fruchtbares Wachstum im Lande und gute Gesundheit im Volke gewährleistet. Immer wieder sucht der Staat, seines zweckhaften, rationalen und profanen Charakters bewußt, bei den Hütern der magischen Tradition Entsühnung und Heiligung nach, selbst unter Preisgabe wichtiger politischer Rechte. Auch der Sohn der Aufklärung, der Erbe der Revolution, Napoleon, läßt sich, nachdem er seine zivile Ehe kirchlich einsegnen ließ, im altspanischen Ornat durch den Papst krönen. Wenn er sich im letzten Augenblick, den Papst überraschend, auch selbst die Kaiserkrone aufsetzt, — er hat, um seiner Herrschaft die Legitimität zu erwerben, der Hierarchie Devotion erwiesen. Und der revolutionäre Diktator Mussolini sichert nach einem halben Jahrhundert eines vertragloſen Zustandes in seinem Konkordat einen freilich problematischen Frieden mit der Kirche.

Denn keine Hierarchie erkennt die profane Selbstherrlichkeit des Staates an. Dem Katholizismus scheint im Nationalismus die Häresie der Staatsvergottung enthalten. So wirksam erweisen sich noch in unserer Zeit jene magischen Ordnungen, von denen der Staat sich zu emanzipieren trachtet, obwohl er in seinem Wesen an sie geknüpft ist und selbst in seiner rationalen Zweckhaftigkeit das Element des Dämonischen enthält.

Je mehr indessen der Staat an Machtfülle und Eigenleben gewinnt, desto mehr ordnet er den Krieg sich unter.

Solange die Normannen und Wikinger nichts anderes sind als seefahrende Mannschaften, die wohl mehr um des Abenteuers und der Ehre willen, als unter dem Druck wirtschaftlicher Not, vielleicht auch ursprünglich sogar des Handels wegen, auf ihre Raubzüge ausziehen, genügt es ihnen, mit ihren schnellfahrenden Langschiffen in die Flußmündungen einzudringen und in raschem Überfall das offene Land zu „verheeren". Ihr plötzliches Auftauchen erschwert selbst in einem schon einigermaßen staatlich organisierten Gebiet wie im Frankenreich die Organisation der Abwehr. Vieh und Beute aller Art schleppen sie aus den brennenden Dörfern auf ihre Schiffe, und primitive Kriegslisten, die eines grimmigen Humors nicht entbehren, ermöglichen ihnen sogar manchmal die Überrumpelung einer ummauerten Stadt, zu deren Eroberung ihre Kriegstechnik nicht ausreicht. Aber häufig genug werden sie noch an Land von dem alarmierten Aufgebot eingeholt und zusammengehauen. Außerdem machen sie die auch jedem modernen Soldaten vertraute Erfahrung, daß die Plünderung eine wenig rationelle Form der Verwertung des vorgefundenen Eigentums darstellt. Vieles wird dabei zerstört, verbrannt, vergeudet.

Wenn schon die geregelte Verteilung der Beute, um den nachträglichen inneren Zwistigkeiten zu steuern, feste Teilungsgesetze für den ganzen kämpfenden Verband nötig macht, so erlaubt die zunehmende Straffung der Flotten ein neues, zweckmäßigeres Verfahren. Das reine Plünderungssystem wird ersetzt oder wenigstens ergänzt durch ein Vertragssystem, auf Grund dessen die Beuteländer regelmäßige Tribute bezahlen dafür, daß sie nicht mehr geplündert werden. Dieses System ist ertragreicher und vor allem risikoloser, setzt aber beim Angreifer ein gewisses Maß von Vertragstreue und damit die Bändigung der Beutesucht durch eine feste Ordnung voraus, wenn sie dem zahlenden Vertragspartner einen Vorteil bieten und ihn damit zahlungswillig erhalten soll.

Indessen entwickelte sich in den dergestalt verschonten und so erstarkenden Provinzen, wenn die Erinnerung an die Schrecken der Raubzeit verblaßte, die Neigung, sich diesen Verträgen zu entziehen, zumal jede Tributzahlung nicht nur als Last, sondern auch als Schändung empfunden wurde, wie etwa in den Sachsenkriegen der Antrieb zur Tributverweigerung und damit zu den immer er-

neuten Vorstößen und Aufständen weniger durch den verhältnismäßig geringen, mehr symbolischen Tributleistungen ausgelöst wurde, sondern durch den Groll, daß das freie Volk der Sachsen durch die Übersendung von jährlich dreihundert Pferden die Oberhoheit der Franken anerkennen sollte.

Außerdem bildeten die Wikinger, trotz gelegentlicher großer, machtvoller Vereinigungen, mehrere Hundert Schiffe und wohl an zehntausend Mann stark, keinen festgefügten Staatsverband. So konnte es leicht geschehen, daß das Vertragsland von einer am Vertrag nicht beteiligten Gruppe verheert oder der Tribut von unbefugter Seite abgeholt wurde.

Diesen Mißständen konnte man erfolgreich nur begegnen, wenn man einerseits in der Lage war, die Tributzahlung sicherzustellen und andererseits das Vertragsgebiet gegen fremden Zugriff zu schützen. Das einzig wirksame Mittel, das nach beiden Richtungen wirkte, war die dauernde Anlage von Befestigungen im Tributland, die nach innen Zwingburgen, nach außen Schutzburgen waren. Daraus entwickelten sich die Staatenbildungen der Wikinger und Normannen in England, der Normandie, Spanien, Sizilien und Unteritalien und inmitten von Rußland. Wo diese Gründungen mehr als Augenblicksdauer hatten, mußte sich aus der bloßen Beherrschung durch die Gewalt ein Rechtszustand entwickeln, in dem die Erobererschicht im Interesse ihrer Herrschaft den Rechtsschutz der unterworfenen Bevölkerung übernahm. Zwar war allen diesen Staatenbildungen keine lange Dauer beschieden. Denn als reine Männerstaaten und als Herrschaft einer kleinen Minderheit wurden sie entweder wie in Italien und Rußland blutmäßig aufgesogen oder überwältigt und einem größeren Machtstaat eingefügt, wie allmählich die Normandie. Aber ganz abgesehen davon, daß lange Dauer überhaupt nicht zum Wesen des Staates gehört, bildeten sie gerade in Sizilien und Rußland auch nach dem Verlust ihres besonderen Charakters den Grundstock für die auf ihnen sich aufbauenden Staaten, infolge der staatlichen Festigkeit, die sie den von ihnen geschaffenen Organisationen verliehen hatten.

Diese geschichtliche Erinnerung zeigt, wie in sinnvoll-notwendiger Wechselwirkung der Staat aus dem Kampf erwächst und gleichzeitig in seinem Streben nach Verfestigung die ursprüngliche Wildheit des Kampfes sich unterordnet. Die deutsche Hansa hat es trotz günstiger politischer Lage nicht zur Staatenbildung gebracht, da in ihr der händlerische Geist das Kriegertum überwog. Zur selben

Zeit aber hat der Orden der Deutschritter den Grund zu einer der folgenreichsten Staatsbildungen Mitteleuropas gelegt.

Wo der kriegerische Impuls fehlt, bleibt der politische wie der militärische Erfolg versagt. Aber selbst Kühnheit, Kampfkraft und zahlenmäßige Stärke genügen nicht allein, wenn nicht eine überlegene Organisation, der Staat, dem Kampf eine gleichmäßige Richtung gibt und die Kräfte zweckmäßig ansetzt. So waren die Kimbern und Teutonen selbst den militärtechnisch überlegenen römischen Legionen mehr als gewachsen. Aber sie waren keine Staaten, sondern wandernde Bauerntrecks. Darum war ihr Ziel keineswegs Eroberung und Unterwerfung, sondern lediglich Siedlungsland. Nach den ersten vernichtenden Niederlagen der Römer, die den Weg nach Italien freimachten, schickten die Germanen, statt einzumarschieren, Gesandtschaften nach Rom mit der Bitte um Landzuweisung innerhalb des römischen Staatsgebietes, da sie ihr Siedlungsland nicht der Macht, sondern einem friedlichen Vertrage verdanken wollen. Nach dem abschlägigen Bescheid rücken sie ab und ziehen planlos umher. Nach mehreren vergeblichen Zügen erscheinen sie wieder, sich der liegen gelassenen Beute erinnernd, nun aber nicht geschlossen, und werden einzeln vernichtet. Selbst der damals verrottete römische Adelsstaat bewies als Staat mehr Fähigkeit, Zielsicherheit und Intelligenz als die ohne staatliche Führung wandernden Stämme dieser kampffreudigen, aber „unpolitischen" Bauern; ein notwendiges Verhältnis, das auch in dem jahrzehntelangen Ringen zwischen dem Reiche Karls des Großen und dem Stamm der Sachsen am Ende entscheidet.

Die so gefestigte Anschauung ermöglicht uns auch die Deutung der Ereignisse, an denen wir selbst teilgenommen haben. In den ersten Jahren der Republik schien das Reich, zerrüttet, notleidend und kümmernd, eine leichte Beute zu sein für den, der, gestützt auf die noch ungebrochene Kraft der Freikorps, die Hand auf ihn legen würde. Dieser Zustand der Staatsschwäche forderte zur revolutionären Erhebung geradezu heraus Hier bot sich, wie selten in der Geschichte, einer Handvoll entschlossener Männer die Gelegenheit zum Staatsstreich. Sie wurde nicht genützt. Denn diese geborenen Krieger und im Feuer gehärteten Landsknechte waren zwar von der Idee der Nation durchglüht bis zur Selbstvernichtung, auch wenn sich dieser Zustand nicht in ihrem Bewußtsein widerspiegelte, sondern als unerbittlicher objektiver Zwang sie aus Fabrik und Kontor, Kaserne und Universität hinaustrieb. Aber

der Staat wußte nichts mit ihnen anzufangen, er konnte sie nur verraten und niederknüppeln. Aus ihren Bataillonen entstand kein politischer Führer, der als Herzog die Richtung auf den Staat wies und dies Instrument zu verwerten wußte. Selbst der rudimentäre Rest an Staatlichkeit, den die Republik aus dem Erbe des alten Reiches übernommen und noch nicht vergeudet hatte, war dem nationalen und unpolitischen Kriegertum überlegen, und noch ist nicht deutlich, wann und durch welche Entwicklung begünstigt eine ähnliche Gelegenheit wiederkehrt.

•

Der preußische Staat, der sich zur Anschauung unseres Problems bis in die Gegenwart besonders eignet, ist von seinen Gegnern des Militarismus geziehen worden. Zwar stand auch in Frankreich die Armee, in England wenigstens die Marine in hohem Ansehen. Und in dem letzten Jahrhundert war Frankreich an mehr Kriegen und mit kürzeren Abständen beteiligt, hat England skrupelloser Kriege entfesselt und durchgeführt als Preußen. Trotzdem urteilen Franzosen und Engländer darin richtig, daß Preußen-Deutschland zwar nicht kriegslustiger ist als seine Nachbarn, aber daß mehr als in irgend einem anderen Land die Substanz und der Charakter des Staates im Heere dargestellt ist.

Zu der Zeit, da der eigentliche preußische Aufstieg beginnt, am Ende des Dreißigjährigen Krieges, hatte sich der Krieg vom Staate emanzipiert und sich selbständig gemacht. Schon das Mittelalter nach dem Sturz der Hohenstaufen weist, im Großen gesehen, weniger straff und groß geführte Feldzüge als die chronische Reiberei der Fehden auf. In diesen wechselseitigen Kämpfen zwischen Territorialheeren weltlicher und geistlicher Art sowie den erstarkten Städten bildet sich eine Praxis heraus, die weniger auf die Vernichtung des Gegners in der Schlacht als auf seine wirtschaftliche Zermürbung durch die Verwüstung seines schutzlosen Landgebietes abzielt. Besonders die Städte, die ihren angeworbenen, nicht mehr aus Bürgern bestehenden „reisigen Zug" einem meist adligen Stadthauptmann überantworten, beschränken sich im wesentlichen auf diese Kriegstechnik. Schließlich ersetzt vom fünfzehnten Jahrhundert ab allgemein das angeworbene Fußvolk, die Landsknechte, die bisherige feudale Heeresverfassung des durch Lehen zum Kriegsdienst verpflichteten Rittertums, das sich als eine für Staatskriege besonders untaugliche Form des Kriegertums erwiesen hatte.

Obwohl die neue Formation volkstümliche Kräfte und Ordnungen dem Kampfe wieder zuführt, liegt sie doch nicht als sicheres Instrument in der Hand des Staates. Der Staat begibt sich seines ersten Hoheitsrechtes, wenn er den Krieg nicht als seine vitalste Funktion selbst ausübt, sondern ihn in Kommission gibt. Denn häufig treten die privaten und geschäftlichen Interessen des Landsknechtsführers mit den Wünschen des Staates und der Kriegführung überhaupt in Konflikt. Für die italienischen Kondottieri der Renaissance war der Tod jedes Reiters, dem sie Handgeld oder Vorschuß gegeben hatten, oder der Verlust seiner Ausrüstung, die ihr Eigentum war, ein geschäftlicher Nachteil, weshalb man den solche Eventualitäten einschließenden Kampfhandlungen nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Strategische Manöver, kunstreiche Märsche, die die Rückzugslinie des Gegners oder seine Verpflegungsbasis bedrohen, oder auch Intrigen, Bestechungen, Ermordungen ersetzen die eigentlichen Kampfhandlungen.

Die deutschen Landsknechte bewiesen freilich in der kurzen, aber glanzvollen Zeit, in der ihr Orden in Form war, eine überzeugende Kampfkraft. Das Lied von der Schlacht bei Pavia enthält Klänge, die man in Deutschland seit dem Verstummen des germanischen Heldenliedes nicht mehr gehört hatte. Diese besondere Kraft, die dem Namen des deutschen Landsknechts einen die Zeit überdauernden Ruhm verliehen hat, — wir selbst haben diese symbolische Wiedergeburt erlebt — entspringt dem besonderen Wesen des Fähnleins als einer Schwurgenossenschaft. Wenn zufolge dem eigenständigen korporativen Strafrecht der verurteilte Landsknecht den über ihn richtenden Genossen seinen Tod verziehen hatte und in der Speergasse zusammengebrochen war, umzog die Gemeinde der frommen Knechte schweigend oder mit einem geistlichen Lied den Leichnam. Dann erst wurde das Fähnlein, das bisher, Spitze nach unten, im Boden gesteckt hatte, wieder aufgerichtet. Denn der Vollzug der Strafe sühnt das Vergehen und stellt die Ehre des Schwurbundes her, der als Ganzes durch das Verbrechen befleckt war.

Aber diese urtümlich-frommen Züge werden bald durch die finanziellen Praktiken der Fürsten und Heerführer zerstört. Die Landsknechte, besonders die älteren, an exponierten Stellen fechtenden Krieger erhielten einen reichlichen Sold, waren aber verpflichtet, für ihre Verpflegung selbst Sorge zu tragen. Selbst bei regelmäßiger Auszahlung lag die Versuchung nahe, das Geld für angenehmere Zwecke zu verwenden und die Ernährung auf dem Wege

der Plünderung zu ſuchen. Aber in dieſem Stadium der Wirtſchaft und Steuertechnik verfügten die Staaten ſelten über ausreichende Barmittel zu beſtimmten Terminen; die Zahlungen wurden nur unregelmäßig geleiſtet und häufig konnten nach Beendigung des Kampfes die Truppen nicht entlaſſen werden, weil man ſie nicht auszahlen konnte. Die ſo zur Plünderung gezwungenen Scharen wurden demoraliſiert, ihre Diſziplin erſchüttert und damit ihr Kampfwert gemindert.

Aus der Schwurgenoſſenſchaft der Landsknechte erwächſt mit der zunehmenden Staatsſchwäche, die den Übergang von dem mittelalterlichen, religiös begründeten, feudalen Reich zu den modernen abſoluten Territorialſtaaten ausfüllt, das Söldnerheer. Ihm fehlt die magiſche Bindung des Fähnleins. Damit verliert die Fahne ihre bindende und ehrgebietende Kraft. Die neue Bindung durch das Nationalbewußtſein iſt noch nicht entwickelt. So bringen dieſe Heere die letzte, entſcheidende Härte nicht auf. Einem ſtärkeren Gegner ſich zu ergeben und ſofort bei ihm Dienſte zu nehmen, iſt keine Schande; es wird als Abweichung von der Spielregel, meiſt als Vergeltung für eine Verletzung dieſer Sitten, berichtet, wenn bei einem Treffen kein „Quartier“ gegeben oder angenommen wird.

Die ſoziale und wirtſchaftstechniſche Struktur des Söldnerheeres machte einen umfangreichen Troß notwendig, der mit der verfallenden Diſziplin ins Ungeheure wuchs, das Vier- bis Fünffache der kämpfenden Truppe betrug und nicht nur durch ſeine Schwerfälligkeit die Planmäßigkeit und Schnelligkeit der Operationen lähmte, ſondern auch durch ſeine Undiſziplinierbarkeit zur Auflöſung des Heeres beitrug. Nach der Schlacht bei Nördlingen ſind aus einer bewegungsunfähig liegen gebliebenen Bagage, die, vom Krieg vergeſſen, ihr Zeltlager allmählich in eine feſte Siedlung umſchuf, zwei Dörfer entſtanden, die ſich noch heute durch ihre wüſte Sittenloſigkeit und barbariſche Kriminalität von ihrer Umgebung abheben.

Es iſt darum erklärlich, daß in der erſten Zeit das von ſeinem König geführte ſchwediſche Heer, aus Landeskindern gebildet und durch bäuerlich ſtrenge Zucht gebändigt, den verrotteten Berufsheeren an Kampfkraft abſolut überlegen war, bis es in das hölliſche Chaos einbezogen wurde, von ſeinem richtungsloſen Kreiſen erfaßt ſeine Eigenart einbüßte, und, nachdem es ſeinen König bei Lützen verloren hatte, ſich dem Gegner und ſeinen Lebensformen anglich.

Nicht der Staat iſt es mehr, der den kämpfenden Heeren die

Richtung weist. In dem unentwirrbaren Knäuel von einzelnen Kämpfen, die, sich immer neu gebärend, in wechselnder Verschlingung den großen Krieg ausmachen, ist es nur der straff organisierte und an diesem Kampf sich mit Macht sättigende französische Staat, der abwägend und vorausschauend staatliche Ziele verfolgt und erreicht. Der Westfälische Friede zeigt Frankreich in der von ihm immer erstrebten und heute wieder eroberten Situation, Garant der deutschen Libertät und Ohnmacht zu sein. Daneben erreicht Schweden für lange Zeit eine Vormachtstellung an der Ostsee. Aber das Deutsche Reich als Ganzes und in seinen Ländern ist nur Schauplatz, nicht Lenker des Krieges.

Der Herr des Zeitalters ist nicht der König und der Staatsmann, sondern der Krieger. Alles echte und reine Kriegertum ist seiner Natur nach nicht durch rationale Zwecke bestimmt. Nicht der Frieden und die Ordnung, Eroberung von Land und Machtgewinn, sondern die Bewegung, die Steigerung im Vernichten und Vernichtetwerden ist sein inneres Gesetz. Hier scheint die Geschichte einen Raum zu schaffen, nur bestimmt, den großen Kriegern die Stunde ihrer vollkommenen Erfüllung zu geben. Die verlorene Schlacht gegen Tilly wird für den tollen Christian von Braunschweig wettgemacht, weil sie ihm Gelegenheit gibt, sich vor versammelter Mannschaft unter schmetternder Feldmusik den zerschossenen Arm amputieren zu lassen. Ob der Mansfelder an der Elbbrücke siegte oder unterlag, wog weniger in der Zone, die sein Leben bestimmte, als der Augenblick, wo er, ein Flüchtling und schon von seinem Bundesgenossen Bethlen Gabor verraten, von der tödlichen Krankheit zerglüht, angekleidet, den Degen in der Hand, auf die Arme zweier Offiziere gestützt, stehend den Tod erwartet. Auch der einfache Soldat, das Kind des Volkes, wird in dem flammenden Wirbel aus seinen Werken und Ordnungen heraus- und in andere ungeheure Landschaften emporgerissen. Noch im Frieden durchwandert Grimmelshausen in seinem Roman die Welt des Krieges und flüchtet sich, ungesättigt von dem späten Behagen der Bürgerlichkeit in die phantastisch-fernen Räume einer erträumten Insel. So erhebt sich der von keiner planenden Macht gelenkte Krieg aus eigenen Kräften wie ein sprühender Feuerbrand über dem verwüsteten Land, bis er sich selbst verzehrend, zusammensinkend nichts als Trümmer und Asche hinterläßt, ein Bild der Sinnlosigkeit für den, der blind für die hier sich offenbarenden Werte den Krieg mit einem nicht dem Krieg entnommenen Maßstab messen will.

•

Schiller, der einzige wesentlich politische Dichter der Deutschen, hat in seinem Wallenstein das Verhältnis von Krieg und Staat, von Leistung und Legitimität, vom Herzog des Heeres und dem Herrscher des Staates gestaltet.

Nicht gebändigt-kraftvolle Staatsräson, sondern unpolitisch-bigotter Fanatismus hat das Haus Habsburg zur Vernichtung der ständischen und religiösen Freiheit des böhmischen Adels angetrieben, der mit seinem Aufstand das fressende Feuer entzündet hat. Darum konnte nicht der Staat, nur der absolute Feldherr die Rebellion meistern. Wallenstein hat sein ungeheures Vermögen, dessen Höhe wir im gleichsinnigen Verhältnis aller Faktoren nach Milliarden bemessen müssen, der Schwäche des Staates zu verdanken. Habsburg weiß mit den konfiszierten Besitztümern nichts anzufangen; es verschleudert die reichsten Liegenschaften gegen Regimenter und gegen bares Geld an den mit den jüdischen Bankiers Mitteleuropas durch seine Anleihepolitik verbundenen Wallenstein, der das ihm abgetretene Münzrecht in Verbindung mit demselben Konsortium zu einem der großartigsten Inflationsunternehmen ausnützt. So kann er 1625 dem Kaiser eine Armee anbieten, ohne Sold vom Kaiser zu beanspruchen, entschädigt nur durch die Verpfändung, Abtretung und Verleihung eroberter Grafschaften und Herzogtümer. Der Krieg, das ist seine Parole, muß den Krieg ernähren. Aber wenn der Krieg den Krieg ernährt, dann ist der Meister des Krieges der Krieg, nicht der Staat. Der Staat hat jede Hoheit ihm preisgegeben. Nicht die Generale, Obristen, Kapitäne, Korporale und Soldaten des Reiches, sondern die Angestellten, Beliehenen, Verpflichteten des Herzogs bilden die Armee. Ihr Handeln wird nicht durch die Ziele, die dringlichen Wünsche, die flehentlichen Bitten des Wiener Hofes, sondern durch ihre Eigengesetzlichkeit bestimmt. Nicht den Feind aufzusuchen und zu schlagen, sondern die Armee zu ernähren und zu bekleiden, sie zu „konservieren", ist Wallensteins strategisches Gesetz.

Wallenstein ist nicht der Genius des Schlachtfeldes, sondern der Organisator des Krieges und der kluge Beobachter und Nutznießer der organisatorischen Möglichkeiten des verselbständigten Krieges. Der gichtische Sonderling, in Sänfte oder Karosse dem Heere folgend, dessen nahezu monopolistischer Lieferant er ist, ein Liebhaber barbarischen Prunkes, zwischen wachem Nihilismus und okkulter Verfinsterung schwankend, berechnend und verschlossen, gebraucht die Schlacht nur als letztes Mittel. Er scheut den unwider-

ruflichen Appell an die unberechenbare Fortuna, deren Launen er den Sternen abzulisten trachtet. Aber bei dem Versuch, den Staat durch die Armee zu ersetzen, überrascht den Zögernden das Schicksal. Als er die Treue bricht, selbst die Treue gegen einen Staat ohne Würde und Kraft, zerbricht die Treue gegen ihn; der Verrat zeugt Verräter, und noch im Morde triumphiert der Staat über ihn.

*

In den Annalen Einhards vom Jahre 781 wird uns eine Episode aus den Sachsenkriegen berichtet, die einen die ganze Kriegsgeschichte durchziehenden bedeutsamen Zug darstellt. Karl der Große entsendet drei seiner höchsten Beamten mit einer Armeeabteilung gegen die Slawen. Auf die Nachricht von einem bevorstehenden Sachsenaufstand weichen sie von ihrer Marschroute ab und vereinigen sich mit dem an der Weser kommandierenden Grafen Theoderich, einem Vetter des Königs. „So rückte man gemeinsam gegen den Berg Sünteln vor, an dessen Nordseite die Sachsen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Theoderich verschanzte sich nun hier, während die drei, die mit ihm gekommen waren, die Weser überschritten und am Flußufer ihr Lager aufschlugen; man gedachte auf diese Weise den Berg leichter umzingeln zu können. Die drei besprachen sich nun gegenseitig und äußerten die Besorgnis, Theoderich werde den ganzen Ruhm des Sieges haben, falls sie gemeinsam mit ihm die Schlacht schlugen. Sie beschlossen darum, ohne ihn wider die Sachsen zu streiten. Unglücklich war der Angriff, unglücklich war der Kampf. Die Franken wurden von den Sachsen umzingelt und fast alle erschlagen."

Wo der König fern ist und mit ihm die zusammenfassende Kraft des Staates, überrennt der Ehrgeiz des einzelnen kriegerischen Führers die an rationalen Erfolgszielen orientierte Strategie des Staates, der nicht nur um Ruhm, sondern um den Sieg kämpft.

Die Rivalität der Generale hat zu allen Zeiten die Planmäßigkeit der Kriegführung gefährdet; ihre Bändigung gelingt nur in Zeiten der ausgeprägten Staatshoheit. Diese Rivalität ist keine ausschließliche Führereigenschaft. Nicht nur zwischen den Waffengattungen, 1870 z. B. zwischen Infanterie und Kavallerie, 1914 zwischen Infanterie und Artillerie, bilden sich solche Spannungen heraus, sondern die Kompagnien desselben Regiments entwickeln als Entsprechung zu dem ihnen eigenen Gruppenstolz und Gemeingefühl ein mit Verachtung durchsetztes Fremdgefühl gegeneinander, das sich in einem geordneten Heere auf gegenseitige Vorwürfe und

Ruhmesansprüche beschränkt, aber bei einem nur lose fundierten Zusammenhalt bis zum Versagen der Unterstützung und offener Schadenfreude über die Niederlage des Nachbarn ausarten kann. Besonders Koalitionskriege hinterlassen eine erhebliche Reizbarkeit der Bundesgenossen gegeneinander. Man denke nur an die deutsche, sicher ins Mythologische übersteigerte Mißachtung gegenüber den Österreichern und entsprechend deren Erbitterung über die deutsche gönnerhafte Schulmeisterei, wie ebenso jeder amerikanische Kriegsfilm eine naive Verachtung des französischen Alliierten verrät.

Im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, in der Zeit der Staatsschwäche, hat diese Rivalität die kriegerischen Ereignisse entscheidend beeinflußt. Bei der Schwäche und Uneinigkeit der protestantischen Fürsten hätte dem Kaiser ihre Niederwerfung rasch gelingen müssen, wenn nicht zwischen ihm und dem Haupt der Liga, dem Kurfürsten von Bayern, ein auch persönlich fundierter Haß die Zusammenarbeit gelähmt hätte. Schlimmer aber noch war die Abneigung zwischen Tilly und Wallenstein, die mehrfach die Vernichtung des Gegners verhindert hat. Die Abneigung Tillys, des alten bigotten Asketen der Fahne, der weder Wein noch Weiber berührte und das Geld verachtete, gegen den prunkliebenden und geldgierigen Friedländer, der hochfahrend dem Älteren und Geistesschlichten keine Kränkung ersparte, ist menschlich verständlich. Aber daß dem Reich notwendige politische Pläne durchkreuzt wurden, ist ein weiterer Beweis für die Unzulänglichkeit der Staatsführung, die mit dieser, dem Wesen des Kriegers entspringenden Rivalität nicht fertig zu werden wußte.

In diesem Chaos des emanzipierten Krieges versank das Reich, dessen Herrscher die Majestät des Staates um ihres Seelenheils willen den Händen der Priesterkollegien preisgegeben hatten. Nicht Napoleon, sondern Ludwig XIV. hat an seinem Grabe gestanden. Nur das Gespenst des Reiches, ein monströser und blutleerer Schatten überdauerte die Jahrhunderte, bis der Napoleonische Sturm es verwehte.

*

Wie jeder Untergang ist diese Zeit nicht nur ein Ende, sondern ein Beginn. Noch verdeckt durch die überlebenden Vorstellungen und Ordnungen, unscheinbar und unbemerkt beginnt während dieser Auflösung die Gründung des preußischen Staates. Nicht von Anfang an steuert Friedrich Wilhelm sein Staatsziel richtungssicher an, nicht mit einem Schlag vollendet er es. Die erschöpften

Kräfte seines verwüsteten Landes legten dem jungen Kurfürsten Mäßigung auf. Aber in zähem, langem Ringen festigt er die zentrale und ausschließliche Autorität der Monarchie gegen die ständischen Sonderbestrebungen und die Eigensucht der Provinzen, die nicht durch Stammescharakter und landschaftliche Gliederung eine natürliche Einheit darstellen. Verliehen, ererbt, erobert, sind sie bunt genug zusammengestückt und zudem noch ohne territorialen Zusammenhang vom Rhein bis an die Memel und nach Süden bis ins Fränkische verstreut. Nichts ist ihnen gemeinsam als die Staatsführung, die durch einen folgerichtigen, aber nicht schematischen Zentralismus diese kulturell und geschichtlich so verschiedenen Gebiete zu einer Einheit fügt. Jahrhunderte einer defensiven oder aggressiven, aber immer wachen Politik sind nötig, um die Landbrücke vom Osten nach dem Westen zu vervollständigen. Generationen von Herrschern verzehren sich an dem Werk, das Land und das Volk in die Form des preußischen Staates zu zwingen. Denn dieser preußische Staat ist nicht aus Landschaft und Volkstum erwachsen, sondern als bewußte Schöpfung in der wirkenden Geschichte gestaltet. Preußen ist kein Land, sondern eine Idee, kein Stammestum, sondern ein Stil. Es ist die Erscheinung des Staates als der planenden Macht und herrschenden Waltung schlechthin.

Sein Fundament ist der Monarch und sein Heer. An diese Schöpfung aber ging der Große Kurfürst noch während des großen Krieges heran, als er das verwahrloste Söldnertum umbildet in die stehende kurfürstliche Armee. Zwar hat er auch hier längst nicht alles erreicht, was ihm vorgeschwebt hat. Als er stirbt, ist noch längst nicht jeder Leutnant Offizier des Kurfürsten; der einmal aufgetauchte Plan, die Armee statt durch Werbung im Reiche durch die Aushebung von Landeskindern ausschließlich zu ergänzen, mußte aufgegeben werden. Aber die Richtung ist eingeschlagen und wird nicht wieder verlassen.

Er ist sein eigener Kriegsminister und Feldherr. In Polen und Pommern, am Rhein und am Rhin lenkt er selbst Märsche und Schlachten. Seine raschen, immer energischen und klaren Operationen zeigen, welche zielgerichtete Kraft der Monarch als Feldherr dem Kriege gibt. Auf seinen Namen, nicht den eines Kriegsunternehmers, ist diese Armee verpflichtet. Ihre Offiziere, zum mindesten die oberen Chargen, sind seine Offiziere, Träger und Diener der Macht des Staates.

Die willkürliche Kleidung des Söldners, der nur die Berufsbedürfnisse und die — leicht auswechselbare — Feldbinde etwas Gemeinsames verliehen, ersetzt er durch die Uniform. In nichts kommt sinnfälliger die Souveränität des Staates über das Kriegertum und die Begründung des Staates auf die Armee zum Ausdruck als in diesem Vorgang, wie denn der speichelnde Haß der Staatenlosen bis in unsere Zeit mit seiner hämischen Ironisierung der Uniform nicht ihre Träger, sondern den Staat selbst angreift.

Damit ist aber eine neue Begründung der Disziplin gegeben, die nicht mehr als der freiwillig zugesagte Gehorsam gegen den zahlenden Regimentsinhaber, sondern als dem Staate geschuldete Subordination erscheint. Diese Disziplin, als verdammte Pflicht und Schuldigkeit, durchdringt die festgegliederten Bataillone und Schwadronen, in denen sich bei ihrer Dauerhaftigkeit allmählich die verpflichtende Macht der Tradition entwickeln kann.

Nur eine solche Armee ist den Zwecken des Staates gemäß, ist die Form, in der der Staat den Krieg sich unterwirft. Denn der Staat, dem der Krieg ein Mittel seiner Politik ist, bedarf dazu eines Instrumentes, das vollkommen zuverlässig, lenkbar und gehorsam ist, die höchste Kraftleistung bei geringstem Reibungsverlust gewährleistet, sparsam durch Konzentration. Je mehr die Armee Bestandteil des Staates ist, desto weniger kann sie seine Handlungen hemmen, umlenken oder forcieren. Sie bestätigt seinen Machtwillen, aber ihr Gehorsam verhindert sie, die Eigengesetzlichkeit des Kriegertums zur Staatsmaxime zu machen. Wenn auch die Praxis nur Annäherungswerte bringt, so ist doch der einmal erhobene Anspruch richtunggebend.

Diesen Sinn des Gehorsams hat Kleist im „Prinzen von Homburg" dargestellt. Hier tritt dem ritterlich-impulsiven siegreichen Krieger der Herrscher entgegen, der den Sieg nicht aus der Hand des Zufalls, sondern als Frucht beherrschten und planmäßigen Wirkens empfangen will, da allein in solcher Gesinnung die Gewähr für die Notwendigkeit und Stätigkeit des Erfolgs gegeben ist.

Im Vergleich zu seinen militärischen erscheinen die politischen Erfolge des Großen Kurfürsten bei seinen Friedensschlüssen als unverhältnismäßig gering. Das hängt damit zusammen, daß seine stehende Armee — dreißigtausend Mann — die Kräfte seines Staates überstieg, obwohl sie den größten Teil der Staatseinkünfte

verschlang. Sie konnte nur erhalten werden durch Subsidien fremder Mächte, die darum Friedrich Wilhelm nicht ausschließlich als Souverän, sondern als Söldnerführer betrachteten und behandelten. Diese erste kurfürstlich-brandenburgische Armee ist die Grundlage, auf der Friedrich Wilhelm I. weiterbaut. Unter ihm erst wird die Uniform des „Königs Rock"; denn er, der es nie verwinden konnte, daß er es auf der militärischen Stufenleiter nur bis zum Oberst gebracht hatte — es widersprach seiner militärischen Auffassung, sich nach der Thronbesteigung selbst zu befördern, — trug bei festlichen Anlässen nicht das Galakleid der Rokokofürsten, sondern die Uniform seines Potsdamer Regiments; durch die Uniform war der letzte Leutnant mit der Majestät des Königs verbunden. So manifestiert sich hier der Grundtypus des königlichen Heeres.

Der König aber ist der Staat, nicht in dem repräsentativen Sinne Ludwigs XIV., sondern in dem funktionalen Sinne, den Friedrich Wilhelms kindlich-tiefes Wort: „Ich bin der erste Diener des Königs" noch treffender deutet als das bekanntere, diesem nachgebildete Wort seines Sohnes.

Trotzdem die Kontingentierung seit 1733 den Heeresersatz aus Landeskindern zu sichern suchte, war dieses Heer kein Volksheer. Nicht nur deshalb, weil der König als Kurfürst von seinem Rechte der Werbung im Reiche Gebrauch machen mußte und seine langen Kerls aus aller Herren Länder zusammenkaufte, sondern weil in ihrer Struktur die Armee ausschließlich auf den Staat, nicht auf das Volk bezogen war. Die Soldatenehre, nicht die nationale Ehre ist das magische Band, das sie zusammenhält. Schon der unmenschlich harte Drill, das Fuchteln der Soldaten, erweist, daß nicht der freie Gehorsam des Staatsbürgers, sondern die absolute Autorität des Militärs diese Disziplin begründet. Aber gerade dieser, die individuellen Fähigkeiten auf eine gemeinsame Norm zurichtende Drill, die auf einer instinktiven, aber genialen Psychologie beruhende exakte Willensbildung und -formung verleihen der Armee einen bis dahin nicht erreichten Grad von Führungsfähigkeit. Auf diesem Wege wird die Armee zur zuverlässigen „Macht des Staates"; ihre erhöhte Feuergeschwindigkeit, die rasche Manövrierfähigkeit auf dem Marsch, im Übergang zum Gefecht und im Gefecht selbst ermöglicht das preußische Wunder unter Friedrich dem Großen, der das von seinem Vater geschaffene Instrument in Gebrauch nimmt.

Mit tiefem geschichtlichem Recht hat das Volk in seiner Mythologisierung des großen Königs die durch sein Verhältnis zur französischen Aufklärung bestimmten rationalistischen Züge seines Wesens geringer eingeschätzt, als es der an der Erscheinung haftende Historiker zu tun pflegt. Wenn er später erklären will, was ihn eigentlich dazu getrieben habe, die friedlich-literarischen Neigungen seiner Jugend den Mühsalen und Schrecknissen des Krieges zu opfern, so spricht er nicht nur von der Begierde nach Ruhm, sondern von „einem geheimen Instinkt". Dieses Wort entstammt nicht dem Begriffsschatz der Aufklärung; es ist die Dämonie des Schicksals, die Dämonie des Staates, die aus ihm spricht. Ganz Europa nahm Witterung: das ewige, für den Westen immer undurchdringliche und beunruhigende Geheimnis: Deutschland, hatte in ihm wieder Gestalt gewonnen. Besonders die Frauen — und Frauen regierten zufälligerweise damals, legitim oder illegitim in Rußland, Österreich und Frankreich — reagierten mit Abscheu auf den Geruch dieser kalten, bösartigen, frauenfeindlichen Männlichkeit. Denn der absolute Staat ist eine sehr männliche Angelegenheit, und dieser König mit seinen hundertfünfzigtausend Schnurrbärten ist entschlossen, sich dem ganzen Europa und seiner Zivilisation entgegenzustellen. In der Bitternis der letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges ist es der Gedanke, daß die „drei größten Huren Europas" —sicherlich eine gar nicht zutreffende Bezeichnung für die mütterliche Maria Theresia — ihn überwinden wollen, der seine letzten Reserven zum Widerstand mobilisiert.

Großartig erscheint in ihm die planende Initiative des Staates in den dreiundzwanzig letzten Friedensjahren, in denen sein besessener Arbeitseifer, das Geringste noch bedenkend, organisatorisch, kolonisatorisch, richtend und verwaltend der Wohlfahrt seines Volkes dient. Aber selbst noch in dieser rationalen Arbeit verleiht der Fanatismus dieses ungeheuerlichen und asketischen Wirkens seinem Wesen den Aspekt einer wilden Dämonie. Seine entscheidende Leistung von dem Augenblick an, wo er den Krieg *will*, noch ehe er ihn wollen *muß*, bis zu den furchtbaren Jahren, in denen er, fast ein König ohne Land, dessen einziges Reich die Armee ist, mit seinen Soldaten marschiert und schlägt und siegt, nur um sein Glück noch einmal auf die Probe stellen zu können, — in dieser ganzen Zeit ist es die Dämonie seines Wesens, die seine Gegner zugleich reizt und erschreckt, in seinen Preußen die Ehrfurcht vor dem Staat weckt und seine Armee an ihn kettet.

Denn welche Kraft ist es, die seine Bataillone, diese gepreßten und geworbenen Bauern, Handwerker, mißratenen Studenten und abenteuernden Vagabunden, die landfremden Söldner, bei Torgau wieder und wieder in den vernichtenden Kartätschenhagel treibt und sie zwingt, in der finsteren Dorfgasse von Hochkirch lieber feuernd zu fallen als in die rettende Dunkelheit zu desertieren? Es ist die Kraft, die von diesem König ausgeht, der, abgerissen, freudlos alternd, die Welt der Ehre und Pflicht in seiner Person darstellt. Er zwingt diese miserabel entlohnten, schlecht ernährten Grasteufel zu übermenschlichen Leistungen und zwingt durch sie seinen Staat auf die steile und gefährliche Bahn der Geschichte.

Diese Armee ist eine ausgesprochene Angriffs-Armee, darauf dressiert, einen überlegenen Gegner offensiv und zumeist flankierend aufzurollen. Friedrich verachtet die Kriegskunst der Generale seiner Epoche, die lediglich mit Märschen und Gegenmärschen die Kampagnen zubringen. Er verachtet diese Kunst zuweilen zu seinem Schaden und muß gelegentlich durch einige unerfreuliche Retiraden büßen. Aber „Bataillen" gehören dazu, um zu dezidieren", und der Staat sucht im Wagnis die Entscheidung, da er nur so die Erprobung seiner Kollektivkräfte durch das Schicksal vollziehen lassen kann. Darum ist die düsterste Zeit des Krieges nicht der Tag nach Hochkirch oder Kunersdorf, sondern der durch das Lager von Bunzelwitz gekennzeichnete Kriegsabschnitt, wo Friedrich bewegungsunfähig das Gesetz der Entscheidung anderen Händen überlassen muß. Es liegt eine grimmige Gerechtigkeit des männlichen Geschicks darin, daß ihm der Tod von Mütterchen Elisabeth die Handlungsfreiheit wiedergibt, nachdem die energische Zarin infolge allzu ungehemmter Hingabe an scharfe Getränke und muskelstramme Offiziere ihr zeitliches Dasein überraschend beendigt hatte.

Aber Leuthen und Roßbach haben europäische Geschichte gemacht. Als Friedrich heimkehrt aus den sieben mythischen Prüfungsjahren, die er später als „heroische Schwachheiten" ironisiert und während deren er sich mit Ahasver und Don Quijote vergleicht, hat er nicht eine eroberte Provinz verteidigt, sondern dem preußischen Staat den Eintritt in die Geschichte erzwungen. Seine Totenmaske, das unanfechtbare und allein schon ausreichende Dokument seiner Größe, offenbart die Prägung des Schmerzes und der Resignation. Aber sie schimmert in der Verklärung, die der

Adel der Hoheit über die Großen und Einsamen breitet, die ihrem Gesetz die trotzige Treue bewahrt haben.

*

Klinger, der Dramatiker der Sturm- und Drangzeit, sagt in seiner Tragödie „Die Soldaten“: „In ganz Deutschland ist es eine Schande, Soldat zu sein, in Preußen — ein Unglück.“ Das Heldentum hat von der preußischen Armee die soziale Infamie genommen. Zuweilen hat Friedrich selbst gefühlt, daß er nicht nur für Preußen focht, sondern für Deutschland: „Ich muß alle seine Freiheiten, seine Privilegien und seine Religion verteidigen. Wenn ich diesmal unterliege, wird es darum geschehen sein.“ An seinen Taten bildete sich die deutsche Nation.

Goethe sagt rückschauend in „Dichtung und Wahrheit“: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und teilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme derselben entziehen.“

Durch die lebendige und nicht auf Preußen beschränkte Teilnahme des Volkes an dem heroischen Schicksalsgang des Königs hat sich in Deutschland das Nationalgefühl, die Teilnahme des Volkes an den staatlichen Ereignissen entfaltet. Friedrichs absolutes Herrschertum hat, ohne es zu wollen, den Weg zum modernen Nationalstaat freigemacht. Nicht sein Anteil an den Ideen der französischen Aufklärung, aus denen sehr wohl der volkhafte Wohlfahrtsstaat konsequent abzuleiten ist, sondern seine Taten haben der Nation ihr Eigenleben ins Bewußtsein gerufen.

Der große Steppenbrand, der sich im Westen entfachte, heiligurtümliche Ordnungen des Lebens verzehrt hat und zu verzehren noch nicht geendigt hat, griff auch auf Deutschland über. Aber dieses konservative Land wäre allein durch die Vorposten des Westens auf deutschem Boden, die aufgeklärte Intelligenz, trotz aller Vorbereitungen heroischer Art noch nicht so rasch in die nationalstaatliche Entwicklung gedrängt worden, wenn nicht die

Abwehr gegen Napoleon, den Genius des Krieges, dazu genötigt hätte.

Friedrich der Große, legitimer Fürst und Staatsmann, zeigt auf dem ersten Schlachtfelde, bei Mollwitz, als seine geheimen Pläne sich in lärmende und blutige Wirklichkeit verwandeln, eine Unsicherheit, ein menschliches Erzittern, das Napoleon, dem geborenen Meister der Schlacht, fremd war. So zeugungskräftig sich auch das Napoleonische Genie in der ordnenden und planenden staatlichen Arbeit erweist, so ist doch unverkennbar, daß seine Wurzeln im Kriegertum ruhen und daß dieses Reich nicht aus staatlichen Kräften, sondern aus dem Kriege lebt und darum auch vom Kriege verschlungen wird. In dem Augenblick, wo Napoleon, der Sohn der Revolution, sich von dieser Mutter scheidet und in der Kaiserkrönung sich dem Prinzip der Legitimität unterstellt, verzichtet er auf den besonderen Stil seiner Herrschaft. Er versucht das Unmögliche: der Cäsar ist nicht von Gottes Gnaden; er steht allein auf seiner Leistung. In dem tragisch-jammervollen Schicksal des Sohnes, den er mit der erbärmlichen Habsburgerin gezeugt hat, symbolisiert sich dieser verhängnisvolle Irrtum.

Nicht Napoleon hat den französischen Imperialismus geschaffen. Die Erklärung der Menschenrechte war die Form, in der Frankreich seinen Anspruch auf die Weltherrschaft angemeldet hat. Von dieser Stunde an hat die französische Nation eine Mission im Namen des Geistes, und indem es diesen französischen Ideen allgemeine und unbedingte Gültigkeit zuerkennt, ist der Kampf Frankreichs um die Vorherrschaft in Europa sittlich gerechtfertigt, nicht nur in den Augen der Franzosen, sondern aller derer, die bereit sind, diesen Ideen Primat und Verbindlichkeit zuzugestehen, in Deutschland von Magister Laukhard bis zu Heinrich Mann.

Nicht mehr das Heer des Königs zieht unter dem Lilienbanner zu Feld, sondern ein revolutionäres Volksheer unter der Trikolore. Erst dadurch haben die nun entstehenden Nationalstaaten ihre gewaltige Kraftfülle, ihre Kriege den Charakter von Vernichtungskämpfen erhalten. So seltsam es uns erscheinen mag: indem der Nationalstaat die Leidenschaften des Volkes in seinen Dienst nimmt, appelliert er wiederum an jene magischen Gefühle der Stammesfremdheit und des haßvollen Abscheus vor den „Anderen", dessen der absolute Staat nicht bedarf, um seine Regimenter in Marsch zu setzen. Damit beginnt auch unser Problem in seine letzte, entscheidende Phase einzutreten.

Bei Jena und Auerstädt erweist es sich, daß die alte, brave königliche Armee dem Ansturm der neu entfesselten Kräfte nicht gewachsen ist. Wie die schlecht ausgerüsteten, im Vergleich mit der konservativen österreichischen Armee bandenhaft erscheinenden Brigaden Napoleons in Italien, erfüllt von dem Glauben an ihre Sendung, aufgestachelt und gebändigt zugleich durch den größten Soldaten der Epoche, wie ein elementares Hochwasser alle kunstvollen Dämme durchbrechen, überrennt in den Kalkbergen des Saaletals eine brutale, simple, auf den massierten Zentralstoß gerichtete Strategie die vorsichtige tradionalistische Kriegskunst der alten preußischen Generale, wie zugleich die politische Lebensform der neuen Zeit taktisch eine Auflösung der starren linearen Formationen gestattet in Einzelschützen und Schützenreihen, die in selbständigem Vorgehen von einem im Einzelkämpfer lebendigen Impuls gelenkt werden.

Es gehört zum Wesen des Genies, daß es sein einziger Zeitgenosse ist. Alle anderen wirken in Abhängigkeit von überkommenen Vorstellungen, die der Vergangenheit, nicht der Gegenwart nachgebildet sind. Das Genie allein erkennt und verwendet die Ordnungen seiner Gegenwart.

Hat in einem politischen Lebensraum ein Staat die Kräfte der Nation entfesselt und seinen Zwecken dienstbar gemacht, so bleibt den anderen nichts übrig als zu folgen. Vom Staate aus gesehen war Jahns Turnbewegung und die volkstümliche Geheimorganisation des Tugendbundes nicht weniger revolutionär als die Sanskulotten, und der Freiherr vom Stein, der die Kräfte und Empfindungen des Volkes für Ehre und Unabhängigkeit zu mobilisieren wußte, erschien den preußischen Konservativen schlechthin als Jakobiner. Sie alle übertrugen Entscheidungen und Rechte, die bis dahin der Krone vorbehalten waren, dem Staatsvolk.

Folgerichtig beginnt daher der Befreiungskampf mit einem revolutionären Akt: der Konvention Yorks mit den Russen bei Tauroggen. Der Zusammenhang des Königs mit diesem Akt wird nie völlig geklärt werden können. Der Stabsoffizier, der in der kritischen Zeit die Verbindung zwischen dem König und dem General vermittelte, hat das Geheimnis seiner Aufträge mit ins Grab genommen. Auf jeden Fall hat hier ein preußischer General den Verbündeten seines Königs verraten und mit dem Feinde paktiert. Er hat den Willen des Volkes über den Befehl seines Kriegsherrn gestellt und — zum erstenmal in der preußischen Geschichte — dem

Staat den Willen des Volkes aufgezwungen. Ein Patriot war es, der dem König den Text entwarf, der als der „Aufruf an mein Volk“ erschien. In diesem Manifest hat die Krone vor dem Volk kapituliert; sie hat eingestanden, daß ohne die freiwillige Teilnahme des Volkes dem Staat die Bezwingung des Landesfeindes nicht möglich sei. Der Staat bedarf der Hilfe des Volkes. Als Friedrich Wilhelm III. das erste Landsturmbataillon, das Volk in Waffen, vorbeimarschieren sah, sagte er lakonisch: Da unten marschiert die Revolution!

Dem Liberalismus war es immer ein Anlaß zu Vorwürfen, daß nach den durch die Völker errungenen Siegen von 1813—1815 die Staaten die eben mobilisierten Kräfte wieder zum politischen Schlaf verdammen wollten. In der Tat hatte schon der Wiener Kongreß gezeigt, daß die Staaten nicht daran dachten, ihre Souveränität durch Rechte des Volkes einschränken zu lassen. Frankreich konnte mit Geschick sich die Parole der Verbündeten zu eigen machen, daß dieser Krieg gegen den „korsischen Usurpator“, nicht gegen das französische Volk geführt worden sei, und damit die Unversehrtheit seiner Grenzen, besonders in Elsaß-Lothringen, erreichen, eine bittere Enttäuschung für alle auf die Wiedergewinnung des entrissenen Volkstums gerichteten Hoffnungen. Noch herber war die Enttäuschung, daß die staatliche Einheit des deutschen Vaterlandes, die das Kriegsziel der nationalen Bewegung gewesen war, ersetzt wurde durch einen formalen, durch Interessengegensätze zerrissenen und gelähmten Staatenbund.

Zwar hatten die Lieblingsformationen der Bewegung, die Freikorps, in militärischer Hinsicht enttäuscht. Aber wenn schon die Ausrüstung vieler regulärer Formationen nur durch freiwillige Opfer möglich gewesen war, so hatte die Parole „Ehre, Freiheit, Vaterland“ in allen Truppen gezündet, und die eigentlichen Träger der nationalistischen Bewegung, die über die Linientruppen verteilten freiwilligen Jäger, hatten überallhin den Geist eines neuen volkhaften enthusiastischen Kriegertums getragen. Schillers Reiterlied und manche Verse von Körner kennzeichnen diesen hochgespannten patriotischen Idealismus.

Diese Kräfte, einmal vom Staate, wenn nicht wachgerufen, so doch eingegliedert, erhoben nun einen politischen Anspruch auf Grund ihrer soldatischen Leistung. In der Verteidigung gegen diesen Anspruch bildete sich in Wien eine Einheitsfront aller Verhandlungspartner, die nicht unbemerkt bleiben konnte. Die Staaten,

erschüttert durch das Gespenst der Revolution, sammelten sich um das am glänzendsten und erfolgreichsten von Metternich vertretene Prinzip des Legitimismus, der Hoheitsrechte einzig aus verbrieften, durch lange Zeiträume dynastischer Erbfolge geheiligten Rechten abzuleiten gestattet. Professor Schmalz griff im Einverständnis mit dem preußischen Hofe den Tugendbund an und behauptete, daß das preußische Volk 1813 bloß eine einfache Pflicht, etwa wie ein wachestehender Soldat oder ein zum Löschen herbeieilender Feuerwehrmann, erfüllt habe und deshalb auf keine besondere Anerkennung rechnen dürfe.

Aber eben diese legitimen Fürsten hatten auf dem Reichsdeputationshauptschluß ihresgleichen entsetzt und den Legitimismus gebrochen. War es möglich, einige hundert legitime Souveräne auf ein paar Dutzend zu reduzieren, so stand nichts im Wege, diese restlichen Dutzende durch einen Herrscher zu ersetzen oder gar durch die Republik der deutschen Nation, zumal diese legitimen Herrscher in der Napoleonischen Epoche um dynastischer Vorteile willen die Geschlossenheit der Nation verraten hatten. Darum waren die Staaten im Recht, wenn sie in diesen Bewegungen den Geist der Revolution witterten, und als auf der Wartburg 1817 die Burschenschafter sinnbildlich die grundlegenden staatstheoretischen Bücher der Reaktion verbrannten, traten sie damit als nationalrevolutionäre Gruppen aus dem Staate heraus, dessen Rechtsordnung sie nicht mehr anerkannten.

Es ist unhistorisch, in Metternich lediglich einen ungeistigen Reaktionär zu sehen. Dieser geistvolle und persönlich ehrenhafte Diplomat, der seine fast uneingeschränkte Vormachtstellung in Europa nicht zu privaten Zwecken ausbeutete, hat für Jahrzehnte eine fruchtbare und geradezu schöpferische Leistung eines sauberen und intelligenten Beamtentums ermöglicht. Seine Einsicht in das Wesen patriotischer Strömungen bewahrte ihn davor, den Staat auf diese Kräfte zu gründen, eine Beurteilung, die er mit Bismarck gemein hat.

In diesen Jahrzehnten gerät die vom Staate ferngehaltene Bewegung in die Staatsverdrossenheit hinein, die dann den Übergang der Führung von der deutschen Freiheitsbewegung an den hauptsächlich von der ersten emanzipierten Generation des jüdischen Journalismus geführten politischen Liberalismus ermöglichte. Als Bismarck auftrat, war die patriotische Bewegung auf dem besten Wege, den Staat liberal zu durchsetzen und aufzulösen. Es war

sein Werk, daß er dem Patriotismus die „nationale Idee“ entriß und sie zum Werkzeug seiner Staatsschöpfung machte. Er verband, für begrenzte Frist, die nationale Idee mit der realen Macht des auf sein Heer gegründeten preußischen Königtums. Die gewaltige Kraftleistung seiner staatlichen Wirksamkeit beruht darauf, daß er die Kräfte der Nation dem Königtum zuführte und zugleich die Souveränität des Staates in vollem Umfang aufrecht erhielt. Seine drei Kriege fallen in die ersten acht Jahre seiner Herrschaft; nachher bedurfte er dieses Mittels nicht mehr. Denn für ihn war der Krieg im genauesten Sinne „eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, ein Instrument der Politik, kein Vorgang eigenen Rechtes. Seine Kriege stellen das Optimum dar, das in unserer Geschichte in der Bändigung des Krieges durch den Staat erreicht worden ist.

Noch besitzt der Staat die volle Wendigkeit der reinen staatlichen Machtpolitik. Von dem Kriege gegen Österreich sagt Moltke: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes; es war ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materielle Gewinne, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung.“

Der vor allem auf dem Hauptkriegsschauplatz, in Böhmen, genial angelegte und folgerichtig und kräftig durchgeführte Kriegsplan zeigt die vollkommene organisatorische Beherrschung der kriegerischen Notwendigkeiten und zugleich den vollkommenen Einsatz der Armee. Daß es ein „Bruderkrieg“ war, hat die Kampfkraft des Heeres nicht gehemmt, nicht einmal die innere Zustimmung des Volkes, nachdem der Krieg einmal erklärt war, gemindert. Ebensowenig bedurfte aber Bismarck der chauvinistischen Aufreizung des Volkes. Seine Soldaten brauchten in den Österreichern nicht Hunnen zu erblicken, um sie zu schlagen. Die planmäßige Lenkung der Heeresgruppen wird durch keine Eifersucht der Generale durchkreuzt; die sorgfältige Vorbereitung des Nachschubs vermindert die Unbilden des Krieges für die Bevölkerung, wie die Organisation des Sanitätswesens die Leiden der Verwundeten mildert. In sieben Wochen hatten die Waffen darüber entschieden, was zu entscheiden den Intrigen der Diplomaten in fünfzig Jahren nicht gelungen war: die Führung in Deutschland.

Der schwerste Kampf um die Beherrschung des Krieges war Bismarcks Kampf um den Frieden. Die Militärs, der König an der Spitze, drängten, von dem unwahrscheinlich raschen Erfolge mitgerissen, auf die Vernichtung und Demütigung des Feindes. Der Kanzler mußte für die Auseinandersetzung mit dem Westen die Südostflanke des Reiches sichern: sein Ziel war, so wenig Reizbarkeit als möglich zu hinterlassen. Er hat, freilich erst nach harten Kämpfen, den Eigenwillen des Krieges bezwungen und ihn seinen Zielen untergeordnet. Die so gesicherte Neutralität Österreichs und die Militärbündnisse mit den süddeutschen Staaten schufen die Möglichkeit des nächsten, wichtigsten Sieges, der Niederwerfung Frankreichs.

In Zolas „Débâcle" hallt der Schauder nach, mit dem Frankreich den mit der Exaktheit einer Maschine sich vollziehenden Aufmarsch und Vormarsch der deutschen Armeen erlebte. Die strenge Logik der Operationen und die kalte, mathematische Präzision in der Ausführung erfüllte sie mit Haß und Abscheu gegen diese eiserne Versachlichung des Krieges. Umgekehrt hatte Moltke kein Verständnis für den verzweifelten Heroismus, der die improvisierten Armeen der Republik in blutig zwecklose, aber mit zäher Energie erneute Vorstöße hineintrieb. Ihm schien nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs die Kampfpolitik Gambettas ein sinnlos dilettantischer Versuch, das unwiderruflich besiegelte Schicksal zu wenden, wie auch der deutsche Soldat für das der französischen Kriegsauffassung gemäße Soldatentum der Freischaren kein Verständnis besitzen konnte, da ihm Krieg als die alleinige Domäne des Staates, nicht des Volkes, erschien, das hier frevelhaft sich fremdes Recht anmaßte.

Für Bismarck war auch dieser Krieg ein planmäßiger Bestandteil seiner Politik. Er stellte die Machtgeltung Deutschlands im europäischen Raume richtig und war für seine Innenpolitik der Weg zur Einigung Deutschlands. Hier war die Stunde gekommen, um die nationale Idee durch Blut und Eisen mit der Königstreue der Deutschen in der Auseinandersetzung mit den Welschen politisch zu verbinden. Zugleich war das Heer der Deutschen, in großen Schlachten zu einem einheitlichen Organismus eingeschmolzen, die einigende Macht, deren er bedurfte, um die partikularistischen Sonderbestrebungen der Dynastien zu zügeln.

In den entscheidenden Wochen vor Paris hat Bismarck zuweilen schwer unter den „Halbgöttern" des Generalstabes gelitten und es

schmerzlich empfunden, daß er nicht befehlen durfte, sondern mit Beweisen und Betteln den Befehl erst erwirken mußte. Trotzdem hat seine Persönlichkeit auch hier die Staatsnotwendigkeit gegenüber den militärischen Wünschen und dynastischen Privatinteressen, auch seines Königs, durchgesetzt.

Bei der Grenzbestimmung im Friedensschluß ging es ihm um Metz und Straßburg, die Festungen, nicht um Elsaß und Lothringen. „Das Elsaß — er meinte offenbar damit die starke Betonung des Deutschgewesenseins und des Deutschredens der Elsässer durch die Zeitungen — ist Professorenidee."

Trotzdem entstand im Ringen mit dem nationalstaatlichen Frankreich das Deutsche Reich als Nationalstaat. Zwar war der König der oberste Kriegsherr, die aktive Armee Träger des Kampfes gewesen. Zwar war in beiden großen Kriegen die Existenz des Staates, die Krone der Einsatz gewesen. Aber das Ziel der nationalen Bewegung, die Einigung zum Reich, war auch Bismarcks Ziel geworden. Mit Besorgnis sahen die alten Konservativen „den großen Sarostro die liberale Flöte blasen" und Preußen dem Reiche opfern, wie die unentwegten Liberalen in dem neuen Machtstaat nicht die Verwirklichung ihres Traumes vom großdeutschen schwarzrotgoldenen einigen Vaterland erblicken konnten.

Trotzdem übernahm sein Staat das Erbe des liberalen Bürgertums, den Patriotismus, als staatlichen Faktor, und der Reichstag verkörperte das Recht „des Volkes in Waffen" auf die Mitbestimmung der Politik. An dieser Arbeit, den anerkannten Willen des Volkes den Zwecken und Notwendigkeiten des Staates gefügig zu erhalten, hat sich Bismarck verzehrt. Immer einsam, von den alten Freunden verlassen, stand er im Kampf mit einer sich verwandelnden Welt. Die sozialen Spannungen in dem sich entwickelnden Industriestaat zu meistern, hat er nicht mehr vermocht, wenn er auch wie ein treuer Riese das Palladium der Krone gegen die Anmaßungen des plutokratischen Liberalismus und die staatszerstörende Infamie der marxistischen Sozialdemokratie gestellt hat. Das Primat der Außenpolitik als die unantastbare Zentralaufgabe des Staates hat nicht seine Institution des Reiches, sondern die dämonische Größe seiner Persönlichkeit unversehrt bewahrt, — bis zu seinem Sturz. Noch im hohen Alter beschwor er, vergangener Zeiten eingedenk, Wilhelm den Zweiten, dessen Bedürfnis

nach Popularität ihn erschreckte, sich nicht auf eine patriotische Bewegung zu stützen. Denn ihm war der Patriotismus ein mehr stimmungsmäßiges als reales Verhältnis zum Staate, zulänglich, ja nunmehr sogar notwendig als festliche Widerspiegelung der Majestät des Staates im Empfinden des Volkes, aber durchaus unzulänglich als staatserhaltende oder gar staatsbildende Kraft. Denn der Patriotismus ist eine volkstümliche Bejahung des Staates; er ist aber nur so lange möglich oder ungefährlich, als er unter der festen Wölbung eines aus eigener Autorität lebenden Staates haust. Staatsschwäche aber reizt ihn zu unziemlicher Ausschreitung, indem er die Außenpolitik durch volkhafte Sympathien oder unzweckmäßige Antipathien gegen andere Nationen zu beeinflussen trachtet und innenpolitisch sich Führungsrechte anmaßt, die dem Staate allein zukommen. Hier wird sichtbar, daß der Patriotismus seine Herkunft von dem bürgerlichen Liberalismus nimmt und zu der konservativen absoluten Bejahung des Staates im Gegensatz steht.

Jeder Nationalstaat, der auf den freiwilligen und darum ungewissen Gehorsam der Staatsbürger angewiesen ist, muß in seiner Außenpolitik Bedacht nehmen auf Volksstimmungen, sei es auch in der Form, daß er diese Volksstimmungen erzeugt und lenkt. Je mehr eigene Autorität der Staat besitzt, desto weniger bedarf er der ständigen Erregung und Reizung der Abwehrgefühle im Volk: Nach 1870 wäre Deutschland Bismarck in jeden Krieg gefolgt, im Gefühl, daß er doch Recht haben müsse. Je mehr aber die Staatsgewalt aus propagandistisch gelenkten Volksstimmungen hervorgeht oder von ihr abhängt, desto mehr muß sie für ihre Zwecke das Volk im Dauerzustande der Reizbarkeit erhalten. In einem Nationalstaat demokratischer Prägung muß daher das Volk durch geeignete Mittel in der Vorstellung erhalten werden, daß jenseits der Grenze ein mächtiger und angriffslustiger Gegner haust. Nur durch dieses Gefühl der Bedrohung kann dem Volk das Einverständnis abgerungen werden, sich auch im Frieden mit der Last einer schweren Rüstung abzufinden; nur so kann die Bereitschaft, der Kriegsparole zu folgen, gesichert werden. Psychologisch ist aber zur vollen Wirksamkeit die Vorstellung notwendig, daß das bedrohliche Volk jenseits der Grenze böse und mit verabscheuungswürdigen Eigenschaften ausgestattet sei. Diese Moralisierung ist die moderne Einfärbung der urtümlich-magischen Fremdheitsgefühle. So wird ein geifernd-moralistischer Haß, aus dem be-

denklichen Grunde beklemmender Angstvorstellungen erwachsend, die Sprache, in der die Völker voneinander reden. Es gehört zum Wesen der Demokratie, daß sie den Chauvinismus hervorbringen mußte; man muß fürchten und hassen, um kämpfen zu können.

Aber die demokratisierten Nationalstaaten vermögen die Dämonen, die sie so entfesselt haben, nicht mehr zu meistern.

Zunächst nimmt die Setzung eines Erbfeindes der Politik die Wendigkeit. So gewiß zwischen Frankreich und Deutschland ein tiefer geschichtlicher Gegensatz besteht, so wenig darf diese Antipathie zu einer doktrinären Maxima der Staatsräson werden. So war jahrhundertelang der Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg ein ordnendes Prinzip der europäischen Politik. Es gehörte schon die unbefangene Intelligenz eines Kaunitz dazu, um diesen Gegensatz nicht als verbindlich anzuerkennen und ihn in ein Kriegsbündnis zu verwandeln. Hier aber hatte Kaunitz nur die Verblüffung und den Widerstand der Monarchen und ihrer Kabinette zu überwinden. Wo aber die Vorstellung vom Erbfeind jahrzehntelang das Volksempfinden an bestimmte Geleise gewöhnt hat, auf denen die Empfindungsreihen zwangsläufig abrollen, würde sich einer solchen Wendung das ganze Schwergewicht dieses Komplexes entgegenstemmen: der Staat ist in seiner Entschlußfreiheit gehemmt, seine Außenpolitik in der Ausnutzung aller Möglichkeiten behindert. Es ist noch leichter, gegen den Verbündeten von gestern zu kämpfen, da jedes Bündnis Ressentiments auf beiden Seiten beläßt, als sich mit dem Erbfeind zu verbünden.

Noch schwieriger aber war den demokratischen Staaten die Bändigung des Krieges im Friedensschluß. In weit höherem Grad und unter rücksichtsloser Verwendung aller Mittel muß der Wille, im Kriege auszuharren und den furchtbaren Eingriff eines modernen Krieges in die Bluts- und Wirtschaftssubstanz des Volkes zu ertragen, mit Haß- und Angstvorstellungen in geradezu phantasmagorischer Ausschweifung gereizt und durch immer stärkere Dosen stimuliert werden. Nun ist es aber schlechterdings unmöglich, die so aufgepeitschten, im Delirium rasenden Völker am Kriegsende plötzlich wieder so weit zu beruhigen, daß ein sinnvoller Friedensschluß möglich sei. Schon Bismarck hat um Nikolsburg schwerer gerungen als um Königgrätz, — und er hatte nur einen der Einsicht zugänglichen, verantwortlichen Herrscher zu gewinnen. Aber schon 1870 bemerkte Goucourt, daß „die neue Erfindung der Nation" die Völker zwingen werde, sich gegenseitig wie zwei

verschiedene Rattenvölker bis zur beiderseitigen Vernichtung zu zerreißen: Staaten bekriegen sich, Völker zerfleischen sich. Ein Friede — und das Ziel aller Politik ist Friede, der Kampf nur ein Mittel — ist politisch gemeistert nur, wenn er gerecht ist: er muß dem tatsächlichen Rang- und Kräfteverhältnis der Nationen entsprechen, es sei denn, daß die unterlegene Nation in ihrem Bestand ausgerottet wird. Der genügt aber den entfesselten Völkern nicht zur Sättigung ihrer Rachegier, zum Entgelt der ausgestandenen Schrecknisse. Sie wollen Vernichtung, Demütigung, Schändung, womit sie dann den Grund für kommende Konflikte legen.

Kompliziert wird das Problem nun weiter dadurch, daß nicht nur die Völker, sondern auch deren im Staate organisierten hochkapitalistischen Volkswirtschaften gegenüber stehen. Sie sind zwar kaum in der Lage, Kriege zu verhindern, wohl aber imstande, nicht nur den Krieg durch ihre Wucht zu steigern, sondern ihn aus ihren Interessen heraus zu entfesseln. Je geringer entwickelt die Staatlichkeit in einem Lande ist, desto eher ist die nicht an die Staatsraison gebundene Interessenrichtung der Plutokratie imstande, ein solches Land gegen dessen politisches Interesse in den Krieg zu reißen, wozu sie sich der wirksamen propagandistischen Macht der von ihr abhängigen Presse ungehindert bedienen kann.

•

Zwischen dem deutsch-französischen Krieg und dem Weltkrieg liegt die für europäische Verhältnisse ungewöhnlich lange Friedenspause von dreiundvierzig Jahren. In diesem Zeitraum hat Deutschland überhaupt an keinem bedeutenden Kriege teilgenommen. Aber auch die größeren Kriegsunternehmungen der anderen Staaten, wie der Burenkrieg, der russisch-japanische Feldzug und die Balkankriege, spielten sich unter so besonderen Verhältnissen und zumeist nicht zwischen technisch vollentwickelten Nationen ab, so daß die Übertragung der hier gewonnenen Erfahrungen auf einen Krieg zwischen den europäischen Großmächten nicht statthaft schien.

Die Nationen, die 1914 aufbrachen, zogen mit Vorstellungen aus, die ganz wesentlich den Kriegsformen von 1870 nachgebildet waren. Nur die Quantität des Aufgebotes an Menschen und Material, nicht die Qualität des Krieges schien verändert, und mit der Sicherheit eines Axioms wurde allgemein verkündet, daß der Krieg der Millionenheere aus technischen und wirtschaftlichen

Gründen nur Wochen dauern könne und in raschen, wuchtigen Schlägen entschieden werden müsse. Nicht einmal die Generalstäbe hatten die technische Entwicklung vorausgesehen, wie der schon im Oktober die Operationen im Westen lähmende Munitionsmangel der Artillerie verriet. Nur im Osten, gegenüber einem industriell unentwickelten Gegner, wurden wenigstens die deutschen Voraussetzungen zum großen Teil bestätigt.

Aber auch die Staatsführungen waren sich nicht voll bewußt, wie die staatlichen, technischen und sozialen Umbildungen, die in vier Jahrzehnten mit zunehmender Intensität und Schnelligkeit sich vollzogen hatten, sich auf den Krieg auswirken mußten. Nicht mehr die aktive Armee mit jungen Reserven aufgefüllt, im Abstand gefolgt von der Landwehr, sondern das „Volk in Waffen" zog aus, das in den Aggregatzustand des Heeres umzuschmelzen eine unaufhörliche und nie völlig gelöste Aufgabe blieb. Erst zögernd und allmählich wurde die Technik radikal in den Dienst des Krieges gestellt, auf deutscher Seite sogar niemals ganz ohne Vorbehalt; die Zurückhaltung im Bau von Kampfwagen entsprang nicht nur der Materialknappheit, sondern auch einer bestimmten militärischen Tradition. Daß dieser Krieg aber zugleich die schärfste Probe auf die soziale Geschlossenheit der Staaten darstellte, wurde erst in seinem späteren Stadium sichtbar.

Immerhin erwies der Kriegsbeginn, daß die Gefolgsbereitschaft der Völker gegenüber ihren Staaten zunächst durch alle politisch-sozialen Umwandlungen in nichts erschüttert worden war. Die staats- und sozialrevolutionären Tendenzen wurden fürs erste von den Wogen der patriotischen Begeisterung einfach weggespült. Die Opposition der Sozialisten enthielt schon überall ein höheres Maß von Bindung an ihre Staaten, als es ihre radikale Doktrin hätte vermuten lassen. Auch die internationalen Verflechtungen der kapitalistischen Wirtschaft bildeten kein Hemmnis für die staatliche Machtkonzentration der Nationalwirtschaften: im Gegenteil, das hohe Gewinngefälle der Kriegswirtschaft führte den Staaten die unerwartet hohe Energie und Elastizität der kapitalistischen Wirtschaften als starken Kriegsfaktor zu. Auch die in langen Friedensjahren durch die Zivilisation bewirkte Domestikation hatte den natürlichen geschichtlichen Kampftrieb nicht ertötet oder geschwächt. Vielmehr ging gerade aus der harten Schulung im Lebenskampfe und der Ausbildung der technischen Intelligenz der Stil des neuen Kriegertums hervor, wie auch die in der Zivilisation erworbene

leichte Organisierbarkeit und Organisationsbegabung des europäischen Menschen die Voraussetzung für die organisatorischen Leistungen des Krieges geschaffen hatte.

Trotzdem hat nicht der Staat den Stil dieses Krieges bestimmt: er hat sich aus dem Kriege selbst erzeugt. Im Grunde bedeutete das Eingraben im Westen zunächst eine Bankerotterklärung der staatlichen Kriegführung vor dem Kriege selbst. Aber eben in diesem Grabensystem entstand aus sich selbst und in Anpassung an die veränderten Gegebenheiten ein neues Kriegertum und eine neue Kampfform, seit der Sommeschlacht von der Obersten Heeresleitung in ihrer Eigenart erkannt und dann planmäßig entwickelt. Während so das Heer die notwendigen Folgerungen aus der verwandelten Wirklichkeit zog, stand die politische Leitung der neuen Erscheinung dieses Krieges hilflos gegenüber.

Schon die Art, wie das Reich, ohne irgend ein Ziel *ganz* zu wollen, in den Krieg hineingerissen wurde, offenbarte das Versagen der deutschen Diplomatie vor dem Problem des nationalstaatlichen Krieges. Der Westen hatte mit Rücksicht auf den infantilen Charakter der Massenpsychologie seinen Kriegszielen keine politische, sondern eine moralisierende Fassung gegeben und damit eine fanatisierende Parole gefunden, wie sie dem Charakter seiner Nationen entsprach. Die deutschen Ziele schwankten zwischen den Polen der bloßen Verteidigung des status quo ante und nebulosen Annexionsplänen. Der offiziell gezüchtete Optimismus verhinderte die Einsicht darin, daß es nicht um ein Mehr oder Minder an Wohlstand und Behagen, sondern um die nackte Existenz ging. Der soziologischen Tatsache des „Volkes in Waffen" konnte der deutsche Staat nur gerecht werden, wenn er entweder sich zur westlichen Demokratie bekannte oder die aus dem Kriegertum sich entwickelnden neuen Ordnungen von Führung und Gefolgschaft auch zum staatlichen Ordnungsprinzip erhob. Nach beiden Richtungen hin wurden sich widersprechende Ansätze gemacht, die nur das gemeinsam hatten, daß sie auf halbem Wege stecken blieben.

Dieser Zustand ließ das Gewicht der Führung auch im Politischen mehr und mehr zum Heere hinübergleiten, das in der Stunde der höchsten Gefahr in Hindenburg und Ludendorff mit Gestalten von geschichtlichem Rang begnadet worden war, während die wechselnde Serie der Reichskanzler zugleich einen progressiven Abbau der staatlichen Autorität im Innern bedeutete. Da man aber vor einer folgerichtigen Zentralisierung der politischen und mili-

tärischen Leitung etwa in der Hand Ludendorffs zurückschreckte, dem großen Feldherrn aber kein ranggleicher Staatsmann gegenüberstand, war das Ergebnis ein unfruchtbarer Dualismus, der auf beiden Seiten zu Reibungsverlusten und Kompetenzstreitigkeiten führte. Nicht nur wurden die militärischen Erfolge nicht politisch ausgenützt. Die wesentlich von den Militärs unter unzutreffenden Voraussetzungen geförderte Errichtung des Königreichs Polen machte den vielleicht wie im Siebenjährigen Kriege möglichen rettenden Sonderfrieden mit Rußland unmöglich. Das kaiserliche Friedensangebot vom Dezember 1916 paralysierte den Eindruck der rumänischen Niederlage, und die von Erzberger und Scheidemann inaugurierte Friedensresolution des Reichstags, ein politischer Vorstoß gegen Ludendorff, führte nicht nur nicht zu Friedensverhandlungen, sondern versteifte den Kampfwillen der Gegner. Als dann nach dem Eintritt der Union in den Krieg und dem Scheitern der großen Offensive der militärische Rückschlag kam, erwies sich die Geschlossenheit des Reiches als unzulänglich. Der Patriotismus, seinem Wesen nach auf festliche Erhöhung angewiesen und des Erfolges bedürftig, besaß keine staatliche Härte, die ihm ermöglicht hätte, das Unglück zu bestehen. In panischem Entsetzen, in triumphierender Schadenfreude verriet der Pöbel aller Stände das stürzende Kaisertum, um ein ehrloses Leben zu retten. Der nicht gemeisterte Krieg verschlang den Staat und ließ, als die Sturmflut sich verlief, in der Republik einen heterogenen Komplex mit verkümmerter Souveränität und durchaus unzulänglichem Ehr- und Machtwillen zurück, während die Donaumonarchie völlig in fragwürdige nationalstaatliche Gebilde auseinanderbrach.

Erst der Friede zeigte, welche Gefahr unsere Gegner mit ihrem Appell an die urtümlichen, durch die moderne Zivilisation pathologisierten Fremd- und Haßgefühle ihrer Bürger für ihre Staaten heraufbeschworen hatten. Leichter war es, die Heere als die Völker zu demobilisieren, die zum Entgelt für die so lange ertragenen Anstrengungen und Leiden einen ihrem Wesen gemäßen Entgelt beanspruchten. Sie waren nicht durch einen der Staatsräson entsprechenden Frieden, sondern nur durch Vernichtung und vor allem Schändung des furchtbaren Gegners zu sättigen. Mochte Amerika den unwissenden Professor, der es in die europäischen Händel verstrickt hatte, alsbald und England etwas später den demagogischen Einpeitscher Lloyd George desavouieren: das System der Friedensverträge hatte Europa zur dauernden Friedlosigkeit verurteilt,

Frankreich nicht die nötige Sicherheit verschafft und England gezwungen, Frankreich die unbestrittene Hegemonie auf dem Festland zu überlassen, während gleichzeitig der aus dem Kriege erwachsene amerikanische Imperialismus die Weltgeltung des britischen Imperiums erschütterte. Durch sinnlose Grenzziehungen, die nicht von der Staatsräson, sondern vom Völkerhaß diktiert wurden, wurde ein für alle Partner gleich unbefriedigendes Provisorium geschaffen, das Europa in ein explosionsreiches Arsenal von Reizbarkeiten, Spannungen und Konfliktstoffen verwandelte und einer gründlichen Vereinigung harrt. Die fünfzehn größeren und kleineren Kriege, die seit dem Weltkrieg ausgebrochen und von uns nur deshalb wenig beachtet worden sind, weil unsere Ohren noch von dem Dröhnen des gewaltigeren Donners erfüllt sind, haben erwiesen, daß dieser Zustand der Friedlosigkeit für die gesamte Welt Geltung besitzt, zumal die furchtbare Drohung des russischen Geheimnisses überstaatlich in allen kapitalistischen Staaten beunruhigend wirksam ist. Moskau allein hat es verstanden, die Kriegsparole des Westens von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker aufzugreifen und als revolutionäre Waffe gegen den kapitalistischen Imperialismus zu verwenden.

Der besondere Charakter des großen Krieges als eines Koalitionskrieges hat nicht nur in der Kriegführung das nie völlig gelöste Problem der gemeinsamen Leitung und Kooperation neu gestellt; er hat vor allem bei jedem der Verbündeten *nicht* das Bewußtsein der überlegen erwiesenen Kraft hinterlassen. Denn der endlich errungene, so oft gefährdete Sieg ist nur dem Zusammenwirken einer riesigen Konstellation zu verdanken, deren Wiederkehr durch den Kriegsausgang selbst in Frage gestellt ist. Auf diesem Gefühl der Unsicherheit basiert vor allem die französische Politik, die in ihrem Bemühen, eine durch das Zusammenwirken vieler Faktoren erreichte, weder der Geschichte noch den wirklichen Kraftverhältnissen entsprechende Rangordnung der europäischen Nationen als Dauerzustand zu sanktionieren, die vorläufige Friedlosigkeit Europas geradezu garantiert.

Im Zeitalter der Nationalstaaten gilt nur das eine Gesetz: stark zu sein. Der Verzicht Deutschlands auf Machtstellung kann entweder nur eine Episode oder der Übergang zum endgültigen Helotentum sein. Wollen die modernen Staaten in diesem eisernen Zeitalter ihren geschichtlichen Rang behaupten, so bedürfen sie eines metaphysischen Rückhaltes und einer der Notwendigkeit gemäßen Struk-

tur. Für die Prosperität eines kleinen Rings kapitalistischer Machthaber kann man kein Volksheer, das zum größten Teil aus Besitzlosen besteht, marschieren lassen. Ein solches Heer kämpft für Heimat, Besitz und Freiheit der Nation, wenn ihm die Nation noch Freiheit, Heimat und Besitz bedeutet. Sonst mündet der Krieg in die soziale Revolution. Die kapitalistisch-plutokratische Ordnung aber entbehrt, wo sie die echte Staatlichkeit überwuchert, der inneren Würde. Nur wo der Staat das Recht der Nation, das im Wesen ihrer Gottgeschöpflichkeit wurzelt, wahrt, hat er die Autorität, das Opfer des Lebens zu verlangen. Nicht aus der Billigung der Mehrheit der jeweils lebenden Volksgenossen, sondern aus ihrer eigenen metaphysischen Autorität müssen die Staaten ihr Recht auf den Gehorsam ihrer Untertanen ableiten. Nur so entgehen sie dem Schicksal, von den kommenden Kriegen verschlungen zu werden.

Nur wenn sie aus diesen magischen Kräften leben, können sie sich auf die magische Welt des Krieges zu Recht berufen. Wer die urtümliche Macht des Kriegertums beschwört und die Entscheidung des Kriegsglücks anruft, muß selbst an der Würde urtümlicher Ordnungen teilhaben. Der Staat, der die hohe und strenge Rationalität unseres Zeitalters, die Intellektualität der modernen Kriegstechnik mit diesen Kräften einschmelzen kann und so den magischen Realismus der Epoche zum Element der Staatsschöpfung macht, wird über Kräfte verfügen, die ihm die Meisterung des Krieges wie der Staatlichkeit ermöglichen. Wir glauben daran, daß dies eine deutsche Aufgabe ist.

USHMM LIBRARY
01 0001 0132 7723